

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Einhundertfünfundsiebenzig- bis siebenundsiebenzigster Band.

Enthält:

Londoner Mysterien.

Erstes bis drittes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Londoner Mysterien.

Ein Sittengemälde

von

Sir Francis Trolopp.

(Pendant zu den „Pariser Mysterien, von Eugen Sue.“)

Deutsch bearbeitet

von

Erwin v. Moosthal.

Erstes bis drittes Bändchen.



Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Vorwort.

Ich las eben die letzten Kapitel der Mystères de Paris, dieser höchst originellen Schöpfung des französischen Romanschreibers Eugen Sue, zu Ende, welche mir durch den Buchhändler K., den Verleger einer unserer besten Reviews, zugesandt wurden, als mich dieser Herr selbst durch seinen Besuch erfreute und überraschte.

„Nicht wahr, Sir Francis Trolopp?“ hub er an, ohne anscheinend besondern Nachdruck auf seine Worte zu legen, — „es müßte sich ein sehr nützliches und höchst interessantes Werk ähnlicher Art unter dem Titel: ‚Londoner Mysterien‘ schaffen lassen, und gewiß wäre Niemand befugter und geeigneter als Sie, dem so mannigfache Reisen die vielseitigsten Mittel zur Vergleichung unserer Sitten mit denen unserer Nachbarvölker an die Hand gaben, diesen Eröffnungen das Gewand der Wahrheit und die Sprache des Erlebten und Erschauten umzuhängen, da Sie Ihr ganzes Leben damit verbracht haben, die menschliche Gesellschaft in ihren verschiedenartigsten Gestaltungen zu beobachten, da Sie bald die ausgesuchteste Gesellschaft unserer höchsten Stände, bald die verrufensten und geheimnißvollsten Schlupfwinkel des Verbrechens und Lasters zum Schauplatz Ihrer Studien machten, — da Sie heute die obs-

kursten Kneipen von St. Giles, morgen die Salons von Belgrave Square und ein Andermal die Clubbs von Pall Mall besuchen?"

„Allerdings," versetzte ich, — „ein solches Buch ließe sich schreiben, und ich würde es als einen der Menschheit und Humanität geleisteten wesentlichen Dienst betrachten, wenn es einem Autor gelänge, dadurch, daß er die Mängel und Fehler unserer Gesetzgebung enthüllte, zur Abschaffung derjenigen Gesetze und Vorurtheile beizutragen, welche das Elend des Volkes fortpflanzen und jedem geselligen Fortschritt hemmend in den Weg treten. Was jedoch mich selbst anbelangt, so würde ich mich wohl hüten, in diesen Vulkan zu stoßen und diese kochende, gährende Lava aufzurühren; ich könnte mir die Finger daran verbrennen, und verlöre dadurch zuversichtlich jeden Anspruch auf eigene Kritik. Freilich, wenn ich weniger träge und Manns genug wäre, einen vollständigen Plan zu schaffen, der der Eigenschaft des Romanschreibers eben so gut entspräche, als der des Philanthropen; — wenn meine Feder geschmeidig genug wäre, die Gallatage in Windsor, die eigenthümliche positive Sphäre der Comptoirs von Cornhill, das ungeschlachte Wesen der Lichterschiffer in den India-Docks zu schildern — dann, mein lieber K., würde ich Ihnen mein Wort verpfänden, daß ich das Werk schreiben und Ihnen in Verlag geben würde!" ...

„Recht so!" erwiederte mir K., der die Sache gleich im Ernste nahm, — „ich dagegen mache mich anheischig, für jeden Band, welchen Sie mir liefern, fünfhundert Guineen bereit zu halten, und wünsche nur, daß das Werk dadurch um so umfangreicher werde!"

Als der perfide K. nun gar sah, daß ich wärmer wurde und mich lebhafter für diesen Gegenstand interessirte, setzte er noch hinzu: „Denken Sie sich, Sir, welch eine günstige Gelegenheit dieß wäre, Ihrer Laune und Ihrem Witz den Zügel schießen zu lassen, und den Reichthum Ihrer Phantasie im glänzendsten Lichte zu entfalten!"

„Der Phantasie?" rief ich, — „das ist wahrhaftig der gerechteste Vorwurf, den man dem französischen Autor machen kann! — Der Phantasie? wenn die Wirklichkeit um uns her so überreich ist? Die Pariser Mysterien werden gerade deßhalb für jeden schärferen Beobachter stets unvollständig bleiben. Die geheimen Frevel, die schmachvolleren Vergehen, die verborgenen Wunden unseres socialen Zustandes, welche Eugen Sue im Rahmen seines Gemäldes anzubringen unterlassen hat, würden ihm stärkere Beweisgründe, unwiderlegbarere Belege an die Hand gegeben haben, als die Schöpfungen seiner Phantasie, welche Sie so sehr bewundern und zu welchen er sich vielleicht unwillkürlich so sehr hat hinreißen lassen. Ich würde mich dieses Vorwurfs noch in weit höherem Grade schuldig machen, als er, da London mir Frevel aller Art zu Dutzenden und Mysterien Schockweise liefert! Was hilft's, wenn man sich zum Raphael aufwerfen will, wo es verdienstlicher ist, nur Copist, nur Nachahmer und Nachbeter der Natur zu seyn?

„Freies Walten der Einbildungskraft ist ein Fehler, wenn man es sich angelegen seyn läßt, sociale Reformen vorzubereiten; will man Exempel statuiren, so muß man angelegentlichst Alles vermeiden, was von der Wahrheit abweicht, denn der Leser, welchen

man auch nur ein einziges Mal betrogen hat, wird fortan auch in Alles Andere Mißtrauen setzen. Was sollen wir aus diesem Rudolph machen, als eine Art socialen Don Quixote, dessen gute Werke sämmtlich eine lächerliche Seite haben und dessen edelste Handlungen im Grunde nur Gewaltthätigkeiten sind? Kann es etwas Nichtssagenderes geben, als diesen Murph mit seiner Dienstfertigkeit und Aufopferung, diesen Mentor im Kahlkopfe, diesen Merkur ohne Schwingen, diesen Caleb im Kammerherrenfrack oder in der Livree eines Kammerdieners? Gibt es etwas Gefährlicheres, als diese Marien-Blüth, diese für immer verwelkte und in den Staub getretene Blume, deren Kelch auch die heiligste Hand nicht wieder emporzurichten vermöchte? Und nun erst dieser Schlächter, dieses gezähmte Raubthier, dem der Autor selbst Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er ihn, trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen die Todesstrafe, tödten zu lassen sich genöthigt sieht! Und dieser Kommandant, diese lebendige Persiflage, durch welche Sue die Bürgermiliz lächerlich machen wollte! Dieser Polidori, ein verworfener aber übertrieben geschilderter Quacksalber! Dieser Roth-Arm, ein abschreckendes Gespenst, das Walter Scott auch in die kühnsten Gemälde seiner Werke nicht aufzunehmen gewagt hätte! Dieses Hinkebeinchen, eine Inoculation des Lasters und Verbrechens in eine Kindesnatur! Dieses Skelett, diese Mörder, diese Abenteurer aller Art, aller Zeiten und Länder, — wozu dienen sie dem Verfasser bei dem Zwecke, welchen er sich vorgesetzt zu haben vorgibt? Zielt ihre Anwesenheit, ihr Vorkommen nicht vielmehr dahin, das blinde

Vertrauen des Lesers zu beeinträchtigen, und schadet dieß nicht in natürlicher Folge der Wirkung der reformatorischen Ideen, welche der Verfasser so nachdrücklich in den Vordergrund gerückt hat? Und nun erst die Fabel, der Grundgedanke des Ganzen, und die Ausführung! Sollte man nicht meinen, es lägen hier zehnerlei Pläne vor, es würde zehnmal ein neuer Anlauf genommen und doch keiner von Allen zu Ende geführt? —

Ja, in der That! der Grundgedanke des Romans ist schwach, weil er an übergroßer Fruchtbarkeit, ist unwahrscheinlich, weil er an einem allzusichtlichen Bestreben nach Wahrscheinlichkeit leidet. Dieser Rudolph, der sich zum Vorkämpfer der Sittlichkeit gegen alles Bestehende erhebt, der alle Vorurtheile niederschmettern und alle Verbrecher bestrafen will, welche für Gesetz und Rechtspflege unerreichbar sind, — dieser Rudolph ist eine rein imaginäre und, was noch schlimmer ist, eine rein unmögliche Person! In Frankreich, mitten in einer Stadt, deren Polizei für die geschickteste und thätigste Europa's gilt, wäre jener Assisenhof der Wittwen-Allee bald entdeckt worden, und dieser Fürst, der kühner ist, als Christine von Schweden, gewiß nicht ungestraft geblieben, — er hätte fliehen müssen! — Mit welchem Recht hätte dieser Mensch auch in der That sagen können: Dieß hier ist gut, Jenes schlimm; Dieß hier soll Verbrechen, Jenes soll eine edle Handlung heißen; der Schlächter ist eine Natur, die der Verbesserung fähig und dafür empfänglich ist; die Jodlerin, dieses namenlose Geschöpf, verdient die zärtlichste Theilnahme; der Kassier Germain hat zu einem edlen Zwecke und in guter Absicht gestohlen;

Madame d'Harville hat kein Unrecht begangen, als sie ihren Gatten zum Selbstmord trieb; der Nachteule soll der Schädel eingeschlagen werden, Jakob Ferrand soll unter Folterqualen sterben; der Schulmeister, der freilich ein abscheuliches Ungeheuer ist, soll blind werden! die Todesstrafe soll durch eine gehässige Strafe ersetzt werden? und darin gerade findet er eine derjenigen Reformen, die er mit so viel Wärme predigt!... Die Blendung — dieser seltsame tolle Vorschlag, welchen ein in Bedlam gestorbener Philanthrop zu machen wagte, und welche der Gräfin Helena Blessington zu einem sehr gerechtfertigten Witzworte Anlaß bot, als sie sagte:

„Wenn man alle großen Verbrecher und Bösewichter auf diese Weise bestrafen wollte, würde man nicht Hunde genug zu diesem Behufe züchten können, und jeder Blindgeborne käme in den ungerechten Verdacht, ein entlassener Sträfling oder bestrafter Bösewicht zu seyn!"

„Verleiht die Berechtigung, einen Mörder zu tödten, auch die Befugniß, ihn zu verstümmeln und ihn zu ewiger Qual zu verdammen? Die Todesstrafe, die von allen Zeiten und allen Völkern anerkannt worden ist, wurde von den Deisten sowohl als von Materialisten zugegeben, sie wird von der ganzen Staatsgesellschaft insgemein verhängt, welche der Vorsehung gegenüber die Verantwortlichkeit auf sich nimmt, die Strafe eines Verbrechers auszuführen oder einem Unschuldigen eine schleunige Entlastung oder Wiederherstellung zu verwilligen. Die Staatsgesellschaft handelt daher nicht allein nur in der Absicht, Verbrecher einzuschüchtern, wie Herr Sue gemeint ht, und in der einzigen Absicht, die er für nutz-

dringend hält! — Einschüchterung! Abschreckungs-Theorie! schon dieß entsetzliche Wort allein scheint die Falschheit so vieler glänzender Paradoxen zu beweisen, denn die Strafe, welche ein Geblendeter erduldet, ist grausamer, als die Todesstrafe, und ein Unschuldiger, der jene erleiden müßte, würde ja noch länger leiden, ohne daß seine Henker im Stande wären, das Loos zu mildern, das sie ihm bereitet hätten.

„Die augenfälligste der Verbesserungen, auf welche Herr Sue, dieser begeisterte Moralist, anträgt — die so oft in Frage gestellte Aufhebung der Todesstrafe nämlich, die er, wenn sie auch irrthümlich seyn mag, doch noch durch eine weit grausamere Strafe ersetzt wissen will — ist daher sowohl dem Prinzip nach, wie vom moralischen Standpunkte aus vollkommen falsch. — Niemand wird läugnen wollen, daß man, bevor man mit so viel Scharfsinn und Nachdruck auf erhabene Reformen dringt, vor Allem wahr seyn muß! Eine kurze Analyse des Buchs des Herrn Sue würde zeigen, wie nichtig dieser Krieg ist, welchen er den Gesetzen und Vorurtheilen ankündigt. Die Masse seiner Beispiele beweist nur, daß die Mysterien einer großen Stadt nicht alle in Thaten nachzuweisen sind, sondern daß sie vielmehr eher in Absichten und Plänen bestehen; der wahre Scharfsinn des Gesetzgebers besteht aber darin, Gesetze und Institutionen zu geben, die sich eben so gut auf die Gegenwart als die Zukunft gründen.

„Ja, wenn ich Muth genug besäße, ein solches Buch zu schreiben! wenn ich mich im Besitze jenes Talents, jenes Geistes, jenes Witzes, jener feinen Beobachtungsgabe fühlen dürfte, die trotz aller Mängel seines Buches Herrn Eugen Sue zu diesem

gerechten Rufe verholfen haben, so sollte es mir leicht werden, in meinen Erinnerungen eine wahre Geschichte, ein tief ergreifendes Drama aufzufinden, das auf die sprechendste Weise die Größe des Elends und die schrankenlose Erniedrigung und Entsittlichung, so wie auf der andern Seite auch die immense Erhabenheit der Bevölkerung Londons schildern sollte, welche dem Fremden so stolz und mit kühn erhobenem Haupte entgegen tritt, vor seinen Reichen aber und seinen Lords sich so demüthig an den Boden schmiegt. Welch merkwürdigen Anblick sollten mir diese patriotischen Banquets, diese Meetings mit ihrem Ernst und ihrer komischen Wendung, und erst diese Abgeordneten gewähren, die nur von Geldsucht geleitet sind und doch die heiligste aller Leidenschaften im Munde und an der Stirne tragen wollen! Wie wollte ich erst das Parlament schildern, diese Art von Theater, wo so viele Drama's in Gegenwart von Hunderten bezahlter Beifallklatscher aufgeführt werden! Welch herrliche Scene würde mir der Hof einer jungen schönen Königin liefern, wo die glühendsten Wünsche heiß genährte Intriguen unterhalten, deren Ziel nur das Loos eines Queens Consort ist! Wie dankbar wären jene Narrenhäuser mit ihrer Bevölkerung von so manch tüchtigem Verstand, den nur unbändiger Ehrgeiz, Liebe und manchmal auch irgend ein geheimnißvolles Verbrechen ausgelöscht hat! Wie wollte ich diese Ministerien darstellen, hinter deren verschlossenen Thüren eine geheimnißvolle Welt ihr Wesen treibt, eine verworfene Raçe, welche die Verkäuflichkeit zur Religion erhoben hat! Wie wollte ich meine Leser hinter die Coulissen blicken lassen, deren Prime

Donne — meist nur unbekannte Comparsinnen, die von unsern Nachbarn davon gejagt wurden, — durch die Laune eines Herzogs zu Ladies improvisirt oder durch den Willen eines Nabobs zu Edeldamen und Besitzerinnen von Millionen erhoben werden! Welch köstliche Figuren sollten mir erst diese Nabobs selbst liefern, diese abgestumpften Krösus voll Stolz, Launen und Anmaßung, die in ihren prächtigen Equipagen jenen Rührungen und Aufregungen nachjagen, die sie unwiderbringlich verloren haben! Wie wollte ich erst dieses Recht der Erstgeburt beleuchten mit all seinen ungeheuren, himmelschreienden Mißbräuchen, diese Anomalie in den Sitten einer Nation, wo doch jeder Bürger mit Gewalt das Kind liebt, das er wider seinen Willen enterben muß! Wie dankbar würde für mich die Vertheidigung unserer Töchter, unserer Frauen seyn, die mit so viel Bescheidenheit und Zurückhaltung erzogen und doch nur allzuhäufig die Opfer werden, die wir unsern gesellschaftlichen Vorurtheilen bringen! In welch grassem Lichte wollte ich das Wesen unserer Vormundschaften hinstellen, dieser blutenden Wunde, mittelst deren die selbstsüchtige Gesetzgebung dem erwachsenen und einflußreichen Manne alle Gewalt in die Hände giebt, den Minderjährigen schutzlos zu unterdrücken! Welch ein dankbarer Stoff würden nicht unsere Fabriken, wo auf die sichtbarste Weise der Schwache von dem Starken, der Arme von dem Reichen ausgebeutet wird, wo die Menschheit nur ein lebendiger Stoff ist, auf den sich die unerbittliche Industrie wirft! Welch dankbare Objecte wären außerdem noch unsere Matrosen und Flußschiffer auf der Themse, die in stetem Kampf mit

der Landbevölkerung liegen, und unsere Kaufleute in der City mit ihren positiven Ideen und ihren noch positiveren Ehehälften — und unsere Irländer, die Paria's unseres Landes, die wir zu den anstrengendsten Arbeiten verdammt haben — Irländer, deren Namen allein schon ein Schimpf für England ist! Und wie sollte ich erst dieses unterirdische London vergessen, mit seiner nächtlichen Bevölkerung, seiner eigenthümlichen Volksthümlichkeit und seiner Hefe der Menschheit, die zu Mord und Raub stets bereit ist und immer erst erwacht, wenn die Schatten des Abends sich herniedersenken? Nein, wahrlich! alles Das, was ich eben aufgeführt, sollte seinen Platz in meinem Buche finden, dessen Hauptzweck darin bestände, die Schattenseite unserer Gesetze zu enthüllen, die dem Prinzip nach denen von Frankreich so entschieden entgegengesetzt sind und die mir einen lebendigen Beweis lieferten, welch großer Unterschied zwischen Theorie und Anwendung besteht, und wie oft die gleichen Hülfsmittel, auf verschiedenen Wegen benützt, die Einen in das höchste Glück und Reichthum, die Andern in den tiefsten Abgrund der Armuth und des Mangels führen! Mein Buch sollte eine beredte Schilderung dieser ganzen lärmenden Stadt werden, wo Alles nur vor goldenen Götzen sich beugt und jedes Elend in Verzweiflung erstirbt! Es sollte ein lebendiger Rahmen werden um das Gemälde des hochmüthig gewordenen Lasters, des unterdrückten Unglücks, des geschmeichelten Reichthums, der verkannten Menschheit, der mißverstandenen Humanität! Um indeß so viel Uebel zu beschwören, wäre es auch erforderlich, jene unaufhörliche, mächtige und geheimnißvoll thätige Reaktion

zu schildern, die von dem schon seit Jahrhunderten tief gekränkten, nie gehörten und darum stets in Empörung begriffenen Volke ausgeht — jener Reaction und Agitation, die wenigstens stets Widerstand leistet, wenn sie auch das feindliche Element nicht zu zertrümmern vermag. Dieses Volk mit seinen Mysterien, dieses Volk mit seiner ungeheuern Kraft trägt ja allein das Mittel in sich, den Geist des Bösen zu unterdrücken und zu ersticken, der über großen Städten schwebt.

„Der Held meines Romans wäre ferner nicht ein kleiner unmächtiger Fürst, ein deutscher Zaunkönig, der freilich eine höchst wunderbare Schöpfung ist, allein dessen Faust doch an einem Stärkeren sich hätte zertrümmern müssen und dessen fürstlicher Existenz schon bei seinem ersten Auftreten vor der Thüre einer Schmutzhöhle der Garaus hätte gemacht werden können! Nein, ich würde, um die zu Boden getretene Menschheit zu erheben, jenen tollkühnen Zertrümmerer des leider unvermeidlichen Unrechts nicht wählen; ich würde jene nur allzu unbekannten Excentricitäten unterlassen, aber herzlich gerne würde ich jene rührende Madame d'Horville in mein Buch einführen, diese Vorsehung im Salon, welche dem Gegensatz zu der leichtfertigen Lachtaube, diesem schützenden, tröstenden Engel der Dachstuben, bildet den übermüthigen Prunk dieses St. Remy, eines verworfenen Dandy, der sich seine Liebesgunst gleichsam abkaufen läßt, und der den schreiendsten Contrast zu dem Elend des fleißigen Handwerkers Morel bildet, den ich mit einem sorgfältig in Diamant gegrabenen Typus der Geduld, des Muthes, des Fleißes und der Ergebung vergleichen möchte. Hier

würde ich jedoch sowohl eine exemplarische Züchtigung als eine glänzende Wiedervergeltung je nach Verdienst der beiden anbringen. Ohne gerade systematischer Optimist zu seyn, würde ich doch nicht zugeben, daß alles Uebel in der Welt nur geradezu zum Verderben führe; ich würde meine Geschichte ebenfalls mit den berauschenden Liedern und den schmelzend schönen Zügen Cäciliens schmücken, bei der die creolische Gluth sich mit allen Verführungskünsten einer Pariser Cokette vermischt, und würde es sogar nicht verschmähen, zur Ausgleichung das Pipeletische Ehepaar zu adoptiren, diese ergötzliche Carricatur von Philemon und Baucis, diesen zweiköpfigen Cerberus, den man an allen Hausthüren im Weichbild von Paris antrifft.

„Sollte ich also je dieses Buch schreiben, so möchte ich zunächst zu Gunsten der leidenden Menschheit an Gott appelliren; ich würde zwar auch das Mädchen aus dem Volke in ihrer Erniedrigung vorführen, allein gerade der volksthümliche Instinkt sollte mir sie aus dem Sumpf des Bösen emporziehen; die großen Damen sollten nur durch die Stimme der Pflicht zur Wohlthätigkeit angetrieben werden, das Laster sollte durch das Laster gestraft und jene Haupttugenden aller Jahrhunderte, Glaube und Hoffnung, durch die Liebe aufrecht erhalten werden.

„Dieß sollte der moralische und intellektuelle Zweck meines Buches werden; alle jene sonderbaren, unterhaltenden und komischen Excentricitäten unseres John Bull sollten mir zu Hülfe kommen; die Carricaturen unserer Clubbs, unserer Routs, unserer Theater und Tavernen, die ganze groteske Eitelkeit unserer politischen Projekte würde meinem

Werke die ergötzlichste Mannigfaltigkeit gewähren. Zur Belehrung und Warnung für Einheimische und Ausländer würde ich in ihrem grellsten Lichte die Verworfenheit schildern, und die Bestechlichkeit, die sich überall bei Wettrennen und Wahlen, beim Ministerium wie im Parlament, am Hofe wie in der City geltend macht, sowie die Heuchelei, welche man in den philanthropischen Gesellschaften zur Tugend erhoben, und die Freimüthigkeit und Offenheit, welche man in den Mäßigkeitsvereinen für ein Laster erklärt hat; ich wollte darthun, wie Tücke und Hinterlist den Platz des Genies, Unwissenheit und Doppelzüngigkeit aber den des Talents und Verdienstes eingenommen haben ...."

„Bravo! Sir Trolopp!" rief der Buchhändler K., mir ins Wort fallend, „Ihr Buch ist ja bereits fertig! Ich habe Ihr Wort, Sie müssen mir die Mysterien von London schreiben."

„Wie!" rief ich, „sollte ich denn schon einen Plan gemacht haben?"

„Allerdings!" versetzte er mir. „Ohne es selbst gemerkt zu haben, entfalteten Sie so eben vor mir ein herrliches Projekt zu einem socialen Werke, das ein eben so romanhaftes und unterhaltendes, als von dramatischer Lebendigkeit durchwehtes Buch zu werden verspricht."

„Ei behüte!" rief ich; — „ich konnte wohl einige Ideen zusammenbringen, allein um das ganze Werk gleichsam aus Einem Gusse zu schaffen, bin ich nur allzusehr von meiner eigenen Unfähigkeit überzeugt."

„Pure Bescheidenheit!" rief mein Verleger, —

„ich habe nun, wie gesagt, einmal Ihr Wort und bin überzeugt, daß Sie sich demselben nicht mehr wieder entziehen werden."

„Hieße es aber nicht Diebstahl, wenn wir dem französischen Romanschreiber seinen Titel entlehnten?"

„Warum nicht gar!" rief Herr K.; — „wozu solche Bedenklichkeiten? hat er nicht auch den Kutscher des Herrn v. St. Remy von uns entlehnt? hat er ihn nicht auf den reichen Jockey von Derby von Ascott copirt, und sind nicht die Faustschläge, welche er seinen Helden Rudolph austheilen läßt, ebenfalls englischen Ursprungs? — Entlehnen Sie immerhin diesen Titel von Herrn Sue und betrachten Sie es als Buße dafür, daß Sie ihn vielleicht allzuhart beurtheilt haben, denn indem Sie seinen Titel nachahmen, gewähren Sie unwillkührlich dem Talent und Erfolg dieses großen Mannes die gebührende Anerkennung. Auf baldiges Wiedersehen, Sir Trolopp! in einer Stunde sollen Sie die versprochenen fünfhundert Guineen von mir erhalten..."

Auf diese Weise wurde ich von dem mir befreundeten Verleger in einer Schlinge gefangen. Werde nun ich, der ich Form und Inhalt eines allgemein bewunderten Buches geschmäht habe, mit dem meinigen glücklicher seyn? Werde ich dem meinigen Vorzüge vor dem seinigen zu geben wissen? Dieß scheint mir noch eben so schwierig als problematisch, und ich kann nur versprechen, daß ich wenigstens das Meine thun werde, um nach Erreichung jenes Zieles zu streben.

Londoner Mysterien.

Erstes Buch.

Die Gentlemen der Nacht.

I.

Im Nebel.

Es war an einem düstern Sonntag-Abend im November, da der gute Kapitän Paddy O'Chrane im Parlour oder Gesellschaftszimmer*) der Schenke zum Wappen der Krone vor einem riesigen Glase Grog am Tische saß.

Da es jedoch in London mehr als ein halbes Hundert Tavernen gibt, welche das Wappen der Krone im Schilde führen, halten wir es nicht für überflüssig, hier anzuführen, daß das Etablissement, von welchem hier die Rede ist, seine vier mit rothen Gardinen verhangenen Fenster und die von einer steilen Vortreppe von fünf Steinstufen getragene Hausthüre auf die Water-Street im Stadtviertel des Towers ausmündet.

*) Eine Schenke (Tavern) in London darf zwar über, jedoch niemals unter drei Gemächern haben, nämlich das Parlour oder Gesellschaftszimmer für Leute von Stande, Gentlemen; das Bar oder die Schenkstube und das Tap oder die Kneipe, ein größeres Gemach, wo nur die Leute vom Volke, die Hefe der Bevölkerung, sich einfinden.

Der Kapitän Paddy war ein Irländer von Geburt, wie schon sein Name andeutet, wohl seine sechs englische Fuß hoch und erschrecklich mager; er trug einen blauen Frack mit schwarzen Knöpfen, kurze hellgelbe Beinkleider, deren Schnallen ein paar Strümpfe von Florettseide straff anzogen, und plumpe ungewichste Schuhe.

Auf der andern Seite des Parlour saß ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ehrlichen, ruhigen Gesicht. Er trug eine anständige Kleidung, die zwar keineswegs Ansprüche auf Eleganz machte, allein auch nicht gerade auf bedrängte Umstände deutete.

Seine weitaufgerissenen starren Augen hatten jenen stieren Blick derjenigen Gesichtsorgane, in welchen längst jede Sehkraft erloschen ist; er war ein fleißiger Gast der Taverne und gemeinhin nur unter dem Namen des „blinden Tyrrel“ bekannt.

Mistreß Burnett, die unumschränkte Herrin dieses Hauses, welche natürlicherweise ihren Thron im Schenkstübchen hatte, kam von Zeit zu Zeit in's Zimmer und wechselte ein verbindliches Wort mit dem Kapitän Paddy, der offenbar ein Stammgast des Hauses war.

Unter der Thüre, welche die beiden Zimmer verband, stand aufrecht, an den Thürpfosten gelehnt, ein Schenkmädchen von so wunderseltener Schönheit, daß es zu einer Zeit, wo die Künstler noch Fürsten waren und ihre Modelle mit Rollen Goldes bezahlten, sich sicherlich mit Nichtsthun ein Vermögen hätte erwerben können. Um seine edle Stirn, deren Profil an den Schnitt und die idealen Linien der Antike erinnerte, lagerte sich gleichsam ein Lichtschein, eine Glorie von ernster, kraftvoller und ruhiger Würde. Seine langen Haare von der Schwärze des Ebenholzes schienen die Schranke von Tüll durchbrechen zu wollen, die ihnen die Kinnbänder eines Häubchens anlegten, und fielen in reichen Ringeln auf seine halbnackten, musterhaft geformten Schultern hernieder. Ihr Wuchs in den schönsten Umrissen besaß eine verborgene Anmuth, wie sie bei Personen von ihrer Größe sehr selten

ist, und ließ dadurch die stolze Vollkommenheit ihres Gesichts um so mehr hervortreten, wie ein Piedestal in edlen Verhältnissen den Werth einer Statue erst desto augenfälliger zeigt.

In den Zügen des Mädchens waltete der jüdische Typus vor, und das Incarnat der weißen Haut war nicht das der Engländerin.

Aufrecht stand sie da — den Stützpunkt verachtend, welchen das Gesims ihr bot, verneigte sie darum doch nicht die stattliche Büste, deren unbewegliches Profil von Marmor zu seyn schien. Das weitgeöffnete schwarze Auge blieb matt und glanzlos wie das einer Somnambüle, jedes lebenden Strahles baar, und in den Muskeln ihres Angesichts war ebenfalls keine Bewegung zu erkennen. Der Refler der Lampen kreuzte sich auf ihrer matten Stirne, und wurde davon gleichsam angesaugt, wie von der Fläche eines matt geschliffenen Krystalls.

Nach ihr richtete sich unaufhörlich das glanzlose Auge des Blinden, der inzwischen langsam und in kleinen Zügen ein Glas Glühwein schlürfte. Seine Lippen bewegten sich wie in einem leisen Selbstgespräche, wenn sie sich nicht mit dem Glase beschäftigten, und er schien in jeder Pause zwischen den verschiedenen Zügen von einer jener stummen Selbstunterhaltungen in Anspruch genommen, welchen die des Gesichtssinnes beraubten Leute zuweilen sich hingeben.

In der eigentlichen Wirthsstube, dem Tap, waren kaum zuvor etwa zwanzig männliche Individuen angelangt, deren unordentliches Kostüm Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Tracht der Themseschiffer hatte; sie nahmen nicht einmal Platz an den Tischen, sondern tranken stehend und schwatzend Jeder sein Glas reinen Gin.

„Susanna!“ rief der Kapitän Paddy O'Chrane, — „Susanna, mein Herzchen! mische mir einmal für einen halben Schilling Gin mit kaltem Wasser, aber ohne Zucker! — Ein klein Wenig Citrone darunter schadet nichts, Susanna!“

Das junge Mädchen, welchem diese Bitte galt, schien gar nicht zu hören und rührte sich nicht von der Stelle.

„Ich will verdammt seyn, wenn sie mich nur wahrnimmt!“ murmelte der Kapitän vor sich hin; — „ich werde mich wahrlich an Mistreß Burnett wenden müssen! — Hedda, Mistreß Burnett!“

Die Frau vom Hause und Oberpriesterin des Gin-Tempels zum Wappen der Krone trat mit einem ebenso majestätischen als leisen Schritte herein. Ihr Gesicht war ziemlich hoch geröthet, ihre Figur kurz und untersetzt, und auf dem Haupt trug sie eine Haube aus Spitzengrund, deren Kopf wohl seine zwei englischen Fuß in der Höhe haben mochte.

„Ich will verdammt seyn mit Leib und Seele, Mistreß Burnett!“ hub der Kapitän an, „wenn ich nicht schon seit lange Suzy zurufe, — allein der ‚Vanguard‘ könnte ihr meiner Seele einen Achtundvierzigpfünder vor den Ohren abfeuern, ohne daß sie sich auch nur einen Zoll breit regte!“

„Suzy!“ rief Mistreß Burnett mit ihrer gellenden Stimme.

Ein kaum bemerkbares Zucken lief über das Augenlied des Blinden, — das junge Mädchen rührte sich aber nicht.

„Ei, seht nur! Du lieber Gott, Mistreß Burnett!“ rief der Kapitän, „ich wette einen Schilling gegen sechs Pence — ja bei allen Teufeln! ich halte die Wette! — daß sie es nicht für der Mühe werth halten würde, dem Lordmayor in eigener Person Rede zu stehen.“

Während Kapitän O'Chrane in diesem Monologe sich erging, war Mistreß Burnett auf Susanne zugetreten und hatte sie derb am Arme geschüttelt.

„Heda, Du Tagediebsseele! Heda, wach' auf!“ rief sie zornig.

Das schöne Mädchen wich um einen Schritt zurück und Purpurröthe überflog ihr Gesicht. Eine Königin hätte sie um die unwillkürliche Geberde beneidet, womit

sie den brutalen Angriff ihrer Brodherrin erwiederte. Es lag eine Bewegung von so kühnem gerechtem Stolz, von so wahrer Würde in dieser Geberde, daß die Wirthin mit offenem Munde dastund und kein Wörtchen mehr zu äußern vermochte.

Der Blinde lächelte in diesem Augenblick vor sich hin und rieb sich die Hände, als ob irgend ein munterer Einfall ihm plötzlich durch den Kopf gefahren sey.

Susanne nahm inzwischen rasch wieder ihre Haltung stumpfer, trübseliger Gleichgültigkeit wieder an. Der Blitz ihrer schönen schwarzen Augen erlosch eben so rasch und Mistreß Burnett fand ihren Muth wieder.

„Da sehe mir Eins!“ rief sie, — „man gebe einmal einem Unglücklichen Dach und Fach, nehme eine nackte Bettlerin zu sich, und zum schuldigen Danke wird sie es gewiß sich angelegen seyn lassen, das Etablissement zu ruiniren, und durch ihre Trägheit die Kunden zu verscheuchen ...“

„Ei, ei, Mistreß Burnett!“ unterbrach sie der Kapitän; „ich will des Teufels seyn, wenn es mir je einfiel, einen solchen Lärm zu verursachen. Alle Wetter! lassen Sie doch die junge Dirne in Ruhe und geben Sie mir lieber meinen Grog!“

Die Wirthin gehorchte, allein der Ton ungewohnten Tadels, welchen der Kapitän sich gegen sie erlaubt hatte, verletzte sie so sehr, daß sie sich dafür zu rächen beschloß, und deßhalb nach beliebter Weise aller gemeinen Weiber aller Länder, im Vorbeigehen Susanna die geballte Faust unter die Nase hielt.

Das hübsche Mädchen lachte darüber nur verächtlich und der Blinde schlürfte wieder ein Schlückchen von seinem Glühwein.

„In der That!“ murmelte er vor sich hin, „ich ließe mir den heutigen Abend nicht mit hundert Pfund bezahlen!“

Da schlug es eben auf der Wanduhr der Schenke fünf Uhr. Die fremden Männer, welche draußen in der

Wirthsstube ihren Gin tranken, erhoben sich murmelnd, und einer von ihnen, ein Bursche von herkulischem Wuchs, streckte den Kopf zur Thüre des besseren Zimmers herein.

Der Kapitän erhob sich rasch, als er des Fremden gewahr wurde, und winkte ihm bedeutsam zu.

„Recht so, Turnbull! Recht so, verdammter Spitzbube!“ murmelte er vor sich hin und knöpfte seinen engen Frack militärisch bis zum Hals herauf zu; —“ „Susanna! — Geben Sie nur Acht, Mistreß Burnett, Sie werden sehen, daß sie mich jetzt wieder nicht hört! — Heute Abend komme ich wieder, liebe Frau, oder der Teufel soll mich holen! — halten Sie mir bis dahin meinen Grog gefälligst bereit. — Sie wissen ja: für einen halben Schilling Gin mit kaltem Wasser, ohne Zucker, und nur eine Spur von Zitronen darunter!“

Der Kapitän nahm seinen Stock und schritt die Treppe der Schenke hinunter. Die Schiffsleute waren ihm schon vorangegangen. Sie schlugen nun gemeinschaftlich den Weg nach Lower Thames Street ein, die einzige große Straße, durch welche sie noch von der Themse geschieden wurden. Die Matrosen, welche in Gruppen von 3—4 Köpfen zusammen gingen, stellten sich betrunken und jodelten aus voller Kehle; Kapitän Paddy folgte ihnen in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten.

Als der Kapitän an dem Portale des Custom-House*) vorüber ging, wo ein Paar Douaniers müßig auf den Bänken lungerten und geschmuggelte Cigarren rauchten, legte er grüßend die Hand an den Hut.

„Lustige Burschen, nicht wahr, Herr Bittern?“ sagte er zu diesem und deutete auf die Matrosen.

„Lockere Vögel, Herr O'Chrane!“ erwiderte der Duanier.

„Ein verteufelter Nebel!“ bemerkte Paddy weiter.

„Ein höllischer Nebel, Sir!“ war die Antwort.

---

*) Custom-House ist die Londoner Zollstätte, deren Hintergebäude auf Lower-Thames-Street ausmünden.

Am Ende von Botolph-Lane, in einem engen, menschenleeren Gäßchen, das zur Themse hinunter führte, holte Paddy seine Matrosen wieder ein; im tiefsten Schweigen durcheilten sie zusammen das Gäßchen und gelangten an eine halb verfallene Treppe, die längst außer Gebrauch gekommen war, weil Custom-Stairs (die Zollhaus-Treppe) den meisten Schiffern bequemer gelegen war. Der Kapitän warf einen scharfen forschenden Blick um sich, allein es mochte sich wohl nichts Verdächtiges zeigen, da er seinen Leuten ein Zeichen gab, worauf die Matrosen ganz geräuschlos die Treppe zum Wasser hinabstiegen.

„Wer trägt heute Abend den Mantel?" fragte der Kapitän.

Zwei Männer traten aus der Reihe heraus.

Saunie und Patrick?" versetzte der Kapitän; — „Recht so, meine Jungen, paßt nur tüchtig auf! — Und ihr Andern da, rasch in die Boote!"

Saunie und Patrick blieben oben an der Treppe, entfalteten grobe Mäntel, wie sie die Londoner Nachtwächter tragen und die sie eigens zu diesem Zwecke unter dem Arme mitgebracht hatten, wickelten sich darein und legten sich unbeweglich auf den Boden nieder.

Die übrigen Matrosen und der Kapitän Paddy O'Chrane vertheilten sich in gleicher Köpfe-Zahl in drei schwarze Kielboote, deren schmaler Rand nur unbedeutend über die Oberfläche des Wassers emporragte.

„Die Ruder eingesteckt! und vorwärts!" flüsterte in tiefer Baßstimme Paddy, der das Admiralschiff kommandirte.

Die drei Barken verließen schweigend das Ufer, lavirten und bahnten sich mühevoll ihren Weg durch die Fahrzeuge aller Art, welche an beiden Uferseiten das Fahrwasser der Themse versperrten.

Bald glitten sie unter dem riesigen Vordertheile eines großen Kauffahrteischiffes dahin, bald fuhren sie leise unter der Langseite eines regungslosen öden Dampfschiffes hinweg, oder verwickelten ihre Ruder in dem Netz von Tauen und Kabeln, das sie auf allen Seiten umstrickte.

Ein dichter Nebel, fast zum Greifen dick genug, und ganz von übel riechendem Steinkohlendunst geschwängert, lag wie ein unendliches Leichentuch über dem Flusse. Kaum sah man hie und da, einige röthliche, trübe und ferne Lichter durch die Strahlenbrechung des Nebels. Auf den vor Anker liegenden Schiffen, waren fast alle Lichter erloschen und weder auf den Lichterschiffen noch auf den größeren Fahrzeugen auch nur eine Seele zu erblicken. Nur da und dort verkohlte irgend eine vergessene Laterne ihren schwärzlichen Docht über dem Haupte eines eingeschlafenen Nachtwächters.

Es war nämlich ein Sonntagabend; alle Geschäfte schliefen und jenseits der verlassenen, oder nur von Nachtwandlern gehüteten Schiffe, zeigten Southwark und die City, ihre trüben Gasflammen und die dunkelrothen Fenster ihrer Schenken, aus denen in seltenen und mißlautenden Stößen der trunkene Gesang und das Gejohle des Londoner Pöbels herüber schallte.

Die drei Boote des Admirals Paddy O'Chrane hatten endlich die Mitte des Fahrwassers erreicht, und begannen nun stromaufwärts zu rudern.

„Ein hübsches Wetter, Tommy, mein Junge! Beim Teufel ein hübsches Wetter!“ sprach der Kapitän, als man eben unter einem Bogen der neuen Londoner Brücke hinwegfuhr.

„Ein hübsches Wetter, Kapitän!“ versetzte der rüstige Tom Turnbull; — „allein mir däucht, die Fluth muß bald ihren Gipfelpunkt erreicht haben ....“

„Mit der Ebbe tritt auch ein frischer Seewind ein,“ setzte einer der Ruderer hinzu, dessen übermäßige Wohlbeleibtheit fast die ganze Breite des Bootes ausfüllte; — „wir müssen uns beeilen, denn vor dem Seewinde hält der Nebel nicht Stand.“

„Ja laß uns eilen, dicker Charlie! Wir wollen uns tummeln!“ rief ein kleiner Junge, ein munterer frühreifer Bursch, dem man den hübschen Namen Snail (Schnecke) gegeben; — „Ihr wüßt ja, daß wir Seiner

Lordschaft wieder etwas von uns zu hören geben müssen; unsere Taschen sind leer, und das Leben ist verdammt theuer, wie Meister Bob Lantern zu sagen pflegt."

„Stille, Du Haupt-Spitzbube! Stille, mein Lieblingssöhnchen!" sprach väterlich der Kapitän; — „je weniger man von Seiner Lordschaft spricht, desto besser ists; — aber was Teufels ist denn aus dem verdammten Galgenstrick, unserem vielgeliebten Bob Lantern, geworden?"

„Ein Ehemann," versetzte Charlie; — „er hat sich in St. Giles mit einer Creatur von sechs Fuß Höhe vermählt und man bekommt ihn nirgends mehr zu sehen . . . —"

„Oho," rief der kleine Snail; — „Meister Bob ist pfiffiger als wir; er arbeitet jetzt für eigene Rechnung. Des Sonntags am Abend geht er in die Kirchen — freilich nicht um zu beten; — Ihr müßt wissen, daß sich in den Kirchen immer etwas verdienen läßt, denn dort ist noch mancher gute Handstreich zu machen . . .—"

„Schweig, Du Galgenhühnchen! Halte Friede, Du kleiner Schelm!" unterbrach ihn der Kapitän abermals; — „wir sind gerade unter Blackfriars Brücke, wo die Polizeidiener Einem auf der flachen Hand wachsen; — „Charlie, verdammter Tölpel, Du wirst aufrennen — steure nach Backbord, steure ab!"

Charlie gehorchte. Das Boot tauchte aus dem tiefen dichten Schatten hervor, der unter dem Brückenbogen herrschte und beide Ufer kamen von Neuem zum Vorschein.

„Oho," rief Tom Turnbull; — „drei Lichter? da haben wir nicht zuviel an unsern drei Booten."

Die Lichter, von denen Tom eben sprach, ließen sich deutlich durch den Nebel unterscheiden: eines von ihnen glänzte zwischen der Brücke und White Friars, das Andere ließ sich auf dem Flußufer unterhalb Temple Gardens bemerken, und das Dritte endlich erglänzte in Southwark drüben, links von den Treppen von Old Barge House. Alle drei strahlten ein grünliches Licht von großer Helle aus, allein inmitten dieser Lichter und Flammen aller Art,

die in freier Luft oder hinter den Fenstern erglänzten und brannten, mußten diese drei Lichter nothwendigerweise unbemerkt bleiben.

„Wir müssen uns jetzt trennen,“ rief der Kapitän; — „ich behalte mir für meinen Theil den alten Spitzbuben Gruff vor, den besten unsrer Kameraden, und seine verdammte Herberge zum König Georg, die Gott segnen möge! — Du Gibby, magst die Herberge in Whitefriars auf Dich nehmen, und Du, Mitchell, Southwark und das Gasthaus zum Hosenbandorden: — Ich rathe euch, ihr Schufte, betragt euch wie wackere Christen.“

Das eine der Boote steuerte diesem Befehl gemäß Southwark zu; das Zweite ruderte quer durch das Fahrwasser der Themse der City zu und das des Kapitäns fuhr stromaufwärts weiter.

„Wie? Keine gelbe Laterne heute!“ rief Turnbull, „das ist doch sonderbar heut zu Tage, wo die Fremden schaarenweise vom Continent herüber kommen!“

„Das ist ein Glück, so wahr ich gehenkt werden will!“ sprach der Kapitän; — ich mag die gelbe Laterne nicht sehen! — Ist mir doch immer zu Muthe, als müßte ich den letzten Schrei des armen Teufels hören, den man hinwürgt. — Je nun, es mag eine Schwäche von mir seyn, allein so oft ich die gelbe Laterne sehe, vertausche ich den Gin, welchen ich jeden Abend zu mir nehme, mit einem Gläschen Old Tom, *) um mir das Herz zu stärken. Du lachst, Tommy, aber Du Schuft hast kein Herz im Leibe; gleichwohl muß ich Dir sagen, daß es mich jedesmal einen halben Schilling mehr kostet, und das ist schon eine verdammte Ausgabe für mich!“

„Ein Leichnam mehr oder weniger!“ murmelte Turnbull gleichgültig vor sich hin; — „auf die Zahl kommt es ja ohnehin nicht an!“

„Ja wohl, was liegt auch an einem Leichnam?“ meinte der kleine Snail lachend.

---

*) Wachholderbranntwein von besserer Sorte, der stärker ist und schneller berauscht.

„Bah, Kapitän!“ rief der dicke Charlie; — „man muß leben und leben lassen! Wenn unsere drei Gastwirthe da nicht von Zeit zu Zeit ein Paar ihrer Gäste erstickten, was sollte alsdann aus Bishop und Comp., unsern wackern Brüdern und Resurrektionsmännern werden?“

„Was mich anbelangt, so habe ich eine wahre Freude an der gelben Laterne!“ rief der kleine Snail.“

„Wie, Du Bürschchen bist noch so jung!“ murmelte Kapitän Paddy, „und bist gleichwohl doch schon das giftigste Ungeziefer, das ich kenne! — Nimm Dich in Acht, Charlie!“

Das Boot, das dieser nun ganz allein hinsteuerte, hatte eben die Mitte des Flusses verlassen und sich in jenes bunte Gewirr von Lichterfahrzeugen, Flußböten, großen und kleinen Dampfschiffen und Lust-Yachten gewagt, welche die Landungsplätze des Ufers versperrten. Charlie bediente sich des Ruders sehr geschickt, Turnbull übernahm das Steuerruder und das Boot legte unversehrt unterhalb Temple Gardens ans Land.

Der Ort, wo es Halt gemacht hatte, bildete eine Art kleinen Schlupfhafens, und war von oben durch den Vorsprung eines hohen Hauses beschützt, das theilweise auf Pfählen, theilweise auf dem festen Lande stand.

Es war das nämliche Haus, von welchem das Licht mit den starken, grünen Strahlen ausgegangen war.

Paddy tappte im Finstern an einem der ungeheuern Pfähle umher, die das Gebäude stützten, fand einen Eisendraht, der sich in einem Ringe endigte, und klingelte damit.

Ein paar Augenblicke später ließ sich hart oberhalb des Bootes, ein Kreischen und Knarren vernehmen, als ob das Charnier einer Fallthüre sich eben in seinen rostigen Angeln drehe.

„Who's there? Wer ist drunten?“ rief eine Stimme, welche jedoch, klugerweise ihren eigentlichen Klang verändert hatte.

„Fellow! Fellow! mein wackrer Kammerad! Fellow,

mein ehrbarer, würdigster Gruff!“ versetzte der Kapitän; — „Gott soll mich ohne Mitleid verdammen, wenn ich nicht recht erfreut bin, Euch guten Abend wünschen zu können! darf ich fragen, wie sich Eure theure würdige Ehehälfte befindet?“

Paddy wurde bei diesen Worten durch eine tüchtige Ohrfeige unterbrochen, die ihm ein schwerer Ballen gab, welcher am Ende eines Taues oben vom Gebäude herab gelassen wurde, und sich in diesem Augenblicke gerade über dem Boot befand.

„Recht so, Gruff! Recht so, trauriger Spitzbube!“ schalt er halb grollend, halb schmollend! — „ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Du selbst in einer Nebelnacht wie die heutige, durch das Loch Deiner Fallthüre herabgelassen würdest.“

Fluchend wischte er sich rasch das Gesicht ab, trat bei Seite, und seine Leute banden den Ballen los, den sie auf den Boden ihrer Barke warfen; das Tau ging abermals in die Höhe.

„Das riecht nach Biesam,“ sprach Tom, „sicherlich ist das Felleisen irgend eines Herrn vom Stande da drinnen; — Charlie, binde erst die Klappe los, ehe der ganze Kiel überfüllt ist.“

„Die Klappe geht wunderbar gut, Tom!“ versetzte der dicke Ruderer, „allein es sollte mir wahrlich nicht lieb seyn, wenn ich heute Abend noch ein Bad nehmen müßte.“

Bereits schaukelte sich ein zweites Ballen in Mannshöhe über dem Boote, dem dasselbe Schicksal widerfuhr, wie dem Ersten. Das Tau ward noch einmal empor gezogen, bis fünf solcher Ballen beisammen im Boote lagen.

„Good Night!“ rief eine mürrische Stimme herab, das Tau ward empor gezogen und die Fallthüre klappte mit lautem Geräusch zu.

„Rudere Charlie, Du dicker Schwan!“ befahl der Kapitän; — „der Nebel sieht mir ganz so aus, als wolle

er jetzt in die Höhe gehen. — Good Night, Gruff! alter Vampyr, nächtlicher Schlächter, feiger Schächter! Gute Nacht! — Da kommt ja auch schon das Boot von Whitefriars herüber. . . . Hollah ihr Jungen, wie viel habt ihr?"

„Sechs Ballen, Kapitän!" war die Antwort.

„Recht so! rudert nur tüchtig, ihr Jungen! ich sehe da eben die Barke des verdammten Spitzbuben Mitchell, unsers lieben Kammeraden, über den Fluß herüber kommen! — Heda, wie viel habt ihr?"

„Zwei kleine Päcke, Kapitän!" rief Mitchell zurück.

„Zwei kleine Päcke!" wiederholte Paddy achselzuckend und schien nicht sehr damit zufrieden zu seyn.

Die drei Boote ruderten nun wieder flußabwärts, worin sie die Ebbe kräftig unterstützte. Sie kamen rasch vom Fleck und befanden sich daher bald wieder unter den denkwürdigen Bögen der London Brücke.

In Folge eines kräftigen Windes, der sich zugleich mit der Ebbe eingestellt hatte, war der Nebel bedeutend dünner geworden; man sah jetzt deutlich von allen Seiten einen Wald von schlanken, rückwärts gebeugten Masten empor starren, die durch tausenderlei Stränge von dünnem Tauwerk mit einander verbunden waren; das Wasser des Flusses strahlte bereits undeutlich wieder den fernen Schimmer der Gasflammen zurück.

„Das ganze Spiel ist verdorben," rief Turnbull; — „man muß uns sehen, denn die Lampen der Brücke werden uns vollständig beleuchten . . . . —"

„Steure zu, Charlie, dickes Meerschwein!" befahl der Kapitän; — „nur noch ein paar Ruderschläge und wir legen uns hinter einen Dreimaster der Compagnie. So Gott will, kommen wir noch glücklich ans Land; — wenn nicht, so . . . ."

Paddy hielt plötzlich inne, stieß einen tiefen Seufzer aus, und meinte:

„Mir däucht, meine lieben Jungen, das Wasser müsse heute Abend zu einem Bade verdammt kalt seyn!"

Die Barke verließ die Mitte des Fahrwassers, wo die Finsterniß sich allmählig erhellte, und suchte in den Schatten des Dreimasters zu kommen. Charlie ruderte schon nicht mehr, denn man war nur noch ungefähr hundert Brassen von jener Treppe des Quai entfernt, wo die Einschiffung stattgefunden hatte; die beiden andern Boote kamen im selben Augenblicke heran und folgten dem Beispiele des Erstern — sie hielten nämlich plötzlich inne.

„Miaue, Snail, Du sauberer Kater!“ rief der Kapitän diesem zu, und in demselben Augenblick erschallte ein lautes und wunderbar modulirtes Katzengeschrei aus dem Boote; ein paar Sekunden später ließ sich vom Ufer her ein dumpfes Bellen hören.

„Verwünscht, wir sind eingeschlossen!“ murmelte Paddy vor sich hin; „bei alle dem bellt aber der verteufelte Saunie so gut, daß man niemals zu unterscheiden vermag, ob er es ist oder irgend ein räutiger Hund, der sich in den Straßen verlaufen hat. Miaue noch einmal, Snail!“

Das Katzengeschrei ließ sich zum Zweitenmal hören, und ward abermals durch Hundegebell erwidert.

„Es läßt sich nicht länger zweifeln, es ist Saunie,“ murmelte Turnbull; — „das Boot der Zollschutzwächter liegt zwischen uns und der Treppe.“

„Die Pest über diese Hallunken von Douaniers!“ rief Paddy; „thun sie nicht, als ob wir Contrebande machten? — Vorwärts, meine Jungen! wir müssen beilegen und uns Mühe geben, oberhalb der Brücke an's Land zu kommen. Glücklicherweise läßt der Wind nach und der Nebel kehrt zurück — Vorwärts allerseits! —“

Alle drei Boote setzten sich auf einmal in Bewegung, allein im selbigen Augenblick, wo Paddy's Barke aus dem Schatten hervortrat, legte sich eine schwarze Masse hart vor das Vordertheil des Dreimasters der ostindischen Compagnie.

„Barke ahoy! halt da vorne!“ rief eine gebieterische Stimme.

„Steure zu, Tommy! rudere, Charlie!“ rief der Kapitän seinen Leuten zu.

Das Boot wich den vereinten Bemühungen der beiden Matrosen und glitt eilends dem Ufer zu, als plötzlich ein schwerer Haken rasselnd den Bord des Nachens erfaßte und ihn augenblicklich in seinem Laufe aufhielt.

„Haut mir das gleich in zwei Tempo's von einander, meine tüchtigen Jungen!“ rief der Kapitän; — „so wahr es eine Hölle gibt, wir dürfen uns nicht entern lassen.“

Tommy zog ein Schiffsbeil hervor und führte einen wüthenden Streich, daß das Eisen hell erklang.

„Vergebens!“ murmelte er ärgerlich, „der Enterhaken liegt an einer Kette.“

„He da, Barke! halt an!“ rief man in diesem Augenblick von drüben.

Es erfolgte keine Antwort.

Die Kette, an welcher der Haken befestigt war, wurde auf einmal straff angezogen, und das Boot nachdrücklich nach der schwärzlichen Masse hingezogen, die nichts Anderes war, als ein Wachtschiff der Douane.

Der Kapitän drückte sich den Hut tief in den Kopf und steckte den Stock in den Gürtel.

„Gebt Acht!“ rief er; — „der Teufel soll mich holen, wenn ich heute Abend Lust hatte, ein Bad zu nehmen, allein was hilfts? — Tritt bei Seite, Charlie, Du stehst ja gerade auf der Fallthüre! . . . . Laß jetzt das Tau der Klappe schießen, Tommy! und nun rette sich Jeder, so gut er kann!“

Es war nicht anders, als ob die Versenkung eines Theaters jetzt zu spielen beginne. Der Boden der Barke öffnete sich plötzlich und Menschen und Ballen schwammen im Wasser: der Enterhaken des Ausliegers zog nur eine leere, durchlöcherte Ruine von einem Boote an Bord.

Die beiden andern Barken machten sich diese Ueber-

raschung zu Nutze und ruderten hinter dem Ausleger weg, nach dem Landungsplatze zu, wo die Mannschaft des Admiralbootes fast zu gleicher Zeit mit ihnen ankam.

„Das Wasser ist verdammt kalt," rief der Kapitän als er den Fuß auf die Treppe setzte; — „hol mich der Teufel, mich friert."

Er hatte weder Hut noch Stock verloren.

Snail schüttelte sich wie ein nasser Pudel, miaute und verkroch sich unter Saunie's Mantel, der aus Spaß bellte.

Die Andern luden rasch die Ballen auf ihre Schultern und eilten hastig die finstern engen Gäßchen im Stadtviertel des Tower's hinauf, wobei sie jedoch dießmal geflissentlich Sorge trugen, nicht an dem Zollhaus vorüber zu kommen.

Was unsern guten Kapitän Paddy O'Chrane anbelangt, so begab er sich rasch nach Hause, um die nassen Kleider, gegen einen andern blauen Frack und andere hellgelbe Beinkleider zu vertauschen, worauf er sich denn abermals in die Taverne zum Wappen der Krone begab.

In demselben Augenblick, wo er die bessere Schenkstube der Taverne betrat, endigte sich eben ein anderer gewaltthätiger Auftritt zwischen Mistreß Burnett und ihrer Dienerin Susannah, ganz dem ähnlich, den wir weiter oben beschrieben hatten. Den lauten zornigen Schimpfreden ihrer Brodherrin setzte Susannah eine Ruhe entgegen, die auf Apathie oder Verachtung deutete. Mistreß Burnett war nie in dem Rufe sonderlicher Geduld gestanden; durch den Stumpfsinn der Dienerin aufs Aeußerste getrieben, erhob sie jetzt die Hand und führte einen rauhen Streich auf Susannah's bleiche Wangen.

„Alle Wetter!" dachte Paddy, „das wird meinen Grog bedeutend verzögern."

Der Blinde hatte, während der nautischen Excursion der Uebrigen sich nicht vom Platze gerührt, sondern sich vielmehr eine zweite Portion Glühwein reichen lassen. Er hatte wahrscheinlich das Klatschen der Ohrfeigen

gehört, denn er erhob sich jetzt plötzlich, sein Hals reckte sich weit aus und auf seinem sonst so nichtssagenden Gesicht war plötzlich eine Neugier zu sehen, die sich bis zur Leidenschaft steigerte.

„Blitz, was für ein weiblicher Dragoner!" murmelte er halblaut vor sich hin; „das ist ja ein wahrer Satan von einer Frau."

Susannah schien von der erfahrenen Mißhandlung furchtbar erschüttert; ihre bleichen Züge zuckten zusammen und ein düsteres Feuer glimmte in ihrem Auge. Da ihre kräftige Natur sich instinktmäßig gegen eine solche Beleidigung empörte, hätte man erwarten sollen, daß sie nun auf einmal vorwärts springen und auf ihre Brodherrin eindringen werde, um sie zu schlagen; ihr ganzer geschmeidiger und muskulöser Körper richtete sich plötzlich empor, wie der edle Rücken eines anmuthigen jungen Panthers, der auf seine Beute losstürzen will.

„Nun ja!" murmelte der Kapitän vor sich hin, „ich wette jetzt einen Schilling gegen sechs Pence, daß meine werthe Freundin ihren Theil mit Zinsen zurückerhält; mir will's aber fast erscheinen, als ob daran eben nicht viel gelegen wäre und das Mädchen nicht so ganz unrecht hätte!"

Mistreß Burnett mochte denselben Gedanken hegen, denn die dunkle Röthe auf ihren Wangen machte plötzlich einer tödtlichen Bläße Platz und sie zitterte unwillkührlich.

Das hübsche Mädchen wußte indeß bald seinen Zorn zu bewältigen, kreuzte die Arme über der Brust und warf nur einen Blick kalter Verachtung auf die Wirthin.

Der Blinde stieß einen Seufzer aus, der dem jungen Mädchen füglich für einen Trost gelten konnte. Susannah äußerte kein Wörtchen weiter, sondern durchmaß nur mit langsamen Schritten das Schenkstübchen und stieg die Steintreppe vor dem Hause hinab.

Tyrrel warf eine Krone auf den Tisch, vergaß sich darauf heraus geben zu lassen und schlich sich tappend hinaus.

„Ei seht doch," rief Kapitän Paddy, „da hat die hübsche Wirthin die Rechnung ordentlich ohne den Wirth gemacht; sie hat das wackere Mädchen geradezu aus dem Hause vertrieben. Suzy braucht heute nicht auf der Straße zu übernachten, denn der verdammte Tyrrel wird ihr schon für ein Obdach sorgen, wenn er anders nicht zuvor den Hals bricht."

Als Tyrrel unten an der Treppe angekommen war, beugte er lauschend den Kopf vorwärts und hörte, wie leise Fußtritte sich in der Richtung nach der Themsestraße hin entfernten; augenblicklich machte er sich selbst auf den Weg, jene Richtung einzuschlagen.

Susannah's Schritt war fest und tönte in regelmäßigen Zwischenräumen auf dem Pflaster wieder; sie schien gar keine Eile zu haben. Im zweifelhaften Lichte der Gas-Reverberen erreichte die Schönheit ihrer Formen eine fast phantastische Vollkommenheit. Tyrrel folgte ihr ohne Zaudern und ohne sich tastend den Weg zu suchen, gleich als ob ein geheimnißvoller Instinkt die düstere Nacht seines Auges erhellt hätte.

Als Susannah Lower-Thames-Street verließ, schlug sie denselben Weg ein, den die Matrosen zuvor gegangen waren und betrat dasselbe schmale Gäßchen, das zum Flusse hinunterführte.

Tyrrel sprang vorwärts und holte sie noch ein.

„Wohin gehen Sie, liebes Kind?" fragte er sie besorgt.

„In die Themse," erwiderte Susannah düster, ohne inne zu halten oder ihren Schritt zu beeilen.

Es war das erste Wort, das Tyrrel aus ihrem Munde hörte; ihre sanfte, ernste und wohllautende Stimme paßte ganz zu dem Ausdrucke ihres Gesichts; sie war so schön, aber auch so schwermüthig, wie dieses.

„In die Themse?" fragte Tyrrel; — „wäre es möglich, daß Sie an den Tod dächten?"

„Allerdings!" erwiderte Susannah.

„Und warum denn, liebes Kind? aus welchem Grunde?" forschte er weiter.

„Weil ich für die Zukunft eben so wenig eine Hoffnung, als für den jetzigen Augenblick ein Obdach habe,“ versetzte sie.

„So will ich Ihnen ein Asyl geben, Susannah, und neue Aussichten für Sie eröffnen,“ sagte Tyrrel.

Susannah stand nicht von ihrem Vorhaben ab.

„Schon oft sind Leute zu mir gekommen und haben mich in solcher Weise angeredet,“ sprach sie; — „sie wollten mich erkaufen; — auch Sie sind wahrscheinlich, wie die Andern, allein Sie mögen erfahren, daß ich keine Waare bin, — man kann mich nicht erkaufen!“

„Da sey Gott vor,' daß ich solche Absichten auf Sie hegte,“ betheuerte der Blinde.

„Ich liebe einen Mann,“ fuhr sie fort, — „das ist für mich Grund genug, mich nicht zu verkaufen.“

Tyrrel bebte erstaunt zurück.

„Sie haben also sonst keinen Grund dazu?“ fragte er sie.

„Keinen,“ versetzte das Mädchen trocken.

Sie wollte noch die wenigen Schritte zurücklegen, die sie von der Themse trennten; allein Tyrrel ergriff ihren Arm und fragte sie mit einer seltsamen Regung von Neugier:

„Sie haben also nicht das Motiv des Schamgefühls für Ihre Handlungsweise? Sie würden sich also nicht schämen, würden es für keine Schmach halten, wenn Sie sich verkauften, Susannah?“

„Schämen? Schmach?“ wiederholte sie, — „keineswegs.“

„Was hat Ihnen denn Ihre Mutter hierüber gelehrt?“ fragte Tyrrel überrascht.

„Nichts,“ gab sie trocken zur Antwort; — „ich bin das Kind einer Frau, die von meiner Wiege weg entfloh, und eines Juden, der in Tyburn gehenkt wurde, weil er gestohlen hatte.“

Der Ton, in welchem Susannah diese Worte geäußert hatte, war ungekünstelt und kostete sie nicht viele Mühe.

„Sie sind also in jeder Beziehung unwissend?" fragte Tyrrel.

„Mit nichten," erwiderte sie rasch; — „ich weiß zu leben." Irgend eine ferne Erinnerung schien sie plötzlich zu durchzucken und mit unsicherer, bebender Stimme setzte sie hinzu: „Mein Vater war reich, ehe er gehenkt wurde, — er ließ mich mancherlei lernen und ich weiß mich zu putzen, kann singen, tanzen und mehrere lebende Sprachen reden."

„Ist es möglich, Susannah? sollte dieß wahr seyn?" fragte Tyrrel mit freudigem Erstaunen.

„Jetzt gehe ich zum Tode!" versetzte das junge Mädchen kaltblütig.

Das spärliche Licht einer Lampe unter dem Fenster eines benachbarten Hauses erhellte trübe das Gesicht der beiden in diesem Auftritte handelnden Personen; die idealen Züge Susannah's hatten wieder ihre gewöhnliche, kalte Unbeweglichkeit angenommen, während Tyrrel's Auge im Gegentheil in einem seltsamen Glanze leuchtete.

„Wie wäre es, mein Kind, wenn man Dich jetzt wieder in das Leben zurück versetzte, das Du einst bei Deinem Vater geführt hast?" fragte er sie.

„Jenes Leben? das Wohlleben und die Behaglichkeit von ehedem?" murmelte das schöne Kind vor sich hin.

„Ich verspreche Dir, daß Du es wieder erhalten sollst," versicherte der Blinde.

Sie schien einen Augenblick zu zaudern, machte sich aber alsdann durch eine rasche Bewegung von ihm los und durcheilte die kurze Entfernung bis zum Flusse mit den Worten:

„Sie sind der Erste nicht, der mich mit diesen Worten locken wollte. — Nein, nimmermehr; — mit Leib und Seele bin ich sein, gehöre nur ihm an!"

„Ich verlange ja weder Dein Herz, noch Deinen Leib, mein Kind!" rief Tyrrel; — „ich bin ja nur ein armer Blinder!"

Diese Worte schlugen Susannah gerade in dem

Augenblick an's Ohr, wo sie sich schon mit dem Oberleib über die Brustwehr des Quais beugte und zum Sprunge vorbereitete. Sie ließ noch einmal von ihrem Vorhaben ab und wandte sich zurück.

„Weder mein Herz noch meinen Leib?" wiederholte sie; — „ein Blinder seyd Ihr? — und was wollt Ihr denn von mir?"

„Ich will Nichts, als Deinen Willen!" gab er zur Antwort.

Susannah senkte den schönen Kopf auf ihren Busen herab und seufzte. „Eines Tages," flüsterte sie, „fiel ich vor Hunger und Müdigkeit halb todt auf der Schwelle jener Frau zu Boden, die mich geschlagen hat. — Im Umtausch gegen meine Freiheit gab sie mir Brod, — Nichts als Brod! Für einen solchen Preis kann ich wohl noch einmal dienstbar seyn!"

„Du willigst also ein?" fragte Tyrrel hastig.

„Was bleibt mir übrig?" erwiderte sie.

Tyrell zog eine wohlgefüllte Börse aus der Tasche und drückte sie Susannah in die Hand.

„Was soll ich dafür thun?" fragte sie.

„Nur warten!" gab er zur Antwort; — „hören Sie nur einmal aufmerksam zu: ich erkaufe Sie, aber nicht für mich, der ich nur ein schwaches Werkzeug bin, sondern für eine geheime Gesellschaft, die eben so furchtbar als stark ist. — Ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst kennen, und weiß, wie viel Sie über sich vermögen. Schweigen Sie ein- für allemal über unser Zusammentreffen! — Ihre Pflichten sind einfach, sie begreifen nur Treue und unbedingten Gehorsam in sich. Heute Abend mögen Sie sich ein beliebiges Obdach wählen, allein morgen Mittag präzis um die zwölfte Stunde pochen Sie an der Thüre des Hauses, das auf dieser Addresse angegeben ist (er drückte ihr bei diesen Worten eine Karte in die Hand); die Thür wird sich vor Ihnen öffnen, Sie dürfen nur eintreten und von nun an nur befehlen, denn das Haus ist forthin Ihr Eigenthum. —

Leben Sie wohl, Susannah, Sie sollen mich bald wieder sehen."

2.

Eine Kollekte in Temple-Church.

Um dieselbe Stunde, wo der Kapitän Paddy O'Chrane sich nur durch ein Sturzbad der Verfolgung des Zollboots zu entziehn vermochte, reichte Stephan Mac-Nab, ein Schotte von Geburt, dem Stande nach Arzt und ein hoffnungsvoller, junger Mann von vierundzwanzig Jahren weniger zwei Monate, seinen beiden Bäschen den Arm, um sie nach der sogenannten Tempelkirche zu führen.

Die beiden Cousinen von Stephan Mac-Nab pflegten auf diese Weise jedesmal am ersten Sonntag des Monats nach Temple-Church zu gehen, um daselbst die Predigt des hochwürdigen Herrn John Butler zu hören und ihre Psalmen zu singen. Die ältere führte den Namen Clary, die jüngere nannte sich Anna. Ihr Vater, einer der Friedensrichter der Grafschaft Dumfries, wohnte zu Lochmaben und nannte sich Angus Mac Farlane.

Clary und Anna waren zwei so hübsche Mädchen, als man sie sich nur immer denken kann; bei ihrem Anblick erinnerte man sich unwillkührlich an jenen Kupferstich, auf welchem Thompson auf die anmuthigste Weise eine der reizendsten Schöpfungen unsers großen Romanschreibers bildlich darzustellen gewußt hat: ich meine nämlich Minna und Brenda Troil. Sie hatten nicht die nebelhafte, hyperboräische Schönheit der nordischen Jungfrau, sondern waren vielmehr zwei hübsche Töchter des südlichen Schottland vom anmuthigsten, muntersten Wesen, mit freundlich lächelnden Gesichtern und noch einladenderen Augen. Clary hatte den stolzeren Blick, jene hochmüthigere Stirn und das melancholische Lächeln,

das der Dichter Minna zuschreibt. Anna dagegen war zu gleicher Zeit schüchtern und muthwillig, und hatte noch als junges Mädchen ganz kindliche Züge beibehalten; nur lächelnd blickte sie in die Zukunft, da das Leben ihr nur Glück und Freude zu verheißen schien; kein trauriger Gedanke hatte je ihre sorglose Stirn in Falten gelegt, und ihr großes, schwarzes Auge, das lachend unter den langen, kastanienbraunen Wimpern hervorblickte, kannte keine anderen Thränen, als diejenigen, welche ohne Bitterkeit des Herzens dem Auge entquollen und noch auf der Wange trocknen, ohne eine Spur in der Seele zu hinterlassen; in ihr sehen wir Brenda.

Beide waren in den enthusiastischen Ideen schottischer Andachtsübungen und Frömmigkeit erzogen worden. Ihre Hauptbeschäftigung bestand im Beten, und religiöse Dinge füllten gleichsam ihr ganzes Leben aus. Ihre Tante, die Mutter von Stephan Mac-Nab, bei welcher sie wohnten, war, wie sie, aus Schottland gebürtig und eben so fromm; in ihrem Hause war kein anderer Besuch zu treffen, als der einiger höchst gutmüthigen, freigebigen und mildthätigen, aber nichts weniger als unterhaltenden, älteren Frauen und der des hochwürdigen Herrn John Butler, der für die beiden Schwestern eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit empfand.

Was Stephan anbelangt, so war er ein wackerer, junger Mann, der fünf Jahre lang Medizin studirt hatte und jetzt in London praktizirte, bis das Royal-College ihn unter die Zahl seiner gelehrten Doktoren aufnehmen würde, und der nun die gründlichsten Kenntnisse vom Leben und von den Menschen zu besitzen vermeinte. Er spielte leidlich Whist, wußte mit ziemlichem Anstande sich nach der neuesten Mode zu tragen und hatte für einen Doktor in spe nur einen höchst erträglichen Grad von Pedanterie inne. Seinen beiden Cousinen war er sehr zugethan, nämlich Clary in Liebe oder in irgend einem Affekte, der dieser glich, Anna aber in Freundschaft; diese beiden Gefühle aber waren bei ihm nicht so streng von

einander geschieden, daß er sich davon gründliche Rechenschaft zu geben vermocht hätte, und wir können daher, wenn wir von ihnen reden, ihrer Entwicklung eigentlich nur vorgreifen oder uns in Muthmaßungen ergehn und sind überzeugt, daß Stephan, falls man ihn darüber befragt hätte, wahrlich eben so wenig etwas Gewisses hierüber zu sagen vermocht haben würde.

Wie dem nun auch sey, so müssen wir hier vorausschicken, daß Stephan an dem Sonntage, von dem wir eben reden, mit dem Amt eines Beschützers der Damen betraut worden war, da Mrs. Mac=Nab zufällig unpäßlich war. Kecken Muthes schritt er das Trottoir von Cheapside hinab und empfand nicht wenig Stolz darüber, zwei so allerliebste Gefährtinnen am Arm zu haben. Clary und Anna stützten sich von jeder Seite auf seinen Arm, aber Clary war wortkarg und nachdenklich und lächelte nur bisweilen maschinenmäßig oder aus Gefälligkeit über die launigen Einfälle ihres Vetters, während Anna ganz Ohr war und im Stillen verschwor, sie habe noch nie einen Menschen getroffen, der so viel Geist besessen habe, wie Stephan.

Je näher man der Kirche kam, desto mehr ward unwillkührlich, aber merklich genug, die Munterkeit des Letztern gedämpft. Die fünf Jahre, welche er auf der Universität zugebracht hatte, mochten fühlbar genug die Andacht der Frömmigkeit abgestumpft haben, die auch er einst aus Schottland mitgebracht hatte. Noch immer war er zwar ein guter Christ, allein eine lange Predigt, im Gefolge von mehreren Psalmen, däuchte ihn doch eine nicht sonderlich anziehende Perspektive.

„Meine lieben, guten Cousinen!“ rief er plötzlich, als sie Fleet=Street verließen, um nun Inner=Temple zu betreten, — „meine besten Cousinen, ich bin doch ein unverantwortlich unbesonnener Schmetterling!“

„Und warum denn?“ fragte Anna; Clara aber schwieg, denn sie schien ihn gar nicht gehört zu haben.

„Weil ich einen Besuch zu machen vergessen habe,

der für meinen Clienten von höchster Wichtigkeit ist," gab Stephan zur Antwort und legte einen ganz besondern Nachdruck auf dieses Wort, da besagter Client nicht nur sein Erster, sondern auch sein Einziger war.

„Das kannst Du ja auch morgen besorgen!" meinte Anna.

„Morgen?" fragte Stephan sehr ernst; — „vielleicht wäre es morgen schon zu spät!"

Clary sah Stephan lächelnd an und schüttelte den Kopf, denn sie war in allem Ernste der Meinung, ihr Vetter habe in diesem Augenblicke nur ein Späßchen gemacht.

„Das ist allerliebst!" sagte sie.

Stephan blickte plötzlich auf und sah sie mit höchst überraschtem Auge an.

„Was findest Du denn daran allerliebst?" rief Anna; — „Stephan will uns ja glauben machen, er habe einen höchst wichtigen Ausgang zu besorgen — wir sollen einstweilen allein bleiben!"

„Ei, was liegt daran?" meinte Clary; — „der Vetter kann uns ja nachher wieder abholen."

„Ei freilich!" versicherte Stephan eiligst; — „ich werde mich meiner Pflicht bald entledigt haben."

Sie langten in diesem Augenblick an der Vortreppe der Kirche an; Anna ließ mit schmollendem Mündchen den Arm ihres Vetters los und trat in die Kirche; Clary folgte ihr, und Stephan blieb zaudernd unter der Thüre stehen und ging mit sich selbst zu Rathe.

„Clary ist wieder auf die seltsamste Weise zerstreut," dachte er, „und mir will's erscheinen, als sey es ihr kein großes Opfer gewesen, sich meines Schutzes zu entschlagen; — wie wär's, wenn ich hinein träte?...."

Sollte der Leser hieraus auf eine allzu ungünstige Meinung über Stephan Mac-Nab ziehen wollen, der in dieser Erzählung eine höchst ehrenwerthe Rolle spielen wird, so müssen wir dennoch nothgedrungen erklären, daß er keineswegs auch nur den mindesten Ausgang im Interesse

seines Clienten zu machen, noch irgend einen Ausgang für diesen zu besorgen hatte. Die Wahrheit bestand darin, daß er sich vor der Predigt des Herrn John Butler einigermaßen fürchtete, was freilich sehr schlimm war, allein jungen Aerzten von nicht vollen vierundzwanzig Jahren wohl sehr verzeihlich seyn dürfte. Sagen wir lieber, daß er, anstatt die Predigt zu hören, vielmehr den Entschluß gefaßt hatte, bei i gend einem Freunde in der Nachbarschaft ein Stündchen in harmlosem Geplauder hinzubringen, oder die Zeit mit einer Parthie Billard oder irgend etwas Anderem zu töd'en; allein nun war sein Entschluß erschüttert, denn Clary's Zerstreuung hatte ihn gedankenvoll gemacht. Er überschritt nun seinerseits gleichfalls die Schwelle der Kirche, schlich sich hinter einen Pfeiler des Chors und stellte sich an einem Orte auf, wo er, ohne gesehen zu werden, nach Belieben die beiden Schwestern belauschen konnte. Das war freilich nun noch schlimmer, allein es darf nicht unerwähnt bleiben, daß zwischen Stephan Mac-Nab und einer seiner Cousinen zuvor schon Worte gewechselt worden waren, die eine Heirath in Aussicht stellten, und daß daher Stephan sich einigermaßen das Recht zutraute, den Bäschen gegenüber den Beobachter spielen zu können.

Temple-Church war den ganzen Tag über dicht gefüllt gewesen, in dieser abendlichen Stunde jedoch war die Kirche nur noch von der kleinen Heerde des hochwürdigen Herrn John Butler besucht, die fast durchgängig aus Frauen bestund. Weil die Versammlung so klein war, zog sie sich in den Chor der Kirche zurück, da Temple-Church, eines der ältesten Denkmäler der gothischen Baukunst in London, noch immer das Aussehen und die Eintheilung einer katholischen Kirche behalten hat.

Stephan sah anfangs gar nichts, weil die beiden jungen Mädchen, die inmitten einer zehnfachen Reihe von Frauen auf den Knieen lagen, ganz vom Gebete in Anspruch genommen waren. Der hochwürdige Herr John Butler stand aufrecht auf der kleinen Kanzel, die sich an eine

der Wände des gewölbten Chors anlehnte, und sagte einen Psalm her, den die ganze Versammlung singend wiederholte. Als der Priester schwieg, trat ein langes Stillschweigen ein, während dessen Jedermann sich sammelte und sein andächtiges Gebet im Stillen fortsetzte, worauf sich denn die ganze Versammlung erhob.

Nun erst konnte Stephan das Gesicht der beiden Schwestern unterscheiden; bevor Anna sich wieder niedersetzte, um die Predigt anzuhören, lächelte sie einigen ihrer Freundinnen und Gespielinnen in der Versammlung wohlwollend zu. Clary ahmte ihr Beispiel nicht nach, sondern wandte vielmehr nach dem Pfeiler, an welchem Stephan lehnte, ihr Auge mit zerstreutem, gleichgültigem Blick. Augenblicklich aber erbebte sie am ganzen Leibe, neigte das niedliche Köpfchen und eine tödtliche Blässe wechselte auf ihren Wangen mit den frischen Farben der Gesundheit.

„Wie thöricht bin ich doch und wie ungeschickt!" dachte Stephan; „sie hat mich jetzt erkannt." — In Folge einer instinktmäßigen Bewegung trat er hinter den Pfeiler zurück und streckte erst nach Verlauf einiger Sekunden den Kopf wieder von Neuem aus seinem Versteck hervor.

Clary hatte noch dieselbe Stellung beibehalten und sich nicht niedergesetzt, obwohl der Geistliche bereits die Predigt aufzusagen begonnen hatte; eine geheimnißvolle Gewalt schien alle ihre Glieder in starre Unbeweglichkeit zu bannen und ihr Auge, mit dem durchdringenden, feurigen Blick, verwandte sich keinen Augenblick vom Pfeiler.

„Das ist doch sonderbar," dachte Stephan; „ich habe niemals diesen Blick an ihr bemerkt." — Aber erst, als er zum zweitenmale dieselbe Bemerkung gemacht, richtete er an sich die Frage, die ein Anderer vielleicht schon von vorne herein gethan haben würde, nämlich: „Bin ich es wohl, nach dem sie so fest hinblickt?"

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, machte er rasch die Runde um den Pfeiler und sah sich einem

Manne gegenüber, der, wie er selbst, so eben sich gegen das Gestein des Pfeilers lehnte. Der Fremde hatte in diesem Augenblick die Augen geschlossen und ein leises, kaum bemerkbares Lächeln spielte um seinen Mund.

Die Reihe zu erbeben und zu erblassen kam nun an Stephan; er blickte hastig nach Clary hin, allein diese hatte jetzt ihm den Rücken zugewandt und sich gesetzt; nur Anna erwiderte seinen forschenden Blick durch einen dankbaren Wink mit den Augen, der ihm sagen zu wollen schien: Recht so, lieber Vetter, Du hast doch glücklicherweise nicht lange bei Deinem Ausgang verweilt.

Stephan empfand jetzt deutlich, wie eine unnennbare, wirkliche Angst seine Brust beklemmte, die erste vielleicht, welche er in seinem ganzen Leben empfand. Sein Gewissen, dieses offene Buch, das Jeder im Busen trägt, und worin man nur mit einem gewissen Widerwillen blättert, lag auf einmal geöffnet vor ihm und ließ ihn einen Namen in sehr deutlich geschriebenen Charakteren daselbst lesen. Er verlor auf einmal jene Ruhe des Leichtsinns, welche der Mangel an Selbstbewußtseyn und die Unbekanntschaft mit dem eigenen Herzen verleiht. Clary, die er seither gewissermaßen in seinen Mußestunden und wenn er nichts Besseres zu thun hatte, auf seine Weise lieb gewonnen hatte. — Clary erschien ihm nun wie der Zweck seines Lebens und als das unentbehrlichste Erforderniß zu seinem künftigen Glück; sein Entschluß stand fest, er hegte keinen Gedanken mehr für Anna, ja nicht einmal mehr einen Argwohn, daß Anna doch vielleicht jemals ihre Schwester aufzuwiegen vermöchte. Er liebte Clary, das wußte er jetzt, und schon die vorige Minute däuchte ihm eine so ferne Vergangenheit, daß ihn gleichsam ein Abgrund fortan von jener Zeit schied, wo, wie wir sagen möchten, Stephan noch nicht um seine Neigung wußte. Seine Stirn glühte, sein Herz pochte in heftigen Schlägen in seiner Brust, ein trüber Schleier deckte sein Auge, das sich plötzlich feuchtete, als ob er weinen wollte...

Aber sagt mir doch, woher kam denn diese plötzliche Enthüllung einer Liebschaft, die ihm seither selbst unbewußt war und deren Keim kaum erst in ihm lebte? Die Antwort darauf ist einfach: Wir möchten sagen, jede Leidenschaft schlummert gewissermaßen unter einem Ziele, das man nur berühren darf, um sie in's Leben zu rufen; wir möchten sagen, man müsse, um den ganzen Werth eines Schatzes zu fühlen, erst den Schreck empfunden haben, diesen zu verlieren, und damit schildern wir am besten Stephans Fall, als er sich selbst zuflüsterte:

„Ich bin es nicht, nach dem sie sich umsieht."

Diese Entdeckung donnerte ihn einige Augenblicke ganz nieder und sein festes, positives Naturell strengte sich gewaltig an, über diesen Umstand den Sieg davon zu tragen, ohne daß es ihm gelingen wollte. Er erhob sein Auge wieder und heftete einen Blick voll Haß auf diesen Menschen, welchen er für seinen Nebenbuhler hielt, und dem er dadurch gewissermaßen im Stillen von Herzensgrund aus Todtfeindschaft zuschwor.

Dieser schien indeß hievon gar keine Ahnung zu haben; seine Augen blieben nach wie vor geschlossen und um seinen Mund spielte noch immer jenes anmuthige Lächeln.

Stephan fühlte eine starke Versuchung, ihn am Arm zu ergreifen und zur Kirche hinaus zu ziehen, um ihn geradezu herauszufordern und mit einem einzigen Stoße seiner Eifersuchtsqual und den Machinationen des Fremden ein Ende zu machen, allein was für einen Beweggrund hätte er diesem Benehmen wohl geben können? Dazu kam noch, daß Stephan, den man gleichwohl einen tapfern Mann nennen konnte und der während seiner Universitätsjahre mehrere Duelle gehabt hatte, im Herzen doch noch ein Schotte war. Degen und Pistolen schienen ihm ziemlich gewagte und minder sichere Waffen bei einem so ernsten Handel zu seyn. Er gehörte zu jenen Leuten, die in ihren Händeln so vorsichtig und logisch zu Werke gehen, daß sie sich um eines scheelen Seitenblicks willen

gerne schlagen würden, für die aber, ihrer Ansicht nach, das Duell ein ungenügendes und oft sogar lächerliches Mittel zur Sühne eines ernsten Unrechts ist. Stephan hielt sich an jenes Argument, das eines Oxforder Licentiaten ganz würdig ist, nämlich: Mein Gegner X verletzt mich in meinen theuersten Interessen; ich fordere ihn heraus, werde aber von ihm getödtet — bin ich nun dadurch gerächt?

Dieses Raisonnement bewährte hier auf's Neue seine Kraft. Das Individuum, das am Pfeiler lehnte und für diesen Augenblick wenigstens das X des oben erwähnten Problems war, schien ein Muster von Geschmeidigkeit und Muskelkraft zu seyn; es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, von hohem, zierlichem Wuchs und wahrhaft aristokratischem Aeußern. Seine Kleidung von vollkommener Einfachheit, aber mit merkwürdigem Geschmack gewählt, hatte ungefähr dieselbe Aehnlichkeit mit der Tracht der Modesklaven, wie das Kabinetstück eines großen Malers mit der verblichenen Copie eines obscuren Sudlers. Sein Gesicht war besonders schön; es bot einen merkwürdigen Typus von männlicher Schönheit und verständigem Ausdruck dar; seine hohe, breite, von Falten reine Stirn war von oben nach unten von einer leichten Narbe durchfurcht, die sich kaum bemerken ließ, so lange sein Gesicht ruhig war, und ein reiches, glänzend schwarzes Haar faßte sein Gesicht in den schönsten Rahmen. Seine Augen konnte man in diesem Momente nicht sehen, allein man errieth unter den herabgelassenen Augenliedern ihre hinreißende, geheimnißvolle Gewalt. Der Mund, nun vom Lächeln halb geöffnet, wurde von einem schönen, schwarzen Schnurrbart nach spanischer Sitte überschattet, dessen Contrast eine Reihe kleiner, weißer Zähne noch vortheilhafter hervorhob, die dem Munde einer hübschen Frau Ehre gemacht haben würden. Dieser anmuthige Verein von Gesichtszügen, die vielleicht ein wenig zu zart waren, wurde in seiner Wirkung noch erhöht durch zwei [...]hte, kühn gezeichnete Wimpern, welche ihm den Ausdruck

von Charakterfestigkeit und Stolz verliehen. Wie er so, in nachläßiger, bequemer Haltung, sich an den Pfeiler lehnte, schien er zu schlafen, oder hatte vielmehr ganz das Ansehen eines Mannes, der sich im Schlummer von einem heitern Traume bezaubern und fortreißen läßt, und auf dessen Zügen in eilender Folge eine Reihe flüchtiger, aber anmuthiger Empfindungen wiederstrahlt.

Stephan maß ihn lange mit entrüstetem Blicke; der junge Mediziner wußte, daß er ein leidlich hübscher Junge war, allein es fiel ihm nicht im entferntesten ein, daß sich zwischen ihm und diesem schönen Fremden eine Parallele ziehen lasse. Seine Eifersucht zeigte ihm vielmehr den Nebenbuhler in noch vollkommenerem Lichte, als dieser eigentlich war. Für ihn nahm der gleichgültige Schläfer ungewöhnlich riesige, verhängnißvolle Proportionen an: Er war für ihn einer jener Menschen, mit jener magnetischen Physiognomie, wie sie in den Romanen auftreten, zu keinem andern Zwecke, als um auch die unnahbarsten Tugendheldinnen zum Bösen zu verführen; der Fremde war für ihn Don Juan und er hätte noch bezweifeln mögen, ob Don Juan überhaupt einen so schönen Backenbart besaß; so viel war jedenfalls gewiß, daß er sicherlich keine so kostbare, elegante Weste trug.

Stephan vermochte ihm selbst jene leichte Narbe, welche über seine Stirn hinweglief, nicht zum Vorwurf zu machen, da er sie in diesem Augenblick nicht sah, wenn gleichwohl der Theil der Kirche, worin sie sich jetzt befanden, sehr hell erleuchtet war. Um diese Narbe weiß und sichtbar hervortreten zu lassen, war erforderlich, daß eine plötzlich aufwallende Leidenschaft diese schöne Stirn röthete; allein die Stirne des Träumers war in diesem Augenblick so glatt, bleich und ruhig, wie die eines schlafenden Kindes.

An seiner Sache verzweifelnd hielt sich Stephan jetzt an die geschlossenen Augen und vergegenwärtigte sich dieselben als roth und verzerrt, ja die Hoffnung ging

so sehr mit seinem Verstande durch, daß er sich fröhlich die Hände rieb und sich ins Geheim zuflüsterte: Er schielt vielleicht.

Diese wohlwollende Idee beruhigte ihn so fühlbar, daß er, als die Predigt allmählig ihrem Ende zueilte, sich von dem hübschen Träumer entfernte, um desto bequemer Clary's Betragen in jenem Momente beobachten zu können, wo die andächtige Versammlung, sich mit dem Amen wieder erheben mußte.

Kaum hatte Stephan seinen neuen Posten bezogen, als die Versammlung sich in Masse erhob, und die ganze Seele des jungen Arztes trat ihm gleichsam in die Augen.

Als Clary sich erhob, warf sie einen zweiten Blick nach dem oben berührten Pfeiler, und dießmal war ihr Blick lang, durchdringend und voll Feuer. Stephan hätte sechs Monate seines Lebens darum gegeben, wenn ein einziger Blick wie dieser ihm je zu Theil geworden wäre; seine ganze Neugier war nun davon in Anspruch genommen, auf welche Weise der Träumer ihn wohl erwidern würde, allein seltsamer Weise blieb dieser nach wie vor noch immer in seinem Traume befangen, hatte nicht einmal die Augen aufgeschlagen und nahm gar keinen thätigen Antheil an diesem Auftritt; Stephan fühlte sich in höchstem Grade gedemüthigt.

„Er sieht sie nicht einmal an," murmelte er zornbebend vor sich hin; — „so ist also sie es, welche liebt und nicht er! — dieser Mensch hat mich besiegt, ohne es zu wissen."

Der Umstand wurde nun doppelt kitzlich; der unangenehme Schluß, welchen Stephan daraus gezogen hatte, verletzte seine Eitelkeit nicht wenig und rief ihm kalten Schweiß auf die Stirne. Er beneidete die Helden des Surrey-Theaters, die wenigstens doch immer Dolche in der Tasche führen, um sich gelegentlich umbringen zu können.

Jetzt hob wenigstens ein tiefer Seufzer Clary's Brust und sie drehte sich halb ärgerlich nach dem Altar

zurück. Der Geistliche stimmte wiederum einen Psalm an und ein Chor von frischen, reinen Stimmen übertönte bald seine mäckernde Stimme.

Der Träumer richtete plötzlich den Kopf empor und lauschte beifällig dem Gesang, wie eine Eidechse, in deren Nähe man Flöte bläst. Sein Lächeln wurde ausdrucksvoller, beifälliger, und seine ganze Physiognomie gab ein gewisses Entzücken kund. Stephan blickte ihn überrascht an, denn je länger der Gesang andauerte, desto schmachtender und empfindsamer wurde die Haltung des Unbekannten, der von einem ungewöhnlichen Entzücken durchglüht zu seyn schien.

„Für unsere Kranken!“ flüsterte in diesem Augenblick eine wohllautende Stimme hinter Stephan.

Er drehte sich rasch um und erkannte Anna, die nach der Sitte, welche jetzt in gewissen protestantischen Gemeinden um sich zu greifen beginnt, den Klingenbeutel herumtrug.

Stephan glaubte sich in seiner Verzweiflung berechtigt, auch wie ein Thor zu handeln; er fuhr rasch in die Westentasche und warf in einer Aufwallung unerklärlicher Freigebigkeit, langsam und mit ostensiblem Geräusche, zwei Kronen nach einander in den Klingenbeutel, wofür ihm Anna mit einem anmuthigen Lächeln dankte.

Nach diesem Akte romanhafter Freigebigkeit, richtete sich Stephan stolz in die Höhe, athmete laut auf und warf einen triumphirenden Blick auf seinen geheimnißvollen Nebenbuhler. Warte! dachte er, darin wenigstens will ich es Dir zuvorthun, verhaßter Fremdling.

„Für unsere Kranken!“ flüsterte Anna abermals, als sie vor dem Träumer stehen blieb.

Dieser erbebte und schlug die Augen halb auf. Als er Anna gewahr wurde, trat er einen Schritt zurück, legte die Hand an die Stirne, wie einer, der sich einer Illusion befangen wähnt, blieb denn unbeweglich und

heftete einen festen, forschenden Blick auf das junge Mädchen.

Anna erröthete verschämt und wollte sich eben wieder entfernen, als der Träumer ihr mit einer höchst anmuthigen Geberde zurück winkte, ein reiches Taschenbuch hervorzog, eine Banknote im Werthe von zehn Pfund aus demselben nahm, und diese mit einer achtungsvollen Verbeugung in den Klingenbeutel der schönen Sammlerin legte.

Stephan ballte die Fäuste krampfhaft und biß sich die Lippen beinahe blutig.

Sein lauernder Blick hatte im Hinschielen auf der einen Ecke der Banknote mit deutlichen gothischen Buchstaben das Wort Zehn aufgedruckt gelesen. — Verwünscht, murmelte er vor sich hin, er gibt zehn Pfund und ich konnte nur zehn Schilling geben!

Der Unbekannte verfolgte Anna eine zeitlang mit seinem Blick, als sie ihre Collekte fortsetzte. Wie sie sich jedoch unter der Masse verloren hatte, richtete er sich plötzlich in seiner ganzen Höhe empor und warf einen forschenden Blick um sich. Dieser Blick fiel, gleichgültig und zerstreut auf Stephan. — „Er schielt nicht," flüsterte dieser vor sich hin und ärgerte sich sehr, auch diese Hoffnung getäuscht zu sehen; plötzlich aber schien er sich wieder zu sammeln und eines bessern zu besinnen und setzte hinzu: Wo Teufels habe ich denn dieses Gesicht schon gesehen? — Vergebens sammelte er seine Erinnerungen. Er mußte sich bald davon überzeugen, daß nur eine unbestimmte entfernte Aehnlichkeit seinen Irrthum veranlaßt habe.

So viel war gewiß, daß der Unbekannte nicht schielte; seine großen dunkelblauen Augen erhöhten noch den günstigen Eindruck, welchen seine anmuthige Physiognomie ausübte; sein Blick war gebieterisch, gedankenvoll und voll Verstand; das Email, welches die Pupille seines Auges umgab, hatte jedoch zu gleicher Zeit jenes trockene,

matte Aussehen, das, nach Lavater's Versicherung, auf eine wohlbedachte, grenzenlose Sinnlichkeit hindeuten soll.

Die Nacht war natürlich schon seit langer Zeit eingebrochen. Derjenige Theil des Tempels, wo die andächtige Versammlung saß, war hell erleuchtet, während das Hauptschiff und die niedrigeren Seitenschiffe in der tiefen Finsterniß verschwanden, die dort herrschte. Der schöne Unbekannte verließ, als er auf so angenehme Weise aus seinem Traum gestört worden war, den Pfeiler, woran er seither gelehnt hatte, und wandte sich langsam einem der Seitenschiffe zu.

Zu gleicher Zeit mit ihm rührte sich auch ein Mann in schlechter Kleidung und mit einer wahren Galgen-Physiognomie von seinem Platze, der die Augen weit aufgerissen hatte, als er den Fremden eine Banknote in den Klingenbeutel der schönen Sammlerin legen sah. Anstatt unserem Träumer auf dem Fuße zu folgen, wandte sich dieser Bursche vielmehr nach dem entgegengesetzten Seitenschiffe, so daß beide auf ihrer beinahe einen Zirkel beschreibenden Wanderung im Mittelpunkt des Hauptschiffes, d. h. an den ödesten und finstersten Ort der Kirche, wieder zusammentreffen mußten.

Stephan war die Bewegung des Unbekannten nicht entgangen und ein Schatten von Besorgniß bemächtigte sich plötzlich seiner; er hatte lange genug in London gelebt, um zu wissen, daß die Civilisation des heutigen Englands dermalen schon so weit gediehen ist, daß die Mehrzahl der Uebelthäter sich eine Kleinigkeit aus Kirchenraub und Heiligthums-Entweihung macht; er ahnte unwillkührlich, daß hier ein Mordversuch begangen werden würde. Ein solcher Mord wäre zwar, falls sein Verdacht sich bewährt hätte, seinen Interessen sehr zu Statten gekommen, allein Stephan war doch, wenn auch nicht gerade ein Romanenheld an Tugenden, ein Mann von Ehrgefühl und Erziehung. Er unterdrückte daher die selbstsüchtige Empfindung der Freude, die sich auf einen Augenblick seiner bemächtigt hatte, verließ nun auch

seinerseits seinen bisherigen Platz und trat in den tiefen Schatten des Gewölbes zurück, mit dem festen Entschlusse, dem Unbekannten im Nothfalle jenen Beistand zu leisten, den Ehrgefühl und Menschlichkeit vorschreiben.

Der Unbekannte ging ganz langsam und gemächlich seines Wegs, blieb zuweilen stehen, kehrte wieder um und trat dann seinen Spaziergang von Neuem an, als ob er in der Absicht des Kenners, sich denjenigen Punkt aufsuchen wolle, von wo er unbemerkt und aus der Entfernung die fromme Musik der Psalmen und Choräle am günstigsten hören könne. Zuweilen erhob er den Kopf und schien die mysteriösen Guirlanden anzustaunen, welche die Rippen des Gewölbes bildeten, die jetzt von den schmalen Streiflichtern der brennenden Kerzen im Chore erhellt wurden, während das Schiff selbst in tiefe Dunkelheit gehüllt lag. Er bewunderte den wirren Wald von hohen Pfeilern, deren jeder nur auf einer einzigen Kante beleuchtet war und einem schmalen Lichtstreifen glich, wie ihn etwa ein vom Boden ausgehendes Licht auf das Gebälke werfen kann. Bei jedem Schritt bot sich ihm ein neuer Anblick, der stets ergreifender und seltsamer ward; dieses gigantische Kaleidoskop, das seine düstern Bilder ins unendliche vervielfältigte, lies auch die äußersten Grenzen der bizarrsten Phantasie hinter sich. Unser Träumer erwachte nicht, sondern änderte nur den Gegenstand seines Traumes, eines Traumes voll feenartiger Abwechslung, in welchen er sich mit Vergnügen stürzte, und den er unbekümmert um sich selbst und die ganze Welt nach Herzenslust genoß.

Stephan verfolgte ihn lange mit den Augen, allein das Schiff war in so tiefes Dunkel gehüllt, daß sich auf eine Entfernung von zehn Schritten, kein Gegenstand mehr unterscheiden ließ; auf einem jener launenhaften Umwege, welche der schöne Träumer nach Belieben einschlug, verlor ihn Stephan plötzlich aus den Augen und konnte ihn trotz aller Mühe nicht wieder auffinden. Aus diesem Grunde wandte sich Stephan dem andern Seiten=

schiffe zu, um den verdächtigen Burschen zu verfolgen, den er im Verdacht so ruchloser Anschläge hatte; allein auch dieser Kerl in seinem zerlumpten Kostüm war nirgends mehr aufzufinden.

Stephan gerieth in nicht geringe und höchst sonderbare Verlegenheit; durfte er auf einen einfachen Argwohn hin, der auf den ersten Anblick männiglich als höchst ungereimt erscheinen konnte, die fromme Feier unterbrechen, und verlangen, daß man das Schiff erhelle? Durfte er aber auf der andern Seite auch warten, bis ein Schrei, ein Zeichen oder sonst ein Symptom ihm den Ort anzeigte, wohin er seine bereitwillige Hülfe bringen sollte? Die erste Maßregel war freilich die sicherste und beste, allein Stephan wagte nicht sich ihrer zu bedienen; in fieberischer Beklemmung blieb er harrend stehen und lauschte und glaubte jeden Augenblick das rauhe, heisere und erstickte Geschrei eines tödtlich getroffenen Menschen hören zu müssen.

Die Musik der Psalmen schwoll immer höher, harmonischer und andächtiger zum Gewölbe empor.

Es fand ein seltsamer fürchterlicher Kontrast zwischen den melodischen Tönen des Chor's und dem tödtlichen Schweigen des Schiffs, zwischen dem hellen Lichtglanz des einen und der tiefen Nacht des andern statt, zumal wenn man bedachte, daß aus jener schauerlichen Stille und Dunkelkeit jeden Augenblick ein Seufzer oder Keucher des Todeskampf's sich hören lassen könne. . . .

Der schöne Träumer, der sicherlich keine Ahnung von der vielleicht nur imaginären Gefahr, die er lief, und von der Besorgniß hatte, deren Gegenstand er war, verfolgte seinen Spaziergang inzwischen mit ungemindertem Vergnügen. Er hatte in diesem Augenblick gerade jenen Theil des Schiffes erreicht, wo der Fußboden mit dichten Binsenmatten belegt ist, und diese Matten, welche das Geräusch seiner Schritte erstickten, waren die Veranlassung gewesen, daß Stephan seine Spur verlor. Die Schwingungen des frommen Gesangs, welche die doppelte

Schranke der Pfeiler im Chor und der Säulen am Hochaltare, ihm nur doppelt gedämpft zukommen ließ, übten an diesem Orte einen besonders tiefen mit melancholischer Harmonie versetzten Eindruck auf ihn aus; ihm gegenüber erglänzte das Chor in hellem Lichte und das Kruzifix von weissem Marmor schien eine göttliche Glorie auszustrahlen. Unser Fremdling ließ sein Herz rückhaltslos von allen Eindrücken dieser Poesie überwältigen; er beschwor die Erinnerungen an die fröhlichen Tage seiner Kindheit herauf; er ruhte in glücklichem Entzücken hier von den Anstrengungen und Strapazen eines Lebens aus, das vielleicht sehr bewegt, vielleicht auch mit mancher Schuld verkettet gewesen war. Unser Unbekannter war eine seltsame Natur; sinnlich, vergnügungssüchtig, ein Mensch des Genusses, konnte er sich gleichwohl eine Stunde lang zu frommer Andacht begeistern und die unvergleichliche Rührung, die erhabenen Gemüthsbewegungen, eines unbestimmten, anmuthigen Mysticismus genießen; er konnte zu weilen den freigebigen Wohlthäter spielen, um nur des Glückes zu genießen, das freigebige Milde mit sich bringt. Sein ganzes Streben ging nur nach Gemüths-Bewegungen, nach geistiger Anregung, und jedem Ding, jeder Begebenheit, wußte er einen Genuß abzugewinnen, der für ihn seltene Reize hatte; er war mit einem Worte ein Mann, der zum Guten wie zum Bösen gleich fähig war. — Von Natur aus freigebig, mit offenem Enthusiasmus und lebendiger Phantasie begabt war er nur gelegentlich selbstsüchtig, zu kalter Berechnung fähig, und zuweilen in der Stimmung, das ganze Weltall um ein kurzes Vergnügen hinzugeben.

Die Energie und den Kraftaufwand, dessen sich Andere bedienen, um ein einziges stetes und lange erstrebtes Ziel zu erreichen verschwendete er, um vergänglichen Genuß und flüchtiges Vergnügen zu erhaschen und irgend einem Einfalle nachzuhängen, oder eine Laune zu befriedigen. War diese Laune erfüllt, so machte sie einem neuen Wunsche Platz, und dieser bedingte wieder neue Anstren-

gungen, die immer von Erfolg gekrönt waren, wegen des mächtigen Willens, der sie schuf, die aber stets eine Art apathischer Erschlaffung im Gefolge hatten, welche eine neue, glühende Thatkraft vorbereiten mußten.

Obwohl sein ganzes Leben seither nur eine lange Folgenreihe befriedigter Leidenschaften und erfüllter Gelüste gewesen war, hatten doch sein Gemüth, sein Herz und alle seine Organe noch eine wahrhaft jungfräuliche Erregbarkeit und Empfindlichkeit bewahrt. Er schlürfte in kleinen Zügen die Liebe ein, wie ein Feinschmecker den Wein verkostet; machte einmal der Zufall seinen Haß rege, so that er auch mit diesem kostbar; jene brutale Rache, deren Wunden nur den Körper treffen, und mit dem Stahl eines Dolches verübt werden, konnte ihm nicht genügen; allein er war glücklicherweise zu mächtig, um oft Gelegenheit zum Hasse zu haben: Wer ihn nicht kannte, bewunderte und liebte ihn, und alle die, welche ihn näher kannten, konnten ihm nicht widerstehen und beugten die Stirn unter seinen eisernen Willen.

An jenem Tage hatte er gerade die Laune, sich einer träumerischen Stimmung hinzugeben, und dieß that er denn auch mit vollem frohem Herzen. Rings um ihn her wucherten reiche Blüthen der Poesie und er sog ihren Duft ein, wie ein Aesthetiker oder eine schriftstellernde Frau. Schon am andern Tage hätte er vielleicht verächtlich gelächelt bei der Erinnerung an das Vergnügen, das ihm jene Stimmung am vorigen Tage verschafft hatte.

Die fromme Versammlung hatte so eben den letzten Psalm angestimmt und unser Träumer wollte in dem Gefühl und Bewußtsein, daß man ihm jetzt den Becher von den Lippen ziehen wolle, auch nicht einen einzigen Tropfen davon verlieren, darum streckte er sich jetzt auf eine Bank, um besser und bequemer sehen und hören zu können.

In dem Augenblick wo er sich setzte, glaubte er ein leises Geräusch hinter sich zu vernehmen, gab aber nicht

besonders darauf Acht; allein eine Bagatelle genügt, um jene veränderliche Wetterfahne, die man Träumerei nennt, um ihre nebelumhüllte Achse zu bewegen. Unfühlbar und ohne es zu bemerken, bemächtigten sich andere Gedanken, andere Ideen des Hirns unseres Unbekannten; das ungeheure Schiff in seiner öden, unheimlichen Finsterniß stellte sich ihm auf einmal unter einem höchst gespenstigen Gesichtspunkte dar. Die letzten Töne der frommen Musik des Chors schienen ihm nur geeignet, um das Röcheln eines mit dem Tode kämpfenden Menschen zu unterdrücken; der düstere Schatten konnte Bösewichter beherbergen, und Satan wachte vielleicht in der Nacht, während man dort drüben im Licht der brennenden Lampen und Kerzen zu Gott flehte, und der böse Engel lenkte hohnlachend die verstohlenen Schritte eines Mörders.

Er überließ sich eben diesem neuen Gedanken, als abermals dasselbe Geräusch, nur in größerer Nähe an sein Ohr schlug; es war nicht anders, als ob ein Körper leise über die Matte hinrausche. Der Unbekannte blieb unbeweglich, allein der Traum floh davon und sein Geist, der plötzlich in den Bereich der Wirklichkeit versetzt worden war, befahl kaltblütig dem Verstande ein Ermessen seiner Lage. Mit einer langsamen, mühevollen, aber unbemerklichen Bewegung wandte er den Kopf zurück und sah eine dunkle Masse kriechend gegen sich heran kommen.

Dieser Kerl hat mir meine Idee gestohlen, dachte er; — er will mich ermorden, wie es scheint.

Er rührte sich noch nicht von der Stelle, sondern lauschte nur gespannt; nach Verlauf einiger Sekunden richtete sich das Individuum, das auf diese Weise heran kroch und Niemand anders war, als jener Kerl in der zerlumpten Kleidung, rasch empor und sprang hastig vorwärts; sein Messer aber, das er jetzt von oben herab führte und womit er gleichwohl recht scharf gezielt hatte, traf nur die Lehne einer Bank, denn der Unbekannte war blitzschnell zur Seite gerückt; als der Mörder wieder zu=

rückspringen wollte, fühlte er seine Faust wie von einem Schraubstock erfaßt und zusammengedrückt.

„Uf,“ murmelte er und stieß einen schmerzlichen Seufzer aus; — „ich hätte nicht geglaubt, daß es in der ganzen Welt eine Faust gebe wie diese hier! —

Er näherte sein Gesicht dem des Unbekannten, und da Beider Augen gleichsehr an die Dunkelheit gewöhnt waren, erkannten sie sich augenblicklich und zu gleicher Zeit.

„Bob Lantern!“ murmelte unser schöner Träumer mit unverhehlter Ueberraschung.

„Verzeihung, gnädigster Herr!“ rief der Mörder und sank in die Knie, „Verzeihung, ich hatte Sie vorher nicht erkannt.“

Seine Lordschaft ließ Bob Lantern's Arm los, und der ertappte Mörder faltete alsbald flehend die Hände.

„Bester Gebieter!“ flüsterte er, — „mein bester, liebster Herr Edward! in diesem Fracke da ist ihre Taille so schlank, wie die eines Mädchens, darum habe ich Sie nicht erkannt. — Vergebung, gnädigster Herr.“

„Ist das überhaupt ein Grund, daß Du auf Mord ausgehst, — daß Du auf Mord ausgehst und zwar in einer Kirche?“ fragte zürnend der Träumer.

„Mich hungerte, gnädigster Herr,“ entgegnete der Zerlumpte; — „Sie thun nicht oft Ihre milde Hand auf, und das Leben hier in London ist verteufelt theuer; — ja wenn's noch wäre, wie ehedem in Schottland!...“

„Schweige,“ sagte gebieterisch Herr Edward; — „was machen Deine Kameraden?“

„Nicht eben viel,“ versetzte der Mörder, „das Leben ist gewaltig theuer.“

„Kommt morgen zu mir, so wird man euch bezahlen,“ sagte Herr Edward; — „aber bei der Hölle, Bob, laß Dir's gesagt seyn, daß Du mir keine solche Streiche mehr unternehmen darfst!“

Herr Edward schlug jetzt den Weg nach dem Hinterthore ein, und Bob, mit den Händen in den Taschen,

folgte ihm mit der Miene eines Hundes, den sein Herr eben geschlagen hat.

Des Suchens müde hatte Stephan ebenfalls sich wieder nach dem Chor begeben, wo die gottesfürchtige Versammlung sich eben zum Gehen vorbereitete. Wer vermöchte sein Erstaunen zu beschreiben, als er den Unbekannten in der Begleitung des schlecht gekleideten Kerls zurückkehren sah. Nun die Gefahr bei seinem Nebenbuhler vorüber war, gewannen in Stephan die Gedanken des Hasses und der Entrüstung wieder die Oberhand, und es that ihm fast leid, daß er um des Unbekannten willen so viele Besorgniß gehegt hatte. Herr Edward verdiente in diesem Augenblicke den Beinamen des Träumers nicht mehr, den wir ihm so oft gegeben haben; mit kühn empor gerichteter Stirn und geschmeidiger Taille schritt er dahin, wie ein Mensch, der alle unangenehmen Gedanken hinter sich geworfen hat; er blieb einen Augenblick in der Nähe der frommen Versammlung stehen, schleuderte dann den Handschuh von sich, womit er Bob Lantern berührt hatte, und machte sich sodann an das schwere, undankbare Geschäft, seine Finger in einen neuen Handschuh zu zwingen.

Bob hob den Handschuh auf und steckte ihn in die Tasche; es war zwar eine armselige Beute, allein es gibt Menschen, die es nicht mit ansehen können, daß auch nur eine Stecknadel verloren geht, und Bob Lantern besaß einmal die leidige Eigenschaft, daß er lieber die Taschen anderer Leute ausraffte, als gar nichts aufraffte.

Während Edward seinen Handschuh anzog, bemerkte er die liebliche Sammlerin mit dem Klingenbeutel, die ihn auf so überraschende Weise aus seinem Traum geweckt hatte; allein Clary, deren Blick sich keinen Augenblick von ihm verrückte, entging seiner Beobachtung ganz. Stephan seinerseits hatte im Gegentheil nur Augen für Clary, und die Eifersucht, welche sie in ihm rege machte, brachte sein Blut beinahe zum Kochen.

Ehe Herr Eduard die Kirche verließ, bediente er sich

nochmals seines Fernglases und beobachtete damit Anna.

„Sie ist in der That wunderhübsch!“ murmelte er vor sich hin und gab dabei zugleich Bob ein Zeichen näher zu kommen.

Als Bob nahe genug war, beugte er sich zu seinem Ohr herab und sagte:

„Siehst Du das hübsche Kind dort drüben, hart unter der Kanzel?“

„Ich sehe ihrer mehrere!“ war die Antwort.

„Ich meine die hübscheste,“ sagte Edward.

„Je nun!“ versetzte Bob, — „das kommt auf den Geschmack an!“

„Siehst Du die, welche eben ihr Gebetbuch zuschlägt?“

„Aha! dieselbe, die vorhin mit dem Klingenbeutel herum ging?“ fragte Bob.

„Ja, diese meine ich!“ entgegnete Herr Edward; — „Du mußt sie verfolgen und mir morgen nähere Nachrichten über sie bringen!“

Bob nickte bejahend mit dem Kopfe und Edward, der inzwischen mit dem Anziehen seines Handschuh fertig geworden war, schickte sich zum Weggehen an; er streifte zwar im Vorübergehen beinahe an Stephan, allein er schien den gehässigen, trotzenden und herausfordernden Blick gar nicht zu bemerken, den ihm der junge Arzt zuschleuderte. Clary verwandte kein Auge von ihm, bis er aus der Thüre verschwunden war.

Kaum war er draußen, so eilte Stephan auf Bob Lantern zu und hielt ihn an.

„Wie heißt der Mensch, der vorhin mit Euch sprach?“ fragte er ihn.

„Welcher Mensch?“ fragte Bob ausweichend, anstatt einer Antwort.

„Je nun, Derselbe, der vorhin mit Euch sprach?“ versetzte Stephan.

„Das ist kein Mensch,“ sagte Bob mit Nachdruck, „das ist ein Herr!“

„Und wie heißt er?“ fragte Stephan.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Bob Lantern ausweichend.

Stephan fuhr rasch mit der Hand in die Tasche und zog einen Sovereign heraus, den er Bob Lantern in die Hand drückte.

„Aha! das ist etwas Anderes!“ sagte der Letztere und brachte das Goldstück rasch in Sicherheit; — „Sie wollen also wissen, wie er heißt?“

„Allerdings, aber beeile Dich!“

„Ich weiß es selbst nicht!“ versetzte Bob Lantern trocken, machte alsdann jene Verbeugung, womit in der ganzen Welt die Bettler sich für ein Almosen zu bedanken pflegen, flüsterte: „Gott vergelte es ihnen, mein schöner junger Herr!“ und verschwand blitzschnell.

3.

Wie ein „Löwe“ sich auf den Thron der Mode schwingt.

Es war an demselben Abende, daß ein Ball in Trevor House stattfand; Lord James Trevor, nach Geburt und Vermögen zum höchsten Adel gehörend, hätte ein paar Jahre früher eine äußerst glänzende, politische Rolle gespielt. Seit jedoch die Whigs an's Ruder und in's Ministerium gekommen waren, hatte er sich aus dem politischen Leben zurückgezogen und seine Salons bildeten den Mittelpunkt und Vereinigungsort für die Notabilitäten der Tory-Partei. Er war Wittwer und ließ von seiner Schwester Lady Campbell die Honneurs seines Hauses machen, die sich auch gerne der Erziehung von Mrs. Mary Trevor, der einzigen Tochter des Grafen unterzogen.

Lady Campbell, war im Jahr 1820 eine ausgezeichnete Schönheit gewesen, hatte aber im Jahr 183—, in

welchen Zeitpunkt unsere Geschichte fällt, einen beträchtlichen Theil ihrer Schönheit, doch nicht den Wunsch zu gefallen verloren. Dieser Wunsch machte sich bei ihr nicht auf jene kleinliche, abgeschmackte und groteske Weise geltend, womit unsere diplomatischen Romanschreiber, die so feine Menschenkenner seyn wollen, die Coquetten der höhern Stände ausstatten. Sie bediente sich ihres Fächers niemals mehr, als es eben nöthig war, um sich das Gesicht zu fächeln; sie warf nicht nach allen Seiten hin schmachtende Blicke, oder forderte sonst die Aufmerksamkeit junger Männer heraus; sie verdammte ihre intimern Freunde nicht, sie in die raschen Wirbel des Walzers hineinzuziehen — ihre Coquetterie äußerte sich vielmehr auf eine ganz andere und weit geschicktere Weise. Als Frau von Geist, und von einem ausgezeichneten Geschmacke hatte sie gutwillig und ohne Opfer jeden äußern Anspruch auf Jugend und Schönheit abgelegt, und eine solche Bescheidenheit, eine solche Einfachheit angenommen, daß sie nicht nur sich dem Vorwurfe, welchen man sonst Damen ihres Alters macht, sich nicht aussetzte, sondern man sogar versucht war, gegen sie jene unwahrscheinliche Anklage zu erheben: Lady Campbell altert bedeutend; — was ein auffallender, wiewohl nicht so offenkundiger Beweis für die ewige Wahrheit jenes Ausspruchs der heiligen Schrift ist: Was sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden!

Allein es reicht nicht hin, daß man sich selbst alt mache, um Verzeihung dafür zu erlangen, daß man nicht mehr jung ist; hier stößt man noch auf eine Klippe, die man sorgfältig vermeiden muß, will man nicht zur Strafe dafür für immer in Wahrheit alt seyn und bleiben. Lady Campbell hatte diese Klippe schon von weitem erkannt und sie mit der Kunst eines geschickten Lootsen umschifft; während sie sich von den Vergnügungen der Jugend fernhielt, zeigte sie wenigstens Empfänglichkeit für dieselben, achtete sie in Reden und That sehr hoch und konnte selbst im Nothfalle in den holdesten Worten das zugestehen, was sie ihr

Bedauern über die entschwundene Jugend nannte, so daß man sich häufig zu der Frage veranlaßt sah: warum sie sich denn schon so frühe von den Genüssen der Jugend zurückgezogen und auf die Huldigungen der Welt verzichte? — Eine Frage, die eben so selten als schmeichelhaft war.

Lady Campbell war also wenigstens für die Lebenskreise, in welchen sie lebte, eine höchst seltene, seltsame Frau, deren Alter nie zur Sprache kam; sie thronte inmitten eines ausgewählten Kreises, dem sie Königin und Orakel zugleich war; der Ausbund und die Blüthe des jungen Adels und der Männer von gutem Ton drängten sich an sie heran und geizten um die Ehre, ihre dienstwilligen Cavaliere zu seyn; wie sie es auch anstellen mochte, man begegnete ihr nie mit Ehrfurcht, sondern stets mit Liebe.

Dieß war freilich ein glorreicher Erfolg, allein man durfte die Ehre davon vielleicht nicht ganz den wohlstudirten Manövern der Lady Campbell zuschreiben; unabhängig von ihrer Anziehungskraft hatte sie noch einen Magnet um sich, dessen Gewalt hier nicht vergessen werden darf.

Miß Mary Trevor war 18 Jahre alt; ihre Schönheit war von jener anmuthigen, zarten, holden und gleichsam verschwommenen Art, deren Typus so oft in den Gemälden und Portraits des berühmten Reynolds sich vorfindet, und die man zuweilen hinter den Vorhängen oder dem wappenbemalten Kutschenschlage irgend einer hochadeligen Equipage oder unter den edlen Spitzbögen von Westminster erblickt. Ihr Wuchs war hoch und edel und beugte sich gerade so weit vorwärts, daß man sie nicht allzuhoch aufgeschossen nennen konnte; der Grund ihres Teint war eine durchsichtige, perlenmutterähnliche Weiße, die sich zuweilen mit einer leichten, rosenfarbigen Nuance belebte, niemals aber jene kräftigere Färbung erreichte, die, ein leuchtendes Symptom von Kraft und Gesundheit, bei den Kennern *Frische*, bei den Franzosen

aber la beauté du diable heißt. Ihr durchsichtiger Teint machte sich besonders in der Gegend der Augen bemerklich, wo jener stets einen bleichen Azurreflex annahm, und oben in der Mitte der Stirne und auf den Schläfen, wo die durchsichtige Haut ein vielverschlungenes Gewirre von kleinen, bläulichen Aederchen sehen ließ. Ihre blonden Haare von ausnehmender Schöne und Feinheit fielen in leichten Ringeln längs der Wange herab; ihre Augen von zartem Blau waren häufig halb geschlossen und schienen alsdann in der Mitte eines feuchten, glänzenden Kreises zu schwimmen. Ihr Lächeln glich dem eines Kindes, aber wenn sie ernst wurde, legte sich eine zitternde, straffe Falte an jede Seite ihrer Mundwinkel und verlieh ihrem Munde einen Ausdruck von Verachtung.

Miß Mary war von Natur aus so, und die Erziehung, welche sie erhalten hatte, hatte ihr nur neue Reize verliehen. Sie konnte sprechen und schweigen. Jede ihrer Bewegungen enthüllte eine unaussprechliche Anmuth; was sie auch that, war eben so hold als schicklich; ihre Schüchternheit hatte gerade das rechte Maß, und über das, was Frauen nicht zu wissen brauchen, hatte sie weder Belehrung erhalten, noch diese je verlangt; man hatte ihr die schwere Kunst beigebracht, sich zu stellen, als ob sie Zweifel in sich selbst setze, was bei stolzen Leuten die Stelle von Bescheidenheit vertritt. Sie hatte ebenfalls gelernt, niemals in den Werth Anderer Zweifel zu setzen, niemals zu lügen, als in den dringendsten Nothfällen, und noch lange fort zu lächeln, nachdem das Wort längst vergessen war, das ihr Lächeln hervorgerufen.

Miß Mary war ganz das Werk der Lady Campbell; schwach an Geist wie an Körper, war sie unter den Händen ihrer erfahrenen Tante nur ein weiches, jeder Bildung fähiges Stück Thon gewesen. Lady Campbell war mit Recht stolz auf ihr Werk und über die Maßen eifersüchtig auf die despotische Gewalt, welche sie über ihre Nichte ausübte.

Miß Mary war die einzige Tochter ihres Vaters, der, wie die meisten Angaben lauteten, 30,000 Pf. Sterling jährlicher Einkünfte hatte, obwohl gar Manche noch versichern wollten, daß diese Angaben noch weit unter dem wirklichen Betrage stünden.

Man kann sich denken, daß die Erbin eines solchen Vermögens an Anbetern keinen Mangel litt, zumal sie in ärmerer Lage sogar schon an und für sich liebenswürdig genug gewesen wäre. Schon zwei Jahre zuvor, zu der Zeit, wo sie zum Erstenmal in die große Welt eingeführt wurde, hatte sich in der That auch alsbald eine zahllose Masse von Bewunderern und Freiern um sie einzustellen begonnen. Bei der Erscheinung eines neuen Gestirns regt sich in Jedem, wie bescheiden er auch sey, einige Hoffnung auf Erfolg, denn wie zahllos sind nicht die Wunderwerke, welche die Liebe schon gethan hat! Je höher aber das Gestirn sich am Horizont erhebt, desto mehr lichtet sich der Kreis, den es um sich gesammelt. Die Demüthigen lassen sich selbst Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie es nicht vorziehen, ihre Zärtlichkeit bescheiden nur aus der Ferne zu erkennen zu geben; nur die Starken und Stolzen bleiben noch, und unter den Starken erhebt sich ein Kampf, der ein schönes, treffliches Schauspiel gewähren würde, wenn er nicht so gewöhnlich wäre, und in jedem Salon gefunden werden könnte, wo eine Erbin den Vorsitz führt.

Der Kampf zwischen den Starken hat wenigstens Einen Erfolg, den nämlich, daß entweder die Erbin für sich selbst, oder ihre Eltern oder Verwandten für sie eine Wahl treffen. Die Reihen schließen sich alsdann von Neuem, der besiegte Ehrgeiz schweigt, die Demüthigen und die Starken werden sich wieder gleich und Alle haben gleichen Antheil an den Strahlen des Gestirns, denn das Gestirn tritt nun, um fortan das Eigenthum eines Einzelnen zu werden, von Rechtswegen in den Bereich Aller.

Miß Mary's Auftreten in der großen Welt hatte regelmäßig alle diese verschiedenen Lebensstufen durch-

wandert; der Stärkste der Starken war ein junger Mann von bescheidenem Vermögen, aber fürstlicher Herkunft gewesen, ein jüngerer Sohn des verstorbenen Lords von Fife, Namens Frank Perceval. Miß Mary oder vielmehr Lady Campbell zeichnete ihn besonders aus und Jedermann glaubte schon den Kampf beendigt, als plötzlich ein neuer Kämpfer den Wahlplatz betrat um den Strauß wieder aufzunehmen und den Begünstigten die Spitze zu bieten.

Dieser Kämpfer war — es ist jetzt Zeit es zu sagen — Niemand anders als Rio Santo in eigener Person.

Die Mode hat zuweilen seltsame Fabeln geschaffen, von denen sich der Pöbel leicht hinreißen läßt. So hatten, um nur ein Beispiel anzuführen, London und Paris früher an das Vorhandenseyn jener fabelhaften Person geglaubt, die sich Herr von Montrond nannte. Die Journale sprachen von ihm und viele Leute behaupteten ihn gesehen zu haben, der Eine in den Tuilerien, der Andere beim Fürsten von Metternich, jener gar in den Salons des Herzogs von Wellington, und ein Anderer gar in irgend obskuren Tavernen. Er stand mit der ganzen europäischen Diplomatie in Verbindung und war ein geflissentlicher Kunde aller Wucherer des ganzen Erdenrunds.

Der beste Spaß daran aber ist, daß dieß Alles nur kühne Erfindungen waren; die besten Historiker ziehen schon seit 1843 die Existenz des Herrn von Montrond und seines phantastischen Knappen in Zweifel, welch Letzterer zugleich auch sein Eigenthümer war; eine höchst denkwürdige Abhandlung, die binnen Kurzem der Royal Society of Literature vorgelegt werden soll, läßt in dieser Beziehung gar keinen Zweifel mehr aufkommen.

Zu der Zeit, von welcher wir eben reden, nämlich im Jahr 183—, war der Marquis von Rio Santo, der glänzende, unvergleichliche, tonangebende Marquis männiglich bekannt; es erinnert sich gewiß noch Jedermann seines orientalischen Luxus, und Jedermann muß noch wissen, daß er jeden Winter drei Millionen, nämlich

monatlich 500,000 Francs verbrauchte, und doch bei alle dem kein Nabob war.

In einem gewissen Jahre erschien jedoch der December, ohne daß Rio Santo seinen Palast in Pall-Mall bezogen hätte, und selbst der Januar kam, ohne daß er etwas von sich hätte hören lassen; der Jockey-Clubb verschleierte sich das Gesicht, als wäre er nur ein einziger Sportsman; Hydepark legte Trauer an und das Balletcorps des Kings-Theater tanzte einen Pas funebre ihm zu Ehren. War er gestorben? War er zu Grunde gegangen? Niemand konnte etwas Gewisses hierüber sagen, Niemand hat je Gewißheit darüber erhalten. Was lag aber am Ende auch daran? Brauchen Leute wie Rio Santo lange zu leben? Sie verbringen einen Tag, ein Jahr in einer Stadt und gehen dann wieder, aber ihr Andenken stirbt nie aus. Alle Leute, die Reitpeitschen tragen, nehmen ja von selbst den Hut ab, bevor sie den Namen solcher Männer aussprechen; spricht man von ihnen, so schlagen die Ladies die Augen nieder und widmen ihnen ein schmermüthiges Lächeln.

Die größere Mehrzahl glaubt, Rio Santo werde vielleicht noch eines Tages zurückkommen; wir aber sind nicht im Stande, heut zu Tage unser Urtheil deßfalls abzugeben.

So viel ist gewiß, daß im Jahr 183— Rio Santo von Paris kam, wo er vier oder fünf Winter nach einander unbestrittener König der Mode gewesen war. Er kam begleitet von einer Armee von Lakaien, mit seinem ganzen Marstalle, in welchem das werthloseste Pferd mindestens drei oder vier Renner des berühmten pseudonymen Grafen von Cambis aufwog, begleitet von seinen königlichen Meuten und mehreren Dutzenden von Baroninnen, die beinahe vor Schwermuth starben aus Bewunderung für seinen blassen Teint und seine blitzenden, blauen Augen.

In London gehört gewöhnlich ein tüchtiges Banner dazu, um Aufsehen zu erregen; fremde Prinzen, Söhne von Königen und Kaisern gehen daselbst vollkommen

unbemerkt vorüber; die wunderbarsten Tenoristen geben ihr zwei gestrichenes C der Bruststimme zum Besten, ohne auch nur das mindeste Aufsehen zu erregen. Um in dieser wunderbaren, überraschend großen und doch civilisirten Stadt Epoche zu machen, muß man Osage, Bajadere oder allermindestens ein Widder mit vier Hörner seyn. Rio Santo war freilich das Alles nicht, er war nur ein Marquis; allein drei Tage nach seiner Ankunft bildete er in allen Stockwerken sämmtlicher Häuser aller Straßen in London den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. In den Palästen am Westende der Stadt war von ihm die Rede; die Buden von Holborn und vom Strand erhoben einen mächtigen Lärm von seiner Person, und sogar die Krämerbuden und Trödlerläden von Bishops Gate hörten seinen verstümmelten Namen häufig genug nennen. Er war mit Einemmal der Gegenstand des Gesprächs in St. James, in Clare Market, in Richmond wie in den schmutzigen Höhlen von Smithfield.

Und dennoch konnte sich Niemand rühmen, jenen berüchtigten oder berühmten Marquis von Rio Santo gesehen zu haben, von dem Jedermann sprach; er verbrachte in der Einsamkeit seines prächtigen Hauses von Pall Mall die drei oder vier ersten Tage nach seiner Ankunft in England. Aber was lag daran? Gab es doch in allen Salons der gesammten Aristokratie ein paar Dutzend junger Herren von Stande in Kleidern vom modernsten Schnitt, die sein Lob in allen Tönen sangen und von ihm Geschichtchen erzählten, darob ein ganzer Rout hätte in Ohnmacht fallen mögen. Es gab in den Versammlungsorten des höhern Bürgerstandes und sogar in den Gesellschaften der ehrsamen Budenbesitzer wackere „Halblöwen" — hübsche Jünglinge, die zwar Sporen trugen, aber auch die Elle handhabten — welche die Knie beugten, so oft auf den berühmten Marquis die Rede kam; ja sogar in allen Kneipen, Schenken und Tavernen gab es hungrige Schlucker und Prahlhänse,

die bei einem Glase Wein denselben Namen verstümmelten. Aus welchem Grunde? das wissen wir nicht zu sagen.

Wenn aber die Männer reden, so gehen die Frauen gleich weiter und klatschen; daher rührte das einstimmige, betäubende Geschwätz, das vom Salon, vom Vorzimmer, von der Bude und der Dachstube aus, den Namen des Marquis von Rio Santo in tausendfältiger Wiederholung zum nebeligen Himmel von London empor sandte.

Jedermann vergegenwärtigte sich den geheimnißvollen Marquis, ganz dem natürlichen Hange gemäß, dem sein Ideenkreis folgte; die Ehemänner ließen sich durch seinen Namen und den ihm vorausgehenden Ruf täuschen und erwarteten, ihn im rothen Mantel eines Fra Diavolo oder mindestens doch im Federhute eines Don Juan zu sehen. Die Frauen statteten sein ungekanntes Gesicht mit Gott weiß was für verhängnißvollen Reizen aus, die die große Menge der Romanschreiber ihren armen Teufeln von Helden zutheilt. Die jungen Mädchen sahen ihn im Schlafe mit träumerischem Auge, hoher kahler Stirn, einer Adlernase und einem satanischen Lächeln. Alte Mägde glaubten gar, er trage an jedem Finger drei Ringe von Semilor, einen Spazierstock von Rhinozeroshaut und ein Uhrgehänge, das mindestens dreitausend Pfund Sterlinge werth sey.

Man kann sich denken, wie sehr ein solches Geheimthun und eine solche Ungewißheit den Wunsch erhöhten, den Jedermann hegte, den Marquis Rio Santo kennen zu lernen. Besagter Wunsch erhob sich indeß nicht über eine gewisse sociale Sphäre; Leute von gemeinem Schlage begnügten sich in der That, aus blindem Vertrauen die Könige der Mode zu bewundern; wenn ein Ladenbursche zufällig eines Löwen gewahr wird — wir sagen eines L ö w e n, weil dieser Monarch gewöhnlich nur einzig dasteht und solche Personen, welche die große Menge gemeinhin mit diesem Namen zu beehren pflegt, uns neben diesem königlichen Thiere höchstens wie leidlich hübsche Wachtelhunde vorkommen — so ver-

kennt er ihn gewöhnlich und geht vorüber, weil es ihm an den nöthigen Eigenschaften gebricht, die gefürchteten Vollkommenheiten des Löwen ihrem ganzen Werthe nach zu beurtheilen; — die Neugier und der Drang, welchen man allgemein empfand, diesen Rio Santa endlich zu sehen, blieben daher höchstens auf die beiden rivalisirenden Partheien beschränkt und machten sich höchstens noch ein wenig unter dem höhern Handelsstande geltend. Endlich schlug sich gar die Politik in's Mittel, als besäße Rio Santo noch nicht genug Anziehungskraft und Grund zur Rivalität, und ein unverbürgtes Gerücht machte sich in den verschiedenen Clubbs geltend, die doch sonst so gut unterrichtet sind. Man behauptete nämlich, der große Marquis sey nichts mehr und nichts weniger, als der geheime Abgesandte von einem auswärtigen Hofe ersten Rangs, und versicherte, seine Mission sey rein confidentionell und von höchster Wichtigkeit. Niemand konnte eigentlich etwas Gewisses über ihn ermitteln, allein gerade aus dieser Ursache galt Alles über ihn für gewiß und materiell erwiesen.

Natürlich war man nur auf's Höchste gespannt, ob sein erster Besuch den Whigs oder den Tories gelten würde. Dreißigerlei Einladungen kreuzten sich zu gleicher Zeit bei ihnen und waren je von Namen unterschrieben, deren geringster über einen Palast und Millionen zu gebieten hatte. Rio Santo beeilte sich gar nicht mit seiner Wahl, sondern ließ vielmehr die passende Zeit herankommen, ohne darüber zu entscheiden, bis er eines Abends nach seinem ersten Ausfluge nach Richmond sich nach Derby House bringen ließ.

Lady Ophelia Barnwood, Gräfin von Derby, war die Wittwe eines Ritters vom Hosenband; ihr Vermögen hätte mit dem Besitzthum mancher Banquiers von Thames Street wetteifern können; sie war 25 Jahre alt und galt für die charmanteste Frau von Kings Road, welche lange Straße wahrlich an reizenden Frauen nicht Mangel leidet.

Als man Rio Santo anmeldete, lief eine stumme Aufregung durch die doppelte Reihe von Damen, welche die Salone der Gräfin von Derby zu einem blühenden Garten umschufen. Die erste Reihe bebte vor wollüstiger Neugier; die zweite Reihe, gleichsam die Tapete der Ersten, brachten ihre fünfzig Wittwen-Gesichter einigermaßen über die frischen Gesichter der ersten Reihe empor, so daß man es fast den Soldatenreihen bei einem Pelotonfeuer hätte vergleichen mögen, wo das zweite Glied das Gewehr über der Schulter des ersten anschlägt. Da trat Rio Santo herein. Man fand an ihm einen hübschen Mann, aber dennoch wurden mancherlei Hoffnungen enttäuscht, weil das Ensemble seiner Erscheinung lange nicht so romantisch war, als man sich vielleicht vorgestellt hatte. Man gerieth zunächst in Erstaunen darüber, daß dieser Marquis, welchem man freilich nichts besonderes zum Vorwurf machen konnte, der aber anderseits keine so auffallend ausgezeichneten Eigenschaften besaß, dem berühmten Landsmann Lord S*** drei Jahre lang das Scepter oder besser gesagt, die Reitpeische der Pariser Fashion habe entreißen können; man hätte gewünscht, an ihm eine unaussprechliche Halsbinde, einen poetischen Gang und einen Blick von Einem noch unbeschreiblichern Etwas zu sehen. Mit einem Wort, der erste Eindruck, den er machte, entsprach der allgemeinen Erwartung ganz und gar nicht. Nun aber begann Rio Santo zu sprechen. Der Reiz wirkte nun um so mächtiger und rascher, als man der Verführungskraft, die ihm eigen seyn sollte, schon im Voraus eine Art zuvorgefaßter Reaktion hatte entgegensetzen wollen. Die jungen Damen öffneten gutwillig ihr Herz dem Strome seines elektrischen Worts, und das zweite Glied gedachte mit Schmerzen der schönen Zeit, wo es selbst noch im Stande gewesen war, sich elektrisiren zu lassen.

Man hegt im Allgemeinen über die große Welt eine Art Vorurtheil, das wahrhaftig unter allen Vorurtheilen das thörichtste ist; man glaubt nämlich allgemein, es

genüge, um König der Mode zu werden, daß Jemand reich, schön, keck und muthig, frivol von Charakter und geistreich genug sey, um den Damen hübsche, aber nichtssagende Worte zu sagen. Hierin aber täuscht man sich ganz und gar: das Reich der Mode ist ein Wahlreich, und der Thron derselben kann nicht von jedem Eroberer bestiegen werden; hat man auch zuweilen gesehen, daß müssige, verdienstlose Monarchen sich darauf setzten, so zählt man doch anderseits in der fürstlichen Liste der Fashion auch Namen, welche die Geschichte nur mit Hochachtung nennt. Der erste Löwe, von dem wir wissen, Alcibiades, war keine gewöhnliche Person. Später finden wir — eine Masse römischer Dandies nicht zu erwähnen, die alle wieder ihre Verdienste hatten — später finden wir Clodius, treffen auf Cäsar; noch später stoßen wir auf Franz I. von Frankreich, den ritterlichen König, auf Essex, Walter Raleigh, Walpole, Lord Byron und noch in unsern Tagen ist ja das Wunderkind von London, der Graf d'Dorsay, der König der Mode in der britischen Hauptstadt, unter allen Kennern für einen der geistvollsten und offensten Köpfe unsers Jahrhunderts bekannt.

Man mußte bald zuerkennen, daß Rio Santo ein ausgezeichneter Kopf sey; er wußte zwar zu plaudern, was selten ist, aber er wußte auch zu sprechen. Sein geschmeidiger, scharfer Verstand umfaßte alle Gebiete des Wissens; er war ein ernster Mann und wußte doch bei alle dem zu glänzen. Seine Beredtsamkeit war gar nicht zu erschöpfen, wenn er es darauf anlegte, und doch besaß er zugleich auch jene Kunst, die wir die schwerste von allen nennen möchten, die Kunst des Schweigens nämlich, im höchsten Grade.

Man fühlte sich zu gleicher Zeit geblendet und überrascht von dem königlichen Prunk, den er entfaltete, weil er dieß nicht in der Weise eines reich gewordenen Emporkömmlings, sondern mit dem ganzen Geschmack und dem vollen Bewußtseyn eines ächten großen Herrn that.

Auf diese Weise wurde Rio Santo binnen wenigen

Wochen auch in London das, was er schon in Paris gewesen war — der Mann der Mode, L'homme par excellence, der König, der Gott.

Gerade um den Zeitpunkt seiner Ankunft in England hatten sich auch noch etliche neue Gestalten in der großen Welt blicken lassen; es waren lauter Leute von Bedeutung, recht passend und geeignet für die Stellung, welche sie einnehmen wollten. und mit Namen versehen, die einen guten Klang hatten und die weltgewandte Lebensweise rechtfertigten, welche ihre Besitzer führten. Unter diesen neuen Ankömmlingen führen wir beispielsweise nur den Major Borougham, Sir Paulus Waterfield, den Doktor Müller, den Cavalier Angelo Bembo rc. an. Diese Herren kannten alle mehr oder weniger den Marquis, den sie in Paris oder irgendwo gesehen haben wollten, allein Keiner von ihnen schien sich einer engern Freundschaft oder eines nähern Umgangs mit ihm zu erfreuen.

Die erste Geliebte, welche man Rio Santo in London zuschrieb, war dem Vernehmen nach die Gräfin von Derby. Seither hatte Lady Ophelia den beneidenswerthesten Ruf für eine junge Wittwe gehabt; sie war dem allgemeinen Urtheil zufolge eine Frau von ausgezeichnetem Geschmack, dem feinsten Geist, aber dürr von Herzen und eine der erfahrensten und darum auch gefährlichsten und unnahbarsten Coquetten. Das war freilich übertrieben, denn die Coquetterie schließt kein wahres Gefühl aus, wenn man sich desselben zu bedienen weiß; dabei war sie eine Frau von ausgezeichneten Grundsätzen, die sie laut und unverholen zum besten gab, hatte gerade das rechte Maaß von Frömmigkeit und machte dem Namen ihres höchstseligen Gemahls, einem der edelsten und schönsten der alten englischen Monarchie, alle Ehre. Lady Ophelia hatte in diesen Lebenskreisen, wo so vielerlei Medisancen mit so vielen Verläumdungen sich kreuzen, sich unverwundbar zu halten gewußt; kein Makel, wie klein auch immer, hatte je den jungfräulichen Spiegel ihres Rufes

getrübt. Die Männer liebten und fürchteten sie, ihre Nebenbuhlerinnen aber haßten und beneideten sie. Da erschien Rio Santo und das Leben der Gräfin umgab sich auf einmal mit ungewohnter Heimlichkeit, worin böse Zungen alsbald Grund zum Argwohn sehen wollten; sie hätte sich vertheidigen können, wenn sie den Schleier hätte lüften und sich wie sonst jede Stunde des Tages den Blicken der Menge aussetzen wollen. Allein man muß sagen, sie liebte in der That Rio Santo und zwar mit jener Liebe, welche dieser fürchterliche Don Juan unfehlbar einflößen mußte: mit jugendlichem Drang und Ungestüm unbesonnen und ohne Vorsicht . . .

Rio Santo war rasch und in hohem Grade für die Liebe zugänglich, allein die Gluth seiner Liebe war zu stark, um lange anzudauern; er legte sein Herz mit aufrichtiger Zuneigung Lady Ophelia zu Füßen, er widmete ihr seinen auf eine Weile bewältigten Genius, sein ganzes Wesen, ja noch mehr als sein Wesen, denn er verhieß ihr ja sogar seine ganze Zukunft zu Füßen zu legen; allein wenn Rio Santo auch niemals log, so täuschte er sich doch jedenfalls sehr häufig. Er überließ sich der Liebe ganz ohne Rückhalt, gerade wie jene Kinder, die ihre Spielsachen an ihre Spielgefährten verschenken, um sie hernach wieder zurückzufordern; Rio Santo forderte auch das wieder zurück, was er auf solche Weise in der Liebe verschenkt hatte; und er fühlte darüber nicht mehr Gewissensbisse, als diese Kinder, von denen wir eben gesprochen haben, weil er nie mit gutem Glauben handelte. Er war, wie gewisse Poeten sagen würden, eine herrliche Natur.

O nein, Missеß und Myladies, möge Euch Gott davor bewahren, daß Ihr auf Rio Santo stoßet!

4.

Wie die Liebe im Traume sich einstellt.

Das ganze fashionable London sprach schon eine ganze Woche lang von der Verheirathung Rio Santo's mit Lady Ophelia Barnwood, Gräfin von Derby. Beide waren ein musterhaft gewähltes Paar, allein nichts desto=weniger fand die Verheirathung doch nicht statt, und Rio Santo erklärte laut, daß sie gescheitert sey. Manche Leute maßen dieser Erklärung Glauben bei, allein Andere meinten, sie seye leider nur allzugut gelungen.

Rio Santo hatte sich damals schon vollständig in Englands Hauptstadt akklimatisirt. Die phantastische Superiorität, die ihm der vorangehende Ruf anfänglich zugeschrieben hatte, erwies sich als begründet, denn er hatte die Probe bestanden und Rio Santo war seines Ruhmes für würdig befunden worden. Die Salons rissen sich um ihn und die beiden Aristokratien stritten mit Er=bitterung um den Vorzug, welchen er einer von beiden geben würde. Unter den reizenden Gemahlinnen von Banquiers, die über Millionen zu gebieten hatten, gab es mehr als Eine, die sich mit Freuden compromittirt haben würde, wenn sie nur die getroste Hoffnung hätte hegen dürfen, ihren Nebenbuhlerinnen von Belgrave Square eifersüchtig zu machen. Diese Rivalität der verschiedenen Coterien erfüllten alle Gemüther und Charaktere mit Einer Leidenschaft; allein der Marquis steuerte ruhig und heiter zwischen den beiden in Todfeindschaft begriffenen Parteien hin und besuchte das Westende, weil die Sitten und Lebensweise des adeli=chen Stadttheiles dem aristokratischen Hange, der ihm angeboren war, schmeichelte, allein er verachtete darum doch auch die City nicht, und mied noch um so weniger die Festlichkeiten der Wigs=Parthie. Mit einem Wort, der Eklektizismus ist nur in der pedantischen, nichtssagenden Katheder=Philosophie verdammlich, wo er ein nichts weniger als angenehmes, aber nothwendiges Wort bildet; der

Begriff, den er ausdrückt, liegt so zu sagen in jedem Gemüth, das zu leben beabsichtigt; hat man seinen Begriff recht ergründet, wie sich's gehört, so schließt er gar nichts aus, selbst nicht einmal jene unbeugsame ritterliche Loyalität, die für die Farbe eines Banners oder das Bild eines Wappenschildes den Tod nicht scheut, denn wir maßen uns nicht an, von etwas anderem zu reden, als von jenem sinnlichen Eklektizismus, der die Blüthe der Lust pflügt, wo er sie findet. Diese allein hat einen reellen Werth, aber außer diesem Kreise und sobald man ihn nicht mehr auf das Vergnügen anwendet, stimmen wir gerne mit ein: Zum Henker mit dem Eklektizismus! In den Künsten wird er zur Tölpelei oder Schwäche, in der Politik zur Lüge oder Doktrin, was am Ende auf eins heraus kommt — in der Philosophie zur Schwäche oder zum Nichts.

Rio Santo war aber weder Mitglied des Parlaments, noch Künstler, noch Philosoph; er war vielleicht schlimmer, als alle diese drei Prädikate, allein er war wenigstens diesen drei Verkehrtheiten entgangen; ja, wenn wir Alles sagen wollen, so können wir nicht verhehlen, daß er eigentlich gar Nichts von alle dem war, was man in unsern socialen Zuständen seyn muß, die wie eine Apothekerbude mit lauter nummerirten und mit Etiketten versehenen Fächern versehen ist; allein gerade dieses gab ihm das unbestrittene Recht, zu handeln wie die Biene, d. h. von Allem ohne Ausschluß zu wählen.

Sein vorgebliches Handwerk war der Beruf eines Marquis, der über Millionen zu gebieten hat und aus allen möglichen Vorzügen zusammengesetzt ist. Was mich anbelangt, so wüßte ich kein dankbareres und willkommeneres Gewerbe als das seinige. Es läßt sich gar nicht in Worte fassen, welchen Aufwand von Geist und Diplomatie die beiden rivalisirenden Lager machten, um ihn je zu ihrer Seite hin zu ziehen; es gab junge Damen, die sich wie wahre Römerinnen aufopferten, und Ladies von einem gewissen Alter, welche gar wunderbare Pläne

auf ihn bauten. Eine whigistische Schriftstellerin ging so weit, ihm unter der Hand den Vorschlag zu machen, sie wolle ihn durch einen Roman verherrlichen, der in vierzehn Abschnitten von je sechs Oktavbänden erscheinen solle. Rio Santo wußte die Aufopferung der jungen Dame zu schätzen, ignorirte aber die Pläne der ältern Wittwen und machte der whigistischen Schriftstellerin eine türkische Tabakspfeife zum Präsent, mit der Bitte, männiglich zu verherrlichen, der ihr Freude mache, nur nicht ihn selbst.

Inzwischen führte er das untadelhaft fashionabelste Leben, das man sich nur vergegenwärtigen kann; er allein gab in Allem despotisch den Ton an; was er sprach, wurde mit wahrhafter Salbung wiederholt; gab er zufälligerweise keine Bonmots zum Besten, so gab es mitleidige Seelen genug, die ihm gerne welche liehen, ja sich sogar eine Pflicht daraus machten. Wählte man ihn zum Gegenstand des Gesprächs, so durfte man überzeugt seyn, alle Frauen zu interessiren, und gewisse ausgediente Verführer erfanden auf seine Rechnung allerhand kostbare Geschichtchen, die sie wie eine Art Dietriche an den Thüren aller Boudoirs versuchten.

Man überhäufte ihn mit einer so unglaublichen Menge von Glück und Triumphen, daß die Aufzählung derselben alle Wahrscheinlichkeit überschritt. Er aber war — man darf mir aufs Wort glauben — äußerst verschwiegen, denn jedes Abenteuer, das man von ihm erzählte, war mit jenem leichten Schleier der Ungewißheit umzogen, der für den Erfolg einer Anekdote erforderlich ist, und man konnte auch nie einen schlagenden Beweis zur Unterstützung der kleinen Verläumdungen anführen, deren Gegenstand und Held er war.

So viel läßt sich als allgemein gültige Regel feststellen: der Löwe, der es auf den Titel eines Herzensbenkers abgesehen hat, ist niemals ein Löwe von wahrer Währung, sondern unausbleiblich stets irgend ein anderer Vierfüßler, vielleicht gar ein Esel, der sich nur mit der

Haut des Königs der Thiere bekleidet hat. Der Marquis von Rio Santo aber war ein ächter Löwe, der ächteste, der vielleicht je gelebt hat. Er liebte nur, wenn es ihm bequem war und stets nur im Verborgenen, und war wohl auf seiner Hut, Dinge laut werden zu lassen, die durch Veröffentlichung ihren Reiz verlieren. Wer anders handelt, geht wie ein Geck zu Werke. Rio Santo machte sich gewiß diese Handlungsweise nicht zum Grundsatz; er nahm es unbewußt zu seinem Wahlspruch und handelte nur so, weil für das Gute, ja für alles Gute ein Keim in seinem edlen Herzen lag. Freilich konnte auch das Böse dort Wurzel schlagen, allein es war nur jenes Böse von stolzem Gepräge, woraus das kühne Verbrechen und die muthigen Laster entspringen; in Beziehung auf jene sündhaften Neigungen des Pöbels, auf gemeine Spitzbübereien und Alles das, was schlechthin schmachvoll ist, oder an Niederträchtigkeit und Lächerlichkeit grenzt, war Rio Santo tadellos zu nennen.

Nach der Gräfin von Derby liebte er wahrscheinlich noch andere Frauen, allein wir hätten viel zu thun und würden eitle Mühe verschwenden, wenn wir die Summe seiner Unbesonnenheiten und tollen Streiche ganz genau feststellen wollten.

Eines Tages traf er mit Miß Mary Trevor zusammen und er mochte wohl denken, daß dieses bleiche Kind mit den fast verwischten Zügen, mit der fast nebelhaften Schönheit eine höchst unbedeutende Person sey; vielleicht dachte er nicht einmal so weit. Mary selbst fühlte sich sehr unbehaglich in Gegenwart dieses Mannes, dessen bizarrer Ruf ihrem scheuen, schüchternen Wesen einen gewissen Widerwillen einflößte. Bald darauf trafen sie zum zweitenmale zusammen; Miß Mary sang und ihre sanfte, wohllautende Stimme, ohne sonderlichen Umfang, schlug wie ein undeutliches Getöse an Rio Santo's Ohr. Rio Santo sprach, und sein durchdringendes, ernstes Organ verletzte das Gehör der Miß Trevor schmerzlich.

Aus welchem Grunde aber, das hätte Mary selbst nicht zu sagen vermocht.

Endlich fanden sie sich gar zum dritten Male, und zwar dießmal bei einem Conzert in den Salons der Lady Ophelia; Rio Santo war an diesem Abend bleich, wortkarg, und ließ, ohne recht zu sehen, seine Augen zerstreut in der Versammlung umherlaufen. Miß Trevor, welche bei ihrer besten Freundin, Miß Diana Stewart, in einem Spielzimmer saß, wohin der Zudrang der Spieler sich noch nicht verloren hatte, plauderte ganz leise mit jener. Diana war die Cousine und frühere Jugendgespielin von Frank Perceval, den eine Reise jetzt fern von Miß Trevor, seiner Verlobten, hielt; brauche ich wohl erst zu sagen, daß die beiden jungen Mädchen von ihm sprachen? Rio Santo stand aufrecht und gegen eine halb vorspringende Säule gelehnt, deren Schatten ihn halb verbarg; er war nahe genug, um zu hören und hörte dennoch nicht; Mary wandte ihm den Rücken und konnte ihn nicht sehen, und die beiden jungen Mädchen, welche Anfangs nur leise mit einander gesprochen hatten, legten sich fortan keinen Zwang mehr an und plauderten nun laut, weil sie sich aus dem Bereich jedes indiskreten Lauschers wähnten. Ihre Unterhaltung gelangte wie ein Murmeln Rio Santo zu Ohren, allein er gab nicht darauf Acht und fuhr fort zu träumen, indem er sich mit einer wahren Habgier diesen Augenblick der Ruhe und Rast zu Nutz machte, welche ihm die neugierige Spannung und Aufmerksamkeit der Menge gönnte.

Rio Santo war nämlich ein unverbesserlicher Träumer; nicht zufrieden mit den zahllosen Genüssen, die ihm die Wirklichkeit spendete, rief er häufig noch jene sorgsam verborgen gehaltenen Kräfte einer ausnehmenden poetischen Begabung zu Hülfe und überließ sich, von den heraufbeschworenen Phantasiegebilden eingelullt, der hinreißenden Gewalt irgend eines schönen Traumes. Dieß waren seine Mußestunden, und unter allen Genüssen, die er unaufhörlich aus dem Becher der Lust nippte, war dieses

vielleicht für ihn der theuerste, heißgeliebteste. Mit einem wahren Entzücken fühlte er stets, da er hiezu seine eigenen Tage hatte, die Stunde seiner wollüstigen Verzückung herannahen, ließ sich rückhaltslos und von ganzem Herzen von ihr überwältigen und fand in ihr hauptsächlich eine ruhige und dabei unendliche Trunkenheit, welche die Wirklichkeit nie bei ihm hervorrufen konnte.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Rio Santo gewöhnlich nicht den Tumult eines Festes wählte, um sich in jene illusorischen Vergnügungen zu versenken, allein das Conzert und seine Träumerei wußten sich recht gut mit einander zu vertragen; die Tonwellen des Orchesters trugen ihn nach gewissen Galerien des Feenpalastes seiner Einbildungskraft, die er im Schweigen und in der Einsamkeit nicht auszubeuten vermochte; seine Träume gestalteten sich gerne zu Erinnerungen um, und die Musik rief in ihm jene fröhlichen Erinnerungen rege, in welchen wie holde Schatten jene unbestimmte Gefühle der reizenden Liebe vorüber zogen, die ihm zuerst das Herz klopfen machten und ihren heißen Athem über die Gleichgültigkeit seiner Jugendjahre hinhauchten. In dem Augenblick, von dem wir eben reden, träumte Rio Santo wieder und träumte dießmal von Liebe. Er blickte in jenen entfernten Spiegel, den die Verzückung dem Blick der Seele vorhält, und der ihr wie eine Theaterdekoration erscheint; er sah darin ein blondes Kind, das vertrauensvoll, zärtlich und schüchtern seinen Engelsblick zu ihm erhob. Das Orchester bekleidete eben eine Melodie, die einem jener schlichten und rührenden Motive angepaßt war, wie sie zuweilen die begeisterten Barden des grünen Irlandes in ihren wilden Büschen finden. Man hätte sagen mögen, dieses Lied stehe in direkter wirklicher Beziehung zu dem jungen Mädchen des Traums und dieß war sogar leicht möglich, da es sich hier nur um eine Erinnerung handelte; auf Rio Santo's Gesicht lagerte sich eine Art schwermüthiger und dennoch mit Vergnügen vermischter Berauschung.

Als das Orchester die letzten Vibrationen der Stimme des Sängers mit seinen Akkorden übertönte, perlte eine Thräne aus den langen, schwarzen, halb gesenkten Wimpern von Rio Santo's Augenlied.

„Mary — Mary!“ flüsterte er mit weicher Stimme vor sich hin, — „meine süße, theure Mary!“

„Arme Mary!“ rief in diesem Augenblick Miß Diana Stewart, das junge Mädchen, mit welchem Miß Trevor eben plauderte; dann brach sie plötzlich ab und setzte mit gutmüthigem Lachen hinzu: „Du liebst ihn also recht innig?“

Bei dem Namen Mary hatte Rio Santo die Augen geöffnet, und sein Blick war auf einmal auf das anmuthige Profil von Mistreß Trevor gefallen; die Männer und unter allen Männern gerade diejenigen, deren zügellose, wuchernd reiche Einbildungskraft stets überall hin zu irren pflegt, wohin die Laune sie führt, und welche dem Laufe derselben nie durch den Verstand Zügel anlegen lassen, können den gleichen Gegenstand unter verschiedenen und sogar vollständig entgegengesetzten Gesichtspunkten und Formen sehen. Der momentane Eindruck verändert so zu sagen das Mittel, durch welches sie sehen; zwischen ihrem Auge und dem Gegenstande, nach dem sie blicken, geht eine Art geheimnißvoller Strahlenbrechung vor sich, welche die Häßlichkeit verschönern und die Schönheit häßlich machen kann. Rio Santo hatte Miß Mary schon gesehen und dennoch glaubte er sie zum erstenmal zu erblicken. Vielleicht hatte das zarte, holde Lächeln der Miß Trevor einen Platz in dem Traume gefunden, der Rio Santo in diesem Augenblicke beherrschte; vielleicht war auch irgend eine entfernte Aehnlichkeit dem Namen Mary zu Hülfe gekommen, um die Illusion des Marquis auf die Spitze zu führen. Aus diesem Grunde oder irgend einem andern fühlte er sein Herz jubeln und diesem reizenden Mädchen entgegen schlagen, das seiner momentanen Phantasie zu so gelegener Zeit einen Körper verlieh. Er erfaßte sie mit seinem Blicke wie eine nahe

Beute und kümmerte sich, durch den Erfolg verwöhnt, kaum um die Mittel, durch welche er triumphiren wollte.

Miß Trevor hatte einen Augenblick gezaudert, bevor sie auf Diana's Frage antwortete.

„Ich bin traurig über seine Abreise," sagte sie, „und sehe seiner Rückkehr mit Ungeduld entgegen!"

Rio Santo schlürfte langsam die Harmonie dieser Stimme ein, die er einen Tag zuvor verachtet hatte; er bewunderte ihren sanften Wohllaut; die Schwäche ihres Klangs bezauberte ihn, weil sie in irgend einer verborgenen Ecke seines Gedächtnisses irgend eine Saite wiedertönen ließ, die zwar seit Jahren vergessen geruht hatte, nun aber plötzlich wieder vibrirte und irgend eine vergessene Note hören ließ.

Er machte eine Bewegung. Miß Trevor wandte sich um und ihre Wange überzog sich mit hohem Purpur, weil sie errieth, daß ihre Antwort gehört, belauscht worden war; sie fühlte sich abermals und von Neuem von jenem Entsetzen durchbebt, das sich schon beim Anblick des Marquis ihrer bemächtigt hatte, und ergriff Diana's Arm, während ein Schauder ihren ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen durchrieselte.

„Komm'!" sprach sie und zog ihre überraschte Freundin nach den Salons hin, welche dem Concertsaal näher gelegen waren.

„Lag denn eine Schlange hinter Deinem Sessel, daß Du so jäh emporsprangst?" fragte Miß Stewart heiter.

„Es war ein Mann in der Nähe!" flüsterte Mary schüchtern und ängstlich.

Diana wandte sich rasch um und begegnete nun ihrerseits dem glühenden Blicke Rio Santo's, womit er den Rückzug ihrer Gefährtin beobachtete; plötzlich ward auch sie ernst.

„Wie er Dir nachblickt!" sprach sie mit unbefangenem Neide; — „von seinem Auge bis zu dem Deinigen erglänzte es wie ein einziger großer Lichtstrahl . . ."

Mary erbebte noch stärker. Rio Santo verließ seine

Säule und warf sich in den Lehnstuhl, welchen Miß Trevor gerade erst verlassen hatte; hier verweilte er lange und betrat den Conzertsaal nicht eher wieder, als bis die Menge der Hörer wie der Mitwirkenden, sich auch nach den andern Sälen ergossen hatte.

„Arme Mary,“ murmelte er, indem er sich erhob; — „seit ich Dich verlassen, habe ich nie wieder so geliebt.“ —

Wenige Tage später wurde Rio Santo der Lady Campbell und dem Lord Trevor vorgestellt. Lady Campbell war ausnehmend geschaffen und begabt, alle die verschiedenen Vorzüge des Marquis recht eigentlich zu würdigen und zu begreifen; es schmeichelte ihr unbedingt, daß er ihr gegenüber die Initiative ergriffen, und sie prophezeihte sehr richtig, daß ihr Ansehen und ihr Einfluß in der Gesellschaft dadurch keinen geringen Vorschub erhalten habe. Trevor House kam dadurch in der That alsbald auch in die Mode und wurde zum Versammlungsort der gewähltesten Gesellschaft; Jedermann wollte hier vorgestellt und eingeführt werden, und die jungen Leute von Stande, welche zu gleicher Zeit mit Rio Santo nach London gekommen waren, stellten sich ebenfalls fast zuerst ein und suchten um diese Ehre nach. Natürlich waren der Major Brougham, der Doktor Müller, Sir Paulus Waterfield und der schöne Cavalier Angelo Bembo auch Leute, welche nirgends auf verschlossene Thüren trafen.

Kaum waren sie bei Lord Trevor eingeführt, so schaarten sie sich um Lady Campbell und brachten ihr angelegentlichst ihre Huldigungen dar. Diese vier jungen Edelleute schienen aber alle unter sich kaum näher bekannt zu seyn, als auf jene oberflächliche Weise, wie man im geselligen Leben der vornehmen Stände Bekanntschaften schließt; anscheinend herrschte durchaus keine nähere freundschaftliche Beziehung zwischen ihnen. Gleichwohl hätte man glauben können, sie haben sich das Wort darauf gegeben, gewissermaßen die Geschäftsträger Rio

Santo's bei Lady Campbell zu machen; — das war vielleicht nur Zufall.

Rio Santo bedurfte übrigens wahrlich keiner Hülfe; je geistreicher eine Frau war, desto weniger war sie im Stande, der Verführungskunst seines Geistes zu entgehen; wir glauben es ja bereits gesagt zu haben, daß Lady Campbell in Beziehung auf Geist und feine Bildung sich mit Jedermann messen konnte, deßhalb war sie auch eben so schnell als vollständig besiegt und unterworfen. Schon nach wenigen Tagen betrachtete und behandelte sie Rio Santo wie einen Freund des Hauses, und noch war kein ganzer Monat vergangen, so sah sie alles nur durch seine Augen. Da Lady Campbell, de facto, das Haupt der Familie ihres Bruders war und das große Wort in seinem Hauswesen führte, war es ganz natürlich, daß binnen Kurzem der ganze Hausstand, Miß Trevor sogar nicht ausgeschlossen, dem Einflusse des Marquis Rio Santo unterlag.

Wir müssen nichts desto weniger hier anführen, daß Rio Santo nicht direkt auf Miß Mary Trevor einwirkte, sondern daß es vielmehr Lady Campbell war, die sich die Mühe nahm, bei ihrer Nichte, ohne Rio Santo's Vorwissen, das bildsame Herzchen des Mädchens zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Von den Vorzügen dieses ausgezeichneten Mannes ganz entzückt, konnte die liebenswürdige Dame ihre Bewunderung für ihn nicht verschweigen, und ihre warme Freundschaft, ihre abgöttische Verehrung machte sich Luft durch alle Poren. Sie stellte ihre Nichte Rio Santo wie ein Musterbild, wie einen Gegenstand des Studiums und der Analyse, wie einen vollendeten Typus hin, dessen Ergründung, ihrer Meinung nach, sie über alle gesellschaftlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Tugenden vollständig aufklären würde. Sie schilderte ihn als gutmüthig, obwohl er der Mehrzahl der Menschen überlegen, so daß sie aus seiner Gutmüthigkeit eine wahrhaft erhabene Sache machte; er

that nur Gutes, obwohl er, wie Lady Campbell meinte, alle Macht und Befähigung zum Bösen inne hatte. Sie versicherte ihre Nichte, daß jeden Monat ungeheure Summen aus seiner Hand in die Börse irgend eines verschwiegenen Geistlichen flöße, um Wohlthaten aller Art zu vollbringen und Hunderten von Armen und Unglücklichen Brod und Trost zu schaffen. Und wenn man von ihm behauptete, daß er unbeständig und leichtsinnig in der Liebe sey, so mußte man erst fragen, von wem diese Behauptungen ausgingen. Wenn von Nebenbuhlern, so waren sie Lügen; wenn von Frauen, so waren sie Heimtücke; und konnte man nicht überdieß fragen: warum ermüdet ihr ihn mit so vielen Huldigungen? Durfte er wohl, wenn man es genau erwog, Ernst aus all diesen kühn ihm zugeworfenen Gunstbezeugungen machen?

Damit waren noch nicht alle Gründe der Dialektik aus dem Vorrath der Lady Campbell erschöpft, der Köcher ihrer Beredsamkeit noch nicht geleert, und sie wußte Miß Mary Trevor am Ende so weit zu bringen, daß diese sich in allem Ernste des frühern Schreckens und Widerwillens schämte und bereute, welchen ihr Rio Santo eingeflößt hatte. Sie faßte nun für Rio Santo eine Art Bewunderung, in welche sich zwar noch immer eine unerklärliche Furcht mischte, der aber wenigstens kein Widerwille zu Grunde lag.

Sie wußte nun, daß Rio Santo sie liebte, und wenn eine Frau erst zu diesem Bewußtseyn gekommen ist und von der Abneigung zu einem Gefühl gelangte, das wenigstens etwas wärmer als Gleichgültigkeit ist, so kann man nach dem allgemein angenommenen Glauben sogenannter Kenner kecklich muthmaßen, daß sie von der Liebe nicht mehr fern ist. Diese Annahme ist so allgemein, daß man sogar Wetten darauf eingeht, und wir wollen nun sehen, ob unsere Beobachter und scharfen Menschenkenner in Miß Mary sich verrechnet haben oder nicht.

Es verbreitete sich auf einmal in London ein Ge-

rücht, das, so extravagant und aller Wahrscheinlichkeit bar es auch war, dennoch nicht verfehlte, durch alle Kreise zu bringen; besagtes Gerücht bewirkte, daß der Jockey-Clubb aus voller Kehle wieherte und Jedermann, der nur immer auf den Titel eines Mannes von Ehre Anspruch machen konnte, von einem Ende der Stadt bis zum andern vor Lachen fast bersten wollte; die Frauen plauderten davon mit ihren Cicisbeen, die Ehemänner mit den vertrauten Freundinnen ihrer Frauen und selbst die Ställe tönten wieder von den Discussionen, welche über diesem Gerüchte sich erhoben.

Rio Santo, hieß es, wollte sich verheirathen.

Heirathen, wie der einfachste der Sterblichen, seinem Reich ein Ende machen, seinen Scepter zerbrechen, seine Sporen ablegen, die Poesie seiner Existenz in dürre Prosa verwandeln, eine baumwollene Schlafmütze über seine Krone ziehen?

Das war eine bösartige Erdichtung, ein lächerliches, unmögliches Mährchen! das sollte wahr seyn?

Und dennoch war es Wahrheit. Als das Gerücht sich verbreitete, hatte Rio Santo bereits um die Hand von Miß Mary Trevor angehalten.

Gegen seine Gewohnheit war er auf mehrere Hindernisse gestoßen, deren geringstes schon an und für sich nicht zu verachten war; zunächst hatte Lady Campbell, welche die Rechtschaffenheit selbst war, sich entschieden geweigert, trotz ihrer Verehrung für den Marquis, dessen Unternehmung zu fördern oder zu unterstützen. Das gegenseitige Liebesverhältniß zwischen Frank Perceval war ihr Werk, und nur ihren Bemühungen war es gelungen, diese Verbindung zu Stande zu bringen; es wäre daher offenkundiger Verrath gewesen, hätte sie nun von den Interessen des abwesenden Frank abfallen wollen, und Lady Campbell war dessen rein unfähig. Außerdem hatte in zweiter Instanz Lord James Trevor, ein alter Edelmann von altem Ritterworte, dem künftigen Schwiegersohne, Frank Perceval, einmal sein Wort verpfändet und

hätte dieß um keine Welt gebrochen, und in dritter Instanz liebte Miß Trevor ihren Frank Perceval.

So waren für den Korb, den der gefeierte Rio Santo sich holte, dreierlei gewichtige Motive vorhanden. Die abschlägige Antwort drang ihm nicht sehr zu Herzen, weil er, einmal an Sieg, Triumph und Erfolg gewöhnt, an seinem Glücke nicht verzweifeln konnte; das aber vermochte er nicht, einen düstern Trübsinn von seinem Gesicht zu verbannen, als er nach Empfang des Korbes Lady Campbell entmuthigt die Hand küßte und sich eilig entfernte, wie ein Mann, der sich unwillkührlich schwach gegen das Unglück zu zeigen befürchtet.

Als er wieder nach Hause gekommen war, entwarf er im Stillen den Plan zum prachtvollsten, glänzendsten Hochzeitsgeschenke, das nur die überreizte Phantasie eines coquetten Mädchens je zu ersinnen vermocht hätte.

Lady Campbell war ganz untröstlich und machte sich bittere Vorwürfe, daß sie Frank ihr Wort gegeben hatte, der zwar allerdings ein ausgezeichneter Mann, allein neben Rio Santo doch eine wahre Null war. Reue und Bedauern sind aber im höchsten Grade nichtige Dinge, und Lady Campbell war nicht gewöhnt, ihre Zeit zu verlieren; sie zerbrach sich den Kopf, allein vergebens; sie suchte nach Hülfsmitteln aller Art und fand keine; doch besitzen Frauen von scharfem Verstand stets eine letzte Hülfsquelle, die ihnen nie den Dienst versagt, die nämlich, sich selbst zu täuschen.

Da Lady Campbell selbst in Verzweiflung war, war es kein Wunder, daß sie auch Miß Mary für höchst trostlos hielt; dieß war freilich streng genommen nicht ganz wahr, allein doch möglich. Hatte sie einmal bei sich fest gestellt, daß Miß Trevor bekümmert sey, so konnte sich der Grund dieses Kummers auf verschiedene Weise auslegen lassen; die Wahl hierüber stand Lady Campbell frei, und sie wählte deßhalb nach eigenem Gutdünken. Sie sagte sich, ihre Nichte liebe jetzt, sie liebe Rio Santo, und der Korb, welchen sie diesem habe ertheilen müssen,

sey der einzige Grund ihres Kummers. Sie mußte sich dieß erst verschiedenemale wiederholen, bevor sie es selbst glaubte, allein zuletzt haftete der Glaube doch. Glaubte sie nun, so hatte sie auch das unbestrittene Recht, ihre Meinung Andern mitzutheilen, und durfte sie erst solche Mittheilungen wagen, warum hätte sie diese nicht auch ihrer geliebten Nichte, ihrer Adoptivtochter beibringen sollen.

Bei der ersten Eröffnung besagter Muthmaßung der Tante stürzte Miß Mary so zu sagen aus allen ihren Himmeln herab; allein Lady Campbell schien so auf Treu und Glauben zu handeln, entwickelte eine so überzeugende Beredtsamkeit, daß Mary, welche schwach und nicht gewöhnt war, den Grund ihres Herzens streng zu befragen und sich in allen Dingen ihrer Wahl und Prüfung in die Meinung ihrer Tante zu schicken, sich von dieser leicht überreden ließ. Das mag zwar sonderbar erscheinen, allein es ist ein ganz alltäglicher Vorfall.

Von diesem Augenblick an ward es Lady Campbell wieder behaglicher zu Muthe und sie fand ihre ganze frühere Heiterkeit wieder. Wir müssen freilich zugeben, daß dieß ihre Lage sehr veränderte, weil es sich nicht um sie, sondern um ihre Nichte handelte; sie hätte sich ja dadurch das Vergehen zu Schulden kommen lassen, ihren eigenen Eindrücken und Empfindungen nachzuhängen und am Ende gar dem gegebenen Worte untreu zu werden, allein ihre Nichte? ... Man kann doch nicht aus reiner Gewissenhaftigkeit und übertriebener Rechtschaffenheit das Lebensglück eines jungen Mädchens zum Opfer bringen. Sie zauderte jetzt nicht mehr, sondern fühlte sich jetzt gewissermaßen durch den Ehrenpunkt zum Einschreiten gedrungen; was ihr seither als Schwäche erschienen war, hielt sie nun für Sache der Pflicht; sie gestand sich, daß man unter solchen Umständen nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe und daß es für sie nun Ehren- und Gewissenssache sey, Rio Santo's Absichten auf jede Weise zu unterstützen und ihm allen möglichen Vorschub zu leisten.

Ein höchst köstlicher Spaß war es, daß Lady Campbell bei dieser Gelegenheit es für ihre Pflicht erachtete, ihrer Nichte eine Predigt über die Unbeständigkeit zu halten. Nun sie aber einmal gegen die Moral ihrer Schuldigkeit sich entledigt hatte, versprach sie Miß Mary feierlich, auch ihrer neuen Liebschaft Vorschub zu leisten und stimmte arglos einen Lobgesang auf Rio Santo an.

Die Wahrheit zu gestehen, lebte Miß Trevor nunmehr in einer Art immerwährender Betäubung voll Langweile und Ermüdung; Rio Santo hatte auf sie einen seltsamen Eindruck gemacht, den sie sich gar nicht näher erklären konnte; da Lady Campbell aber dieß für die wahre Liebe ausgab, so mußte es wohl auch Liebe seyn.

Und dennoch verwischte sich das Bild ihres treuen Frank Perceval niemals in ihrem Herzen; die arme Mary zauderte, war unschlüssig und wußte sich doch niemals recht zu fassen. Ueberzeugt und zum Schweigen gebracht durch die Unfehlbarkeit der Lady Campbell, gegen welche sie niemals Einspruch zu erheben wagte, weil die natürliche Schwäche und Indolenz ihres Charakters jeden eigenen Entschluß bei ihr verhinderte, ließ sie sich von jenem seltsamen, fast phantastischen Zweifel ganz in Schlummer lullen. Sie litt darunter schweigend und wagte kaum den Versuch, sich Linderung und Erleichterung zu verschaffen; hie und da machte sie freilich einige Anstrengung, doch nicht um das ihr auferlegte Joch abzuschütteln, sondern vielmehr nur um die Seufzer und das Murren ihres Herzens zu unterdrücken und ihren verlorenen Seelenfrieden mit der Ruhe der Apathie zu vertauschen.

So blieb also nur noch der Widerstand zu besiegen, welchen Lord Trevor, dessen unbeugsame Worttreue und Rechtlichkeit man nur allzugut kannte, dieser neuen Willensänderung unfehlbar entgegensetzen würde. Daß man diesen Widerstand nicht mit offener Stirn bekämpfen durfte, war ganz natürlich, allein dieß war ja, wie wir im Vertrauen sagen möchten, bei weitem das Geringste.

Ist man erst so weit gekommen, sich selbst zu täuschen, mit dem Gewissen eines jungen Mädchens sein Spiel zu treiben und dabei sich doch den Seelenfrieden zu bewahren, so darf man auch die rechtmäßige, vernünftige Hoffnung hegen, daß man noch über den Willen eines alten Edelmannes obsiege, dessen bespornter Fuß häufiger das Schlachtfeld als die verschwiegenen Teppiche diplomatischer Gemächer betrat.

Es gelang Rio Santo mit der Erlaubniß der Tante, der Miß Mary Trevor seine Gefühle einzugestehen; allein die darauf folgende Nacht träumte Miß Mary trotzdem nur von ihrem Frank Perceval. Man muß zugeben, daß dieser junge Mann sehr übel daran gethan hatte, gerade den jetzigen Zeitpunkt zu seiner Reise zu wählen, denn gerade einen solchen Zeitpunkt pflegt man in seinem Alter zu diesem Behuf zu wählen, wenn die Verwandten, um gegen Jedermann ihre überlegene Weisheit zu behaupten, eine erwünschte eheliche Verbindung unter dem Vorwande verschieben, daß es dazu noch nicht Zeit sey. — Armselige Weisheit! Noch armseligerer Vorwand. Es gibt nur Eine Zeit, nur Einen Moment in dem man ganz glücklich seyn kann. Läßt man diesen Moment vorübergehen und sagt: Es ist noch nicht Zeit dazu, oder irgend einen andern Gemeinplatz, so lacht der Teufel darüber und macht sich einen Strich in den Kalender. Nachdem die ganze Familie Trevor Frank Perceval gewissermaßen in sich aufgenommen hatte, galt er für den officiellen Verlobten der Miß Mary; allein das Mädchen war ja noch so jung! In einem Jahre, sagte man zu ihm. — Frank fragte sich freilich, wie es ihm wohl möglich werden würde, 365 Tage zu warten, ohne 730 Mal zu sterben. Einer seiner Freunde — denn wenn ein Mensch sich das Genick brechen will, findet er stets einen Freund, der ihm hiezu behülflich ist — einer seiner Freunde gab ihm den Rath, sich Postpferde zu nehmen, und nach der Schweiz zu reisen. Frank besah sich daher die Schweiz, blieb ein volles Jahr aus, aber keinen Tag

mehr und keinen weniger, nahm in Genf wiederum Postpferde und richtete es so ein, daß er gerade am dreihundertsechsundsechzigsten Tage wieder in London eintreffen mußte.

Das war gewiß von seiner Seite eine tadellose Pünktlichkeit, und der Zufall war ihm dafür auch einen jener unverhofften Glücksfälle schuldig, die er zuweilen verliebten Reisenden vorbehält und z. B. darin bestehen, daß man bei der Ankunft zu Hause einen Brief von der Geliebten vorfindet, daß man in der ersten weiblichen Gestalt, auf die man stößt, die reizenden Züge seiner Verlobten wieder erkennt, u. dgl. Frank erwartete etwas Aehnliches zu treffen, denn als er die Themse hinauffuhr, warf er trotz des Nebels, der sich jenseits des Tunnels schon herniedersenkte, doch auf dem ganzen Wege fragende Blicke auf die Dampfboote und Flußbarken, welche zwischen Greenwich und London hin und herfuhren; er erblickte jedoch nichts als unbekannte Gesichter, Leder- und Wachstuchhüte, Seemanns-Jacken und auf dem Hinterdeck der Dampfboote ebenfalls viele alte Damen in Begleitung von jungen Hunden, für die er sich indeß nur höchst mittelmäßig interessirte. Sein Lohn blieb jedoch nicht aus, denn in dem Augenblick wo er seine eigene Wohnung betrat, übergab ihm die Haushälterin einen Brief, der dem Datum nach schon acht Tage alt war und ihn einlud, gerade am heutigen Tage seinen Abend bei Lord Trevor zu verbringen.

War es Zufall oder Fügung, daß dieser Ball gerade heute in Trevor-House stattfand? —

Frank Perceval hatte kaum Zeit seine Toilette zu machen und eilte unverzüglich der erhaltenen Einladung Folge zu leisten.

5.

Der Ball.

Trevor-House, dieses edle Herrenhaus von wahrhaft feudalistischem Ansehen, in Norfolk Street gelegen, war einer jener seltenen Paläste, die man nur in London trifft, und die das Winkelmaß des Straßeninspektors nicht auf allen Seiten schmählich verkürzt und nivellirt hat; zwischen dem Straßengitter, und dem weit hin sich dehnenden Garten, erhebt sich in stolzen und edlen architektonischen Formen, das Corps de Logis des Palastes, von zwei vorspringenden Flügeln flankirt. Die Haupt-Façade eröffnet sich auf prächtige Lustgehölze und schattige Boskets und hinter diesen erstreckt sich weithin ein Rasenstück, von einem wirren Dickicht von Strauchwerk umgeben, das die Mauer zu verbergen bezweckt, die den Garten des Palastes von Park Lane trennt. Die mächtige Ausdehnung dieses Gartens wird in ihrem Eindrucke noch erhöht, durch den Geschmack und das Geschick, womit sein Plan ursprünglich angelegt wurde. Es ist mit Einem Worte eine prachtvolle Behausung, welche in dem Beschauer nur Bedauern erweckt, daß der Glanz der frühern Tage dahin ist, und die ihn bestimmt, mit Verachtung auf die bequemeren Gebäude herunter zu sehen, aus denen das moderne London besteht.

Die hohen Fenster der Hauptfaçade waren an diesem Abende glänzend erleuchtet und die armen Schildwachen, welche die kolossale Statue des Achilles, die man dem Herzog von Wellington errichtet hat, bewachen mußten, konnten durch die entblätterten Zweige der Bäume hindurch den Glanz der Lichter sehen, deren Schein der durchsichtige Schirm der Draperien einigermaßen dämpfte. Die armen Schildwachen mochte es darum nur um so mehr in die Füße frieren, denn der Mensch ist nun einmal von der Natur aus mit so mild-

thätiger Weisheit organisirt, daß das Glück Anderer, welches er beobachtet, nur sein eigenes Elend vermehrt. Unwillig stampften sie den Fuß in den Sand von Hyde Park und leckten den kalten, bereiften Schnurrbart, denn sie mochten wohl denken: wenn unser Herrgott gerecht seyn würde, müßten die vornehmen Herrn eigentlich auch zuweilen Schildwache stehen, und der arme englische Soldat an ihrer Stelle sich mit Punsch aus Krystallgläsern mit Schildkrötensuppen und den trefflichen Puddings laben, welche man den Gästen in jenen Gesellschaften servire.

Die Stunde, zu welcher sich die Ballgäste einzufinden pflegen, hatte bereits geschlagen, die Salons füllten sich allmählig und das von Angelini dirigirte Orchester wagte eben in unbestimmten und schüchternen Akkorden zu präludiren. Der Tanz hatte noch nicht begonnen, allein die lange Reihe von Stühlen, welche in sämmtlichen Sälen ringsum aufgestellt waren, füllte sich allmählig mit Damen; der Hauptsalon insbesondere, wo Lady Campbell sich aufhielt, gewährte bereits einen reizenden Anblick und glich einem halbgefüllten Körbchen, das nur noch etliche Blumen erwartet. Man plauderte. Lady Campbell und Miß Trevor waren von einer zahlreichen Gruppe umgeben, zu welcher jeden Augenblick neue Gäste herzuströmten; sie mußten unaufhörlich grüßen, sich Complimente machen lassen, diese erwidern, wiederum grüßen, und wieder von vorne anfangen. Das ist nun einmal die angenehme Pflicht der Frauen vom Hause an einem Ballabende zwischen zehn Uhr Abends und Mitternacht. Wir für unsern Theil, würden es vorziehen, während dieser Zeit am Fuß der Achyllesstatue, Schildwach zu stehen; allein den armen Frauen vom Hause bleibt ja keine Wahl.

„Geruhen Sie mir zu erlauben, Madame!“ sprach der bekannte Vicomte von Lantures-Luces, indem er die Hand der Lady Campbell ergriff, in die Nähe seiner Lippen brachte, und sich anstellte, als küsse er sie. —

„Geruhen Sie, mir zu erlauben, Mademoiselle!“ wandte er sich zugleich an Miß Trevor, — daß ich ihnen bemerke, daß Sie auf Ehre hier einen entzückenden Fächer haben!

„Es ist bereits das siebentemal, mein lieber Vicomte,“ sprach Lady Campell lachend, — „daß Sie über den Fächer meiner Nichte in Entzücken gerathen.“

Die Gruppe von jungen Männern, welche die beiden Damen in diesem Augenblick umgab, beliebte hierüber ausnehmend zu lachen, weil der Ausspruch von Lady Campbell, Anspruch auf Witz zu machen schien. Der Vicomte de Lantures-Luces lachte noch herzlicher und länger als die Uebrigen.

„Allerliebst!“ rief er betheuernd; — „auf Ehre allerliebst! — Siebenmal! . . . . Charmant! Siebenmal Charman . . . .

Allein dießmal lachte die Gruppe nicht, zur lebhaftesten Ueberraschung des Vicomte de Lantures-Luces, der hierüber ärgerlich wurde und in sein Vorhemdchen hineinmurmelte:

„Auf Ehre, es war mir sehr Ernst!“

Lady Campbell verneigte sich drei oder viermal zur Rechten und zur Linken, um die herkömmliche und gewöhnliche Anzahl von Grüßen und Verbeugungen zu Tage zu fördern, und reichte der Lady Ophelia Barnwood, Gräfin von Derby, welche so eben in den Saal trat, die Hand, während Mary ihre Freundin Diana Stewart umarmte, deren Mutter sich eben anmelden ließ.

„Sir Paulus,“ fragte Lady Campbell einen der Ankömmlinge, — „wissen Sie uns keine Neuigkeit zu erzählen?“

„Man spricht davon,“ versetzte Sir Paulus Waterfield mit wichtig thuender Miene, — „daß der Marquis von Rio Santo seine Equipagen erneuert und sein Haus mit einem ganz neuen Mobiliar versieht.“

„Ist das Ihr Ernst,“ fragte der Vicomte; — „es

ist ja noch keine drei Monate her, daß der Marquis es vom Keller bis zum Giebel neu einrichtete."

„Der Marquis mag wohl seine Gründe dafür haben," meinte Sir Paulus Waterfield.

„Der gute Rio Santo hat noch kein Wörtchen davon gegen mich verlauten lassen!" sagte der Vicomte de Lantures-Luces, dessen hauptsächlichstes Bestreben dahin ging, für den Pylades des Marquis zu gelten.

„Und was mögen wohl dieß für Gründe seyn?" fragte Lady Campbell.

„Eine Heirath! wenigstens spricht man dermalen allgemein davon!" meinte der Major Borougham.

Von Mary's Munde entfloh das holdselige Lächeln, das sie schon seit einer Stunde um ihre Lippen gezaubert hatte; glühende Röthe verbreitete sich plötzlich über ihr Gesicht, während ihre Hände kalt wurden wie Eis; Lady Campbell betrachtete sie heimlich von der Seite, und dachte mit innigem Vergnügen in der Stille: sie liebt ihn doch unendlich.

Miß Trevor dachte an Frank Perceval, den sie zwar nicht mehr liebte, weil es einmal so ausgemacht war, der aber doch vom Morgen bis zum Abend all ihre Gedanken in Anspruch nahm, und Rio Santo's Interesse in ihrem Geiste sehr beeinträchtigte; Mary war nämlich bereits so weit gekommen, dem Marquis, wenn auch nicht die Hälfte ihres Herzens, doch die Hälfte ihrer Gedanken zu widmen. Rio Santo hatte auf sie einen Eindruck gemacht, der sich schwer beschreiben läßt, und wenn auch nicht eben der der Liebe war, doch von Zeit zu Zeit wenigstens einige Symptome von ihr entlehnte, so daß mit Hülfe der Rathschläge der Lady Campbell und des Mangels an Menschenkenntniß bei Maryen, und diese sich das Gefühl, welches ihr der Marquis einflößte, nicht erklären konnte und sich überzeugen ließ, daß sie ihm recht von Herzen gut sey, und es für eine Wirkung der Liebe hielt, wenn sie hie und da an ihn dachte. Es läßt sich indeß erwarten, daß dieser täuschende Wahn nur im Verstande

des jungen Mädchens Halt fand und sein Herz nicht verstricken konnte, das in diesen mystischen Debatten nicht nur vollkommene Neutralität beobachtete, sondern auch für den Gegenstand seiner Zärtlichkeit das frühere treue Gefühl beibehielt. Lady Campbell hatte ihr Wort wie eine dichte Binde zwischen Herz und Verstand der Nichte gelegt; das geblendete Herz war dadurch in stumpfen Schlummer versunken; Mary lebte also nur noch mit dem Verstande und gerade in dieser Beziehung gehörte sie nur noch der Tante und somit auch Rio Santo an. —

Von diesem Vorurtheile übertäubt, stellte sich der Verstand dem Herzen feindlich gegenüber, das zwar stumm blieb, allein eine stille Erinnerung treulich bewahrte; von der erschöpfenden Verwirrung übertäubt, welche in ihr vorging, zürnte Mary beinahe mit ihrem allzutreuen Gedächtniß und stieß Frank's Bildniß wie einen frechen Eindringling von sich, wenn sie es nicht, ihre Pflicht vergessend, mit Entzücken und Liebkosungen empfing. So irrte ihre Seele unschlüssig in einer Art von Labyrinth umher, wo ihr freier Willen allein ihr zum Faden der Ariadne hätte dienen können; allein Lady Campbell war beständig um sie, schnürte die Binde unaufhörlich fester an und legte auf Mary's geschmeidigen, schwachen Charakter die ganze Wucht ihrer tyrannischen Superiorität.

Die Frauen von Geist sind nun einmal so: lieber würden sie darauf verzichten, sich selbst zu beherrschen, als die Herrschaft einzubüßen, die sie auf Andere ausüben; das ist eine Erfahrung, die man schon oft genug gemacht hat.

In Lady Campbell also regte sich, wie wir bereits gesagt haben, ein freiwilliger Hang zur Fröhlichkeit, als sie sich von Mary's lebhafter inniger Neigung überzeugte, auf welche sie aus der Verwirrung des jungen Mädchens schließen wollte. So dachte wenigstens Lady Campbell, allein sie war in einem großen Irrthum befangen; Mary's Verwirrung berechtigte zu keinem Schluß, als höchstens auf eine Krisis in ihrem steten wilden

Leiden. Sie hatte den ganzen Umfang jenes Gerüchts begriffen, das über den Marquis im Umlauf war; sie hatte begriffen, daß sich jetzt die Stunde näherte, wo man handeln und entscheidend auftreten mußte, und ihre schwache, schwankende Natur war nicht nur diesem Stoße unterlegen, sondern hatte noch hundertfach jenes Unbehagen gefühlt, das jedes junge Mädchen in dem Augenblick empfindet, wo es entscheidend und ein- für allemal einen Mann zum künftigen Gatten empfangen soll.

Lady Campbell fühlte Mitleid mit ihr und fragte nicht einmal nach dem Namen der Verlobten des Marquis.

„Der Marquis hat sich sehr verändert," behauptete der Ritter Angelo Bembo.

„Er ist gar nicht wieder zu erkennen," setzte der Major Borougham bestätigend hinzu.

Sir Paulus Waterfield äußerte etwas Aehnliches und der Doktor Müller ließ ein beifälliges oder zustimmendes Knurren hören.

„Was finden Sie denn an dem lieben Marquis?" fragte der Vicomte de Lantures-Luces das vierblätterige Kleeblatt.

„Er ist verliebt," erwiderten die vier jungen Herrn im Chor.

„Ja, ja, für drei Tage!" setzte der Vicomte hinzu und steckte seinen Klapphut unter den linken Arm.

„Nein, für's ganze Leben," versicherte der Major Borougham sehr ernst.

Miß Mary erbebte zwar vor Stolz, allein ein Schauder des Entsetzens erfaßte sie zugleich hinterdrein; der Stolz galt der Tochter Eva's, und man hätte vielleicht in ganz London keine Frau finden können, die sich seiner erwähren hätte mögen, wenn sie Rio Santo sich zu Füßen legen sah. Das Entsetzen aber war eine undeutliche Protestation des Herzens, ein halbes Erwachen, ein erstickter Schrei des Gewissens.

Der Vicomte de Lantures-Luces brach in ein so

schallendes und langes Gelächter aus, als der Ort und die Schicklichkeit nur immer gestatteten.

„Köstlich!" rief er; „köstlich! es ist mir auf Ehr Ernst damit."

Man eröffnete den Ball. Der Ritter Angelo Bembo reichte Miß Trevor den Arm, um sie zu einer Quadrille aufzuziehen. Eine allgemeine Bewegung, ein plötzlicher Aufstand fand in den Salons statt; die hin- und hereilenden Gruppen vermischten sich mit einander und Lady Campbell fand sich auf einmal, ohne den Schwarm ihrer männlichen Anbeter zu verlieren, von einem Zirkel von Damen umgeben, und zwar von jener Art von Damen, welche den Mittelpunkt, die Uebergangsstufe zwischen den aktiven und passiven Bestandtheilen eines Balles, zwischen der Tapete und ihrer glänzenden Bordure bilden — von jener Art von Damen endlich, denen die Lebensweise der guten Gesellschaft zwar den Tanz nicht ganz und gar verbietet, welche aber doch nicht immer zu tanzen wagen. Es gibt Zauberinnen unter diesen Damen und eine von ihnen war es ja, die dem französischen Romanschreiber Balzac den Typus zu seiner „Frau von dreißig Jahren" lieferte, obwohl sie gerade zu der Stunde, wo wir dieß niederschreiben, noch immer zunimmt an Anmuth und verführerischen Reizen aller Art, und bereits ihr sechsundvierzigstes Lebensjahr angetreten hat.

Die Conversation ging ihren gewöhnlichen Weg, war bald frivol, bald geistreich, bald medisant, wie es eben die Umstände mit sich brachten. Lady Campbell würzte sie mit allerliebsten Wortspielen, der Vicomte de Lantures-Luces mit allerhand ergözlichen Ausrufen und der Doktor Müller mit zügellosen Germanizismen.

„In der That," hub Lady Campbell mit kaum merkbarer Spottsucht an, — „so lange unser Marquis abwesend ist, spielt der Herr Vicomte de Lantures-Luces in der That eine wahrhaft providentielle Rolle in unserer Gesellschaft!"

„Warum stellen Sie denn den Herrn Vicomte in die zweite Reihe?“ fragte eine Baronin die Dame vom Hause.

„Mir däucht,“ erwiderte die Gemahlin eines Pairs, „daß sich der Herr Vicomte für diese Vergleichung nur bedanken kann!“

„O ...., o meine Damen! — ich bitte... meine Damen“ stotterte der Vicomte; — „haben Sie Erbarmen mit mir! Lassen Sie mir Gnade für Recht ergehen. Ich bin zu innig mit diesem Marquis befreundet, als daß ich mir anmaßen sollte. —“

„Nur nicht allzubescheiden, Herr Vicomte!“ rief die vorerwähnte Baronin; — „apropos, Sie haben ja sonst immer eine geistreiche Geschichte im Vorrath.“

„Irgend eine pikante Anekdote...“

„Irgend eine gewandte, geschmackvolle Medisance...“

„Ach meine Damen! — meine besten Damen!... Sie wollen mir schmeicheln!“ rief der Vicomte entzückt! — „auf Ehre, Sie sind allzugütig gegen mich....“

Der Vicomte verdünstete beinahe vor befriedigtem Ehrgeiz und Fröhlichkeit; er wußte sich nicht zu halten, er war im Himmel. — Besagte Person war ein kleiner Franzose von mittlerem Alter. mittelmäßigem Wuchs, und höchst gewöhnlichem Gesicht. Seine gekräuselten und pomadisirten Haare ringelten sich in Hufeisenform über seiner schmalen Stirne, weil ihr Inhaber jene geschmacklose Mode befolgte, die man à la Louis Philipp nennt. Auch in dem Schnitt seiner Kleidung war etwas Anmaßendes, Uebertriebenes nicht zu verkennen, obwohl es noch unbedingt weit über den vermeintlich unfehlbaren Siegergewändern der jungen Stutzer von der Elle und Schublade stund. In andern Salons hätte diese Toilette vielleicht wegen ihres Geschmacks Aufsehen erregt, allein in Trevor-House bestand die höchste Eleganz nur in wohlverstandener Einfachheit. Wir glauben, wir würden den Leser beleidigen, wollten wir ihm erst erklären, daß das Wort Einfachheit weit reicher ist, und weit

mehr Luxus in sich schließt, als der Begriff von Prunk oder Pomp. Um das Signalement des Herrn Vicomte de Lantures-Luces zu vervollständigen, sey hier nur noch hinzugefügt, daß er sich sehr gerne reden hörte, das R furchtbar schnarrend aussprach, und, so oft er lächelte, zu sagen schien: er wisse, wie unbesiegbar sein Lächeln sey, — und daß er dabei noch sich gewöhnlich einer großen Doppel-Lorgnette bediente, die er mit besonderer Grazie zu handhaben wähnte.

Sein Adel gehörte zu den mittelmäßigen, sein Vermögen zu den anständigen, sein Geist hätte vielleicht für den bescheidenen Mann hingereicht, allein der Vicomte war im höchsten Grade eitel; Rio Santo, den er nur oberflächlich begriff, drehte ihm den Rücken. Er verdammte sich jedoch selbst hiezu, jenes unnachahmliche Original in allen Stücken copiren zu wollen, und doch hatte der liebe Gott eine so unermeßliche Kluft zwischen die beiden gelegt, wie zwischen dem Soldaten und dem Helden, oder vielleicht noch weiter; allein Lantures-Luces hatte gar keine Ahnung davon, diesen Zwischenraum auch nur zu ermessen; Rio Santo war für ihn im Grunde nichts Anderes, als der beredte Mann, der geistreich zu plaudern wußte und der elegante Cavalier, dessen Manieren in Einklang stunden mit seiner Körperschönheit. Die Macht und Größe, welche sich unter der liebenswürdigen Hülle dieses Mannes barg, entging der scharfen Lorgnette des Herrn Vicomte ganz und gar.

Die Welt, die alle lächerlichen Menschen erräth und jede Verkehrtheit instinktmäßig und mit einer Schnelligkeit entdeckt, die fast für Zauberei gelten könnte, war bald auch der grotesken Nachahmungssucht des armen Vicomte auf die Spur gekommen. Man lachte sehr darüber und der Vicomte sah diesen fein verborgenen Spöttereien nie auf den Grund, sondern erblickte darin nur einen Zoll des Beifalls und der Artigkeit; weit entfernt, sich hierüber zu beunruhigen, freute er sich vielmehr darüber und blies

sich auf wie der Frosch in der Fabel; daß er nicht berstete, daran waren nur die Schnürbänder seiner Weste Schuld, welche verhüteten, daß er sich nicht allzusehr aufblies. Die Wendung, welche das Gespräch vorhin im Salon genommen hatte, war also für ihn ein wahrer Triumph gewesen; er wehrte sich nicht zu sehr gegen das ihm gespendete Lob und wiederholte sich innerlich schnell noch einmal eine Anekdote, die er schon seit langer Zeit in Bereitschaft hatte, um sie gelegentlich vom Stapel laufen zu lassen und damit seinen alten Ruf als gewandter Erzähler aufrecht zu erhalten.

„Ja wahrhaftig, Vicomte!" hub Lady Campbell wieder von Neuem an; — „die Bescheidenheit läßt Ihnen recht gut, allein Sie müssen sie ja nicht übertreiben; selbst die Tugenden verlieren, wenn man sich darin überbietet. Ich wette, daß sie in diesem Augenblicke für uns irgend eine Geschichte in Bereitschaft halten!...." —

„Horch, horch!" rief man von allen Seiten und drängte sich näher herzu.

Der Vicomte ließ sich keine Minute lang um die Mittheilung seiner Erzählung bitten.

„Ich war eigentlich nicht Willens, Ihnen diese Geschichte zu erzählen!" nahm er endlich das Wort, „auf Ehre, ich war es nicht Willens — diese Geschichte betrifft nämlich Niemand anders, als unsern verehrten Freund Rio Santo....."

„Den Marquis? Erzählen Sie doch! Bitte, erzählen Sie rasch!" riefen viele Stimmen durch einander, unter denen man namentlich die der Damen unterscheiden konnte.

„Es ist eine alte Geschichte," versetzte der Vicomte; — „allein ich habe sie erst heute von einem meiner Bekannten vernommen, der so eben von Paris zurückkam; — sie ist höchst sonderbar, ja man könnte sogar sagen, höchst auffallend....."

„So lassen Sie doch hören!" riefen verschiedene Stimmen.

„Denken Sie sich nur, meine schönen Damen,"

begann der Vicomte zu erzählen; — „während der Zeit, wo sich Rio Santo in Paris aufhielt, hatten sich die Gräfin L. und die Gräfin P. sterblich in unsern schönen Marquis verliebt — ja man könnte sogar sagen, daß sie wahrhaft toll auf ihn waren. Eines Tags hört der Waldschütz im Bois de Boulogne zwei Schüsse im Dickicht erschallen, eilt hinzu — und sieht — nun, was meinen Sie wohl? ...."

„Einen Meuchelmord?"

„Keineswegs!" sagte der Marquis.

„Ein Scheibenschießen?" muthmaßte eine andere Dame.

„Noch weniger!" rief der Vicomte de Lantures-Luces; — „Ein Duell, meine Damen!.... Denken Sie sich nur, ein Duell zwischen der Gräfin P. und der Gräfin L..."

„Allerliebst!" rief der Chor und wollte vor Lachen bersten.

„Ein Duell zwischen zwei Gräfinnen?" rief Sir Paulus Waterfield; — „Das sieht wahrhaftig nur dem Marquis Rio Santo gleich!"

„Ein Duell zwischen zwei Gräfinnen?" wiederholte der Doktor Müller; „wahrhaftig, davon konnte nur Rio Santo die Ursache seyn!"

„Nur gemach, meine Damen!" sagte Lantures-Luces; — „das Beste an der Sache ist bei Weitem noch der Grund zu dem Duell..... Denken Sie sich nur, meine schönen Damen, die Gräfin P. und die Gräfin L. hatten gegenseitig den Vertrag eingegangen, daß, sobald eine von ihnen die Liebe des Marquis errungen haben würde, die andere gehalten seyn sollte, den Platz zu räumen und jeden weitern Anspruch aufzugeben......"

„Das ist ja die verkehrte Welt!" rief Lady Campbell; — „sollte man nicht meinen, es handle sich hier um zwei Nebenbuhler? Wahrhaftig, diese Frauen machen ihrem Geschlecht nur Schande!"

„Und dem Adel nicht minder!" setzte eine der empfindsamen Baroninnen hinzu.

„Keineswegs, meine Damen," unterbrach sie der

Vicomte; — „der Adel braucht sie nicht zu desavouiren, denn der Zufall will, daß beide Damen nur Gräfinnen aus der Zeit des Kaiserreichs sind!“

„Desto besser!“ riefen mehrere Stimmen.

„Die beiden Damen hatten also, wie gesagt, einen Contrakt geschlossen,“ fuhr der Vicomte de Lantures-Luces fort; — „nach Verlauf von acht Tagen schien der Kampf entschieden: der Wagen der Gräfin L. war nämlich zwei Stunden lang vor Rio Santo's Thüre gestanden. Die Gräfin P. brauchte einen ganzen Tag, um ihrer Verzweiflung den Lauf zu lassen; am andern Tag aber stellte sie Erkundigungen an und erhielt dadurch die Gewißheit, daß ihre Nebenbuhlerin nur das Beispiel jener allerliebsten Lebemänner der Regentschaft nachgeahmt habe, die, um eine Frau zu compromittiren, ihr den leeren Wagen vor die Thüre sandten! — In gleicher Weise hatte Frau von L. auch Rio Santo und sich selbst zu gleicher Zeit compromittirt!“

„Allerliebst!“ riefen die Zuhörer im Chor.

„Das ist lustig!“ sagte der Doktor Müller.

„Sie begreifen, meine schönen Damen, daß die Gräfin P. darüber ganz wüthend wurde!“ fuhr der Vicomte von Neuem fort; — „so bald sie ihre Gegnerin wieder in Gesellschaft an einem öffentlichen Orte traf, trat sie auf sie zu und sagte ihr: „Madame, Sie sind eine Geckin!“

„Diese Gräfin P. war nicht ohne Geist!“ meinte Lady Campbell.

„Die Gräfin L.,“ fuhr der Erzähler fort, — „bewies sich dagegen ganz als feine Dame des Kaiserreichs und schlug ihr zur Erwiderung mit dem Fächer auf die Wange.“

„Schon gut!“ sprach Frau von P.; — „wir wollen keinen Lärm davon erheben; nennen Sie mir nur ihre Waffen.“

„Pistolen!“ versetzte die Gräfin L.

„Und welche Zeit?“

„Morgen Mittag um zwölf Uhr, an der Porte Maillot, ohne Zeugen, Kampf auf Leben und Tod!“ gab die Gräfin

L. zur Antwort, worauf sie sich die Hände drückten und die ganze Sache beigelegt war."

„Diese Damen sind ja wahre Dragoner!" sagte Lady Ophelia Barnwood.

„Dieser Rio Santo," sagte Sir Paulus, — „verwandelt ja Lämmchen in Tiger."

„In Tiger und Panther!" bestätigte der deutsche Doktor.

Als die Quadrille zu Ende war, führte der Ritter Angelo Bembo Miß Trevor wieder auf ihren Platz zurück. Kaum hatte sie sich zu ihrer Tante gesetzt, so rief die klangvolle Stimme eines der Haushofmeister, die den manchfachen Lärm des Festes übertönte, den Namen des ehrenhaften Mr. Frank Perceval in die Säle herein.

Miß Trevor verlor alsbald die zarten Farben, die der Tanz auf ihre Wange gezaubert hatte, wurde bläßer als eine Marmormaske, und drückte die Hand auf ihr Herz, das beinahe zu brechen drohte. Lady Campbell neigte sich zu ihr herab und flüsterte ihr in's Ohr: „Nur Muth, mein liebes Kind! Der arme Frank glaubt noch Ansprüche zu besitzen; das erste Zusammentreffen wird freilich peinlich seyn. — Allein Du warst ja noch so jung, Dein Herz hatte Dich betrogen.... Wer weiß überdieß, ob Frank selbst sich unterdeß verändert hat?"

Diese letztere Anspielung, welche ein Trost hätte seyn sollen, trieb der armen Miß Mary Trevor eine Thräne in die Augen.

„Nur keine Schwäche, mein liebes Kind!" fuhr Lady Campbell fort; „wenn ein Mann eine Frau weinen sieht, schließt er immer noch auf einen Rest von Zärtlichkeit bei ihr. — Du liebst ihn ja nicht mehr, nicht wahr, liebes Kind?" setzte sie mit wahrer Furcht hinzu.

Mary gab keine Antwort.

„Wie könntest Du ihn auch noch lieben?" fuhr Lady Campbell fort; — „der arme Frank! es ist ein wahres Unglück für ihn, daß unser unwiderstehlicher Marquis nach London kam..."

Die geistreiche Dame verlor nun kein Wort weiter darüber und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ohne ihre Fürsorge ihre Nichte vermuthlich die Stimme ihres Herzens überhört, daß sie vergebens und stillschweigend ihre Liebe für den Marquis bekämpft und aus Schüchternheit Frank Perceval geheirathet haben würde, daß sie dadurch nicht nur unglücklich, sondern vielleicht sogar schuldig geworden wäre! — Es ist doch ein erhabenes Ding um die Einbildungskraft!

Lady Campbell war in ihrem ganzen Leben nie so sehr mit sich selbst zufrieden gewesen, als eben jetzt. Was Miß Mary Trevor anbelangt, so hatte sie freilich in ihrem ganzen Leben sich nie so unglücklich gefühlt.

Frank Perceval wurde von Lord Trevor mit offener, biederer Herzlichkeit empfangen; der alte Lord ließ es sich selbst angelegen seyn, ihn seiner Tochter vorzustellen. Allein hier wechselte die Scene blitzschnell. Mary empfing ihren Verlobten mit um so größerer Kälte, jemehr ihr plötzlich aus dem Schlummer erwachtes Herz dem Geliebten entgegenschlug. Frank's Name allein hatte sie heftig aus ihrer Erstarrung aufgeschüttelt und einen Fetzen von dem teuflischen Schleier weggerissen, in welchen man ihren freien Willen gehüllt hatte. Frank's Anblick hatte diese metaphysische Kur vollendet. Der Katarakt, der das Auge Mariens, der das Auge ihres Herzens verstopfte, stürzte auf einmal nieder und sie sah; sie war erstaunt, ja sogar erschrocken, plötzlich so klar in ihr eigenes Innere sehen zu können; dann empörte sie sich mittelst einer plötzlichen und nothwendigen Reaktion gegen die despotische Hand, welche sie geblendet hatte. Allein sie war schwach, sie war gebändigt; ein schwarzer Sclave empört sich nur bei Nacht oder in den großen Urwäldern, wohin ihm der gefürchtete Blick des Gebieters nicht folgen kann; Lady Campbell aber war noch immer um Miß Mary.

Mary beugte sich von Neuem und ihre kaum geöffneten Augen schloßen sich abermals. Es ging ihr wie

dem schwarzen Sklaven, wenn die Nacht sich erhellt oder wenn er die Peitsche des Gebieters wieder klatschen hört; sie erstickte ihre Klagen und ihren Schmerz und ward wieder zur stillen Dulderin.

Da haben wir nun ein Beispiel, wie eine vortreffliche, sehr geistreiche Frau sich um kein Haar anders geberden kann, als eine sehr bösartige oder sehr beschränkte. Da haben wir ein Beispiel, wie eine bis zur Vasallenschaft oder Leibeigenschaft getriebene und jeder Mitwirkung der Vernunft beraubte Unterwürfigkeit auf ein Haar hin dem Blödsinn gleichen und auch die ausgewähltesten Naturen ganz ihrer Vernunft vergessen lassen kann. Wer weiß ein Mittel hiefür? Man könnte etwa den Zufall nennen. Und doch gehört ein solcher Fall gewiß zu den allerseltensten, denn ein allzugroßer, unbedingter Gehorsam ist gewiß nicht gewöhnlich das Hauptlaster und die vornehmste Untugend junger Mädchen.

Gott weiß, daß Lady Campbell keine schlimmen Absichten hegte, und wer ihr die blutende Wunde mit dem Finger gezeigt hätte, welche sie durch ihr Benehmen in dem Herzen einer ihr theuren Person unterhielt, der hätte sie nicht nur in lebhafte Ueberraschung versetzt, sondern ihr auch in innerster Seele weh gethan. Aber wer hätte sich je etwas so Unwahrscheinliches träumen lassen sollen? Miß Trevor war eines der trefflichsten Geschöpfe, die man sehen konnte, und gewiß befand sich unter der ganzen glänzenden Menge, welche jetzt die Salons ihres Vaters füllte, auch nicht eine einzige Person, die Beobachtungsgeist genug besessen hätte, das peinigende Unverhältniß ihrer Lage zu begreifen oder zu errathen.

Sie schlug die Augen vor Frank's Blicken nieder und erwiderte seine Begrüßung, die er mit bewegter Stimme vorbrachte, nur durch etliche Worte ohne Sinn, die sie hastig herstammelte. Frank fühlte sich von einer grausamen Furcht und Angst erfaßt; er wollte noch weiter sprechen, allein Lady Campbell schlug ihn mit ihrem Fächer leicht auf den Arm und sagte zu ihm:

„Sie haben wohl eine glückliche Reise gehabt, mein lieber Frank?" — Dann änderte sie plötzlich ihren Ton, neigte sich zu seinem Ohr herab und flüsterte ihm hastig die Worte zu: „Ich beschwöre Sie, vergessen Sie sich nur heute Abend nicht! Man beobachtet Sie und uns!"

Frank schien sie nicht zu begreifen.

„Kommen Sie morgen!" fuhr Lady Campbell mit einer Stimme fort, in der zu viel Mitleid lag, als daß Frank darüber hätte lange im Ungewissen bleiben können; — „Morgen werde ich Ihnen Alles erklären! Glauben Sie mir, daß ich Ihnen noch immer sehr gewogen bin! ..... Das arme Kind hat viel gelitten, hat lange Widerstand geleistet...."

„Was soll ich denn davon denken, Mylady?" fragte Frank Perceval.

„Ich bitte Sie, lassen Sie uns bis morgen warten, Herr Perceval!" war die Antwort.

Lady Campbell ergriff zu gleicher Zeit Frank's Hand und drückte sie mit ungeheuchelter Zärtlichkeit. Frank grüßte kalt und entfernte sich, den Tod im Herzen.

„Miß Trevor hat mir die Ehre geschenkt, meine Hand für diese Quadrille anzunehmen!" sprach der Major Borougham bei den ersten Noten, welche das Orchester präludirend hören ließ. Mary blieb unbeweglich und wie vernichtet.

„Sie werden meine Nichte wohl gütigst entschuldigen, Herr Major!" versetzte Lady Campbell, die ihr Auge überall hatte; — „vor dem Ende des Balles soll sie sich noch mit Ihnen abfinden, indem sie Ihnen eine Tour gewährt!"

Ein seltsames Lächeln verzerrte den Mund des Majors unter dem Schnurrbart.

„Rio Santo kommt sehr spät!" flüsterte er dem Doktor Müller in's Ohr.

Doktor Müller erwiderte mit leiser Stimme, allein im reinsten, wenn auch nicht gerade im gewähltesten Englisch und ohne allen ausländischen Accent: „Er zählt

auf die gute Lady Campbell, und der Teufel soll mich holen, wenn er nicht Recht hat, daß er das thut. — Ohne die Alte möchte ich nicht für die Junge stehn!"

„Die Kleine sperrt sich — sie ist noch Backfisch, ziemlich unerfahren — ich glaube, daß sie einen Andern liebt!" meinte der Major.

„Bah!" sagte der Doktor Müller; — „sie hat vielleicht ein Herz, aber die Augen hat sie anderswo!"

„Dafür hat sie eine Tante!" meinte der Major.

Unterdeß neigte sich die Tante zu ihrer Nichte herab und flüsterte ihr zu:

„Das Schwerste ist nun geschehen und das Uebrige nehme ich auf mich; — glaube mir, meine liebe Mary! geschähe es nicht um Deinetwillen, so würde ich diesen Auftrag gerne fallen lassen oder mich ihm entziehen.... Der arme Frank!... Allein es handelt sich um Dein Glück und darum werde ich mich selbst aufopfern!..."

Sie drückte einen Kuß der armen Miß Trevor auf die Stirne und fand diese kalt und feucht.

„Solltest Du etwa krank seyn, mein liebes Kind?" fragte sie Mary besorgt.

„Ich weiß nicht!" versetzte Mary, — „mir ist nicht wohl.... ich glaube...."

„Und was glaubst Du, mein liebes Kind?" fragte Lady Campbell.

„Ich glaube, daß wir uns Beide täuschen!" versetzte Miß Trevor; — „Frank's Anblick..."

„Ei! ist's nur das?" unterbrach Lady Campbell ihre Nichte und gewann alsbald ihre frühere Heiterkeit wieder; — „Verlaß Dich ganz auf mich, mein Kind, ich will mich schon zurecht finden. Ach, es ist ein rechtes Glück, Mary, daß ich im Grunde Deines Herzens zu lesen weiß..."

Frank durchirrte die Salons und suchte sich der peinigenden Angst zu entschlagen, die sich seiner bemächtigt hatte; er wollte noch immer hoffen, denn bei Alle dem war ja der Empfang von Seiten des Lord Trevor ebenso

herzlich gewesen, als ehedem, und die Aeußerungen der Lady Campbell ließen sich in mehr als einem Sinne verdolmetschen. Aber Mary! war es möglich, diese eisige Kälte anders zu deuten, die an die Stelle jener sanften Hingebung von ehedem getreten war? War noch ein Zweifel erlaubt? Frank versuchte vergebens, seine Zweifel zu bewältigen, allein die Ueberzeugung von dem Siege seines Gegners vereitelte stets wieder alle seine Anstrengungen.

Hie und da blieb einer seiner Freunde stehen, um ihm die Hand zu drücken und ihn willkommen zu heißen.

„Was bringst Du für Neuigkeiten vom Simplon?“ fragte der Eine.

„Du mußt mir Dein Album zeigen, Frank!“ flüsterte ihm ein Anderer zu.

„Warum sind Sie denn so traurig?“ forschte gar ein Dritter, — „sollten Sie es bereits erfahren haben?..“

„Und was denn?“ fragte Frank lebhaft gerade diesen Frager und eine glühende Angst malte sich auf seinem Gesicht.

„Armer Junge!“ murmelte der Freund; — „man weiß freilich noch nichts Gewisses, sondern es sind nur unbestimmte, leere Gerüchte... “

„Und was sagen denn diese Gerüchte?“ fragte Frank unwillig.

„Sie sagen — vielleicht ist's auch nur eine leere Lüge! — sie sagen, daß Miß Trevor Rio Santo heirathen soll!“ war die Antwort.

Frank fuhr mit der Hand über die Stirne, blickte seinen Freund starr an und fragte ihn sodann:

„Wer ist denn dieser Rio Santo?“

Der Freund maß ihn nun seinerseits mit überraschtem Blicke und versetzte:

„Wie? Du hast noch nicht von Rio Santo reden hören? — Von wem spricht man denn in der Schweiz? Rio Santo ist ein Marquis, — ein Marquis, wie es keinen zweiten mehr gibt, — ein Marquis..... Auf

Wiedersehen, Perceval, armer Freund! Entschuldige mich, ich sehe, daß mir dort Sir Paulus winkt, weil es eben am vierten Manne zu einer Whist-Parthie gebricht!"

Dieser neue Streich betäubte Frank ganz und gar.

„Ei, guten Tag, mein Werthester!" rief ihm eine gellende Falsettstimme in's Ohr. — „Ich sagte erst gestern: Es ist ja schon ein Jahrhundert her, daß man Sie nicht mehr gesehen hat .... Wem sagte ich's doch gleich? ... Es ist schon ein ganzes Sekulum her, sagte ich, seit man Frank nicht mehr zu Gesicht bekommt; er scheint sich in der Schweiz recht gut zu amüsiren — auf Ehre! das habe ich behauptet, — allein Sie blicken ja so bekümmert drein, mein Werthester? .... Nun ja, ich begreife — man hat behauptet, daß Rio Santo ...."

„So wäre es also doch wahr?" murmelte Frank.

„Ich weiß gar nichts, mein Allerwerthester!" versetzte der Vicomte; — „allein dieser verteufelte Rio Santo weiß sein Schifflein so gut zu regieren .... Und zudem, mein werther Freund, besitzt er ebensoviel Millionen als Sie hundert Pfund Sterling Renten .... O, ich versichere Sie, er ist ein sehr gefährlicher Patron, ein furchtbarer Nebenbuhler ...."

Der Vicomte de Lantures-Luces drehte sich bei diesen letzten Worten auf dem Absatz um und ging von dannen, um anderswo zu plaudern.

Frank sah und hörte nichts mehr, seine Kniee schwankten und sein Gang war der eines Betrunkenen; da fühlte er auf einmal, wie der Arm einer Dame unter den seinigen griff und sah die Gräfin von Derby neben sich.

„Mr. Frank Perceval!" sprach sie, — „Sie sind sehr unglücklich — sehr unglücklich, — und ich beklage Sie von Herzen; Sie wissen wohl bereits schon? ...."

„Ich glaube Alles zu wissen, Mylady!" versetzte er.

„Alles?" wiederholte sie; — „Nicht doch, Herr Perceval! Sie wissen noch lange nicht Alles. Hören Sie mich, auch ich leide; es wäre mir lieb, wenn ich Ihren Schmerz trösten und Sie vielleicht ...."

Ein Dämon des Ehrgeizes lauert im Herzen eines jeden Menschen. Trotz seiner Niedergeschlagenheit und seines Trübsinns begriff Frank Perceval Lady Ophelia doch falsch und blickte ihr überrascht in's Gesicht.

Lady Barnwood ihrerseits blickte ihn mit schwermüthigem Lächeln an.

„Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen die Mittel in die Hand zu geben, um diesen Rio Santo zu bekämpfen!" fuhr sie fort. — „Glauben Sie mir, dieser Marquis läßt sich nicht mit den gewöhnlichen Waffen besiegen!"....

„Rio Santo und immer nur Rio Santo!" dachte Frank und fühlte, daß ein grenzenloser wüthender Haß sich seines Herzens bemächtigte.

„Besuchen Sie mich morgen!" fuhr die Gräfin Derby fort; — „die Dinge, welche ich Ihnen anzuvertrauen habe, lassen sich nur mit leiser Stimme, bei verschlossenen Thüren und in einem Zimmer verhandeln, wo man ganz unter vier Augen ist; — die Person, welche solche Nachrichten mittheilt, befindet sich in gleicher Gefahr mit derjenigen, welche sie anhört. — Morgen also, Mr. Frank Perceval!"

Sie verbeugte sich graziös und lächelnd, als hätte sie eben eine frivole Unterhaltung mit ihm beendigt; Frank besaß nicht so viel Gewalt über sich; seine Traurigkeit war unverkennbar auf jedem seiner Züge zu lesen; er ging unaufhörlich umher, als suche er ein Gesims, wo er sich anlehnen, einen Stuhl, worauf er sich niederlassen könne.

Da bemerkte ihn Miß Diana Stewart, seine Cousine, und rief ihn heran.

„Setze Dich neben mich, Frank!" flüsterte sie ihm zu, — „ich habe Dir so vielerlei zu sagen; — o, mir ahnte, daß dieser Streich Dich furchtbar treffen müsse!"

„Du bist ihre Freundin, Diana!" flüsterte Frank, der kaum sprechen konnte, „Du mußt den Grund ihres Herzens kennen; sage mir nur . . . ."

„Du sollst Alles erfahren, was ich weiß, mein armer

Vetter!" sprach das Mädchen; — „allein wappne Dich mit Kraft und nimm Deinen ganzen Muth zusammen."

„Diana, sprich mir nur von ihr!" bat Perceval; — „ich warte ja darauf!"

„Sie leidet so viel als Du, Frank! das darfst Du mir glauben; — es geht zwar Etwas in ihr vor, was ich nicht begreife, allein ihr Herz hat sich nicht verändert; Miß Mary Trevor liebt Dich noch immer!"

Ein kosender Hauch des entzückendsten Glückes fächelte die hoffnungslose Seele Frank's an.

„Aber diese Heirath?" rief er.

„So viel man sich davon erzählt, ist sie der Wunsch der Lady Campbell, deren Willen Mary keinen Widerstand entgegenzusetzen wagt," entgegnete Miß Diana Stewart.

„Wie? sie sperrt sich nicht einmal dagegen?" fragte Frank maschinenmäßig.

„Rio Santo hat alle Beide behext!" war die Antwort.

„Abermals Rio Santo!" murmelte Frank vor sich hin; — „Diana, kennst Du ihn?"

„Allerdings," erwiderte Miß Stewart und schlug erröthend die Augen nieder.

„So zeige ihn mir!" bat Perceval; — „ich möchte doch wissen, wer er ist."

„Er ist ein Mann, dem Nichts widerstehen kann;" flüsterte das junge Mädchen schüchtern vor sich hin; — „ein schöner, edler, starker Mann, dem alle andern Männer nur aus der Entfernung gleichen; er ist ein wahres Unglück für alle seine Nebenbuhler, Frank, und wehe ihnen, wenn er es darauf abgesehen hat, liebenswürdig zu seyn!"

„Wehe ihm vielmehr!" unterbrach sie Perceval und erhob sich rasch und von plötzlicher Begeisterung durchglüht; — „ich bitte Dich, Cousine, zeige ihn mir! — Ich muß ihn kennen lernen, muß ihm mich Auge in Auge gegenüberstellen; ich muß ihn sehen . . . ."

Die eintönige aber klangvolle Stimme des Huissier (Usher) unterbrach plötzlich Frank's Rede und verkündete mit Nachdruck die Ankunft des Herrn von Don Jose Maria Tellez de Alarcon Marquis de Rio Santo.

Rio Santo's Name, der auf diese Weise mit solchem Prunk und Pomp in die Säle hereingerufen wurde, drang gellend in Frank Percevals Ohr und tönte in ihm wider, wie ein greller, kreischender Mißlaut. War es nicht Zufall, daß gerade in dem Augenblick, wo er seinen unbekannten, aber bereits tief gehaßten Nebenbuhler aufrief, der Zufall ihm diesen in den Weg warf. Zornbebend und von jener wilden Freude durchglüht, welche starke, kräftige Naturen bei der Annäherung eines Feindes erfaßt, schüttelte Frank plötzlich seine Erstarrung und Stumpfheit ab und bahnte sich eilenden Schrittes seinen Weg durch die Menge. Instinktmäßig stellte er sich gerade in der Mitte zwischen der Eingangsthüre und jenem Theile des Salons auf, wo Lady Campbell und Miß Trevor verweilten, weil ihm ahnte, daß Rio Santo jedenfalls hier zuerst vorübergehen würde.

Rio Santo stellte sich in der That auch fast alsbald ein und betrat sicheren Schrittes den Salon. Er war ein Mann von hohem Wuchse, heroisch, stattlich im Aeußern. Sein Antlitz mit den feinen, zartgebildeten Zügen trug jenen Ausdruck übermenschlicher Ruhe, den man in minderem Grade an manchen italienischen Physiognomien so häufig bewundert. Der Marquis war schön, so schön, als die tüchtigsten Maler nur immer einen König oder einen Gott sich erdenken können; das reine Oval seines Gesichts war durch keine jener romantischen Bartformen entstellt, deren häßlichen Brauch die Mode sogar bis in die höchsten Salons eingeführt hat. Er trug nur einen leichten Schnurrbart, der schwarz, wie Karfunkel, und nach spanischer Sitte an den Spitzen emporgekräuselt war; seine natürlich gekräuselten Haare legten sich in malerischer Unordnung und anmuthigen Wellenformen um seinen Kopf und ließen seine breite, hohe Stirne

unbedeckt, auf welcher Freimüthigkeit und Stolz thronte. Seine Augen, unter dem kühn gezeichneten Bogen seiner schwarzen Wimpern hervorleuchtend, vermochten ebensosehr zu bezaubern als zu beherrschen.

Nur Ein Umstand konnte diesem prächtigen Gesicht in den Augen eines strengen Beobachters zum Vorwurf dienen; in Rio Santo's Blick, in den hervortretenden Linien um seinen Mund lag das Siegel einer Sinnlichkeit, die im Ruhestande ihn sanft in die süßesten Träume des Dichters einlullen mochte, die aber zugleich im Zustande plötzlicher Erregung keinen Zügel mehr fürchten und diesen starken, leidenschaftglühenden Menschen bis zur äußersten Wuth und zu wahnsinniger Gier steigern konnte.

Wo wäre aber ein Antlitz, in dem gewisse Beobachter nicht tausenderlei Motive zu Argwohn oder Furcht finden könnten?

In Rio Santo's Gang lag etwas Königliches, aber die Majestät trat nicht hervor, weil sie sich mit unnachahmlicher Anmuth verband; seine Kleidung war bei tadelloser Eleganz doch ebenso einfach, als würdevoll, und nur drei souveraine Orden erglänzten auf seiner Brust.

Die Erwähnung seines Namens erweckte verhaltenes Gemurmel unter der versammelten Menge; einige der Damen thaten Fehltritte in den Figuren der Quadrille; andere vergußen irgend eine banale Frage ihrer Tänzer zu beantworten; das Gemurmel erstarb zwar bald, allein die Aufregung dauerte fort und es war, als ob sich in das Fest ein Element mehr mische und jedes weibliche Herz seinen Trieb zur Koketterie dadurch vermehrt fühle.

Frank Perceval konnte sich freilich in Beziehung auf äußere Vorzüge mit dem glänzenden Marquis bei weitem nicht messen. Er war zwar ebenfalls schön, allein seine Schönheit bestand nicht sowohl in der Regelmäßigkeit seiner Züge, als in dem edlen Reflex von Geist, Verstand und Großmuth, der auf seiner klaren Stirne erglänzte. Es lag in ihm etwas Ritterliches; seine Schüchternheit

war noch stolz, sein Stolz aber war voll Courtoisie; mit Einem Wort, hätte kein Rio Santo hier existirt, so wäre er unfehlbar der König der eleganten, auserwählten Jugend, der Held der Salons und der Fürst der Mode gewesen.

Frank war weit jünger als der Marquis, obwohl dieser zu jenen Menschen gehörte, auf deren Antlitz das Alter keine Spur zurückläßt und die die Zeit in ihrem Verlaufe zu vergessen scheint. Niemand hätte genau zu sagen vermocht, wie viel Jahre bereits über Rio Santo's Stirn hinweggezogen; aber so viel bemerkte Jeder, daß er jene Frische der Jugend, jene Blüthe der Kraft nicht mehr besaß, welche Franks Zügen einen unnachahmlichen Reiz verlieh.

Frank maß seinen Nebenbuhler lange und mit festem Blick, als er ihm den schmalen Gang versperrte, welche die am Feste theilnehmende Menge vor ihm geöffnet hatte. Beim ersten Anblick wollte es ihn bedünken, als ob dieses Gesicht schon irgendwo ihn lebhaft interessirt habe, allein ihr Eindruck war nur kurz und flüchtig. Das Einzige, was Frank in die Augen fiel und was ihn mit leidenschaftlicher Eifersucht erfüllte, war Rio Santo's seltene Schönheit; sein Haß steigerte noch die ganze Wuth und Erbitterung, welche sich seines Gemüths bemächtigt hatten, denn in solchen Augenblicken der Verzweiflung in der Liebe, wo Todesangst die Denkkraft lähmt, erscheint die Schönheit als einzige und unbesiegbare Waffe, und Frank fühlte sich nicht nur durch die Schönheit seines Nebenbuhlers besiegt, sondern auch alle seine Hoffnungen niedergeschmettert und im Keime erstickt. Er maß ihn noch immer mit festem Blick und vertrat ihm den Weg, allein Rio Santo mäßigte gleich von Anfang seinen Schritt und blieb dann plötzlich stehen, um Lady Campbell und ihre Nichte im Saale zu erspähen; — den armen Frank hatte er gar nicht bemerkt, noch eines Blickes gewürdigt.

„Dort drüben, Marquis! dort drüben!“ rief der

geschäftige Vicomte de Lantures-Luces und deutete ihm die Ecke des Salons an, wo Lady Campbell saß; — „eilen Sie, Marquis, die Damen sind ungehalten über Ihr Ausbleiben! . . . . Nun, Perceval, mein werthester Freund! belieben Sie doch, mir und dem Marquis Platz zu machen!"

Frank rührte sich nicht von der Stelle, sondern legte vielmehr in seine Augen, die er noch immer auf den Marquis gerichtet hatte, den Ausdruck der herausforderndsten Verachtung.

Rio Santo heftete seinen heiteren Blick auf ihn und erwiderte die stumme Herausforderung Frank's nur durch einen Gruß voll Courtoisie:

„Es soll mir ein Anliegen seyn, mir sobald wie möglich die Ehre zu verschaffen, Mr. Frank Perceval vorgestellt zu werden," sagte er unbefangen.

Bevor noch der Vicomte de Lantures-Luces durch seinen ungestümen und voreiligen Eifer die Lage der Dinge verschlimmert hatte, machte der Marquis ein fast unbemerkbares Zeichen mit dem Kopfe, das aus der Ferne von einer Person erwidert wurde, die so eben eintrat und welcher alle Gäste mit jener ostensibeln und höchst unangenehmen Herablassung auswichen, die noch in der englischen Etiquette liegt.

Die Person, welche unsere Leser bereits kennen und der sogar ihr eleganter Ballanzug jenen unbedeutenden und bürgerlich linkischen und ehrbaren Ausdruck und Anschein nicht nehmen konnte, den ihr die Natur gegeben hatte, trat mit hochaufgerichtetem Kopf und weit geöffneten Augen in den Salon, wandte sich aber niemals bei Seite, um das Anstoßen mit Andern zu vermeiden oder irgend einen Bekannten zu grüßen.

Es war der Blinde aus der Schenke zum Wappen der Krone, den wir dort schon unter dem Namen Tyrrel kennen gelernt haben. Auf Rio Santo's Wink schlug er eine andere Richtung ein und stellte sich gerade vor

Frank, der durch ihn Rio Santo ganz aus den Augen verlor.

„Treten Sie bei Seite, mein Herr!" rief Frank ihm zürnend zu.

Der Blinde drehte sich nach ihm um und maß ihn mit stieren, erloschenen Augen.

„Meinen Sie mich, Sir?" fragte er in sanftem Tone Frank Perceval.

„Allerdings," versetzte dieser; „ich finde es höchst sonderbar . . . ."

„Ei, ei! Allerwerthester!" rief der Vicomte de Lantures-Luces mit lautem Lachen; — „was fällt denn Ihnen heute Abend ein? . . ."

„Ich glaube, Sie wollen hier mit Sir Edmund Mackensie Händel suchen, der doch blind ist? . . ."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," murmelte Frank und biß sich auf die Lippen; dann aber spähte er gierigen Blicks nach Rio Santo, während der Blinde mit wohlwollendem Tone die Worte flüsterte: „Ich bitte, Sir! die Reihe, um Verzeihung zu bitten, ist an mir."

Rio Santo war inzwischen unter der Menge verschwunden. Sollte er ein Feigling seyn? dachte Frank und durchforschte den Salon nach allen Seiten, denn es schien ihm seltsam, daß der Marquis sich so eifrig die Gelegenheit zu Nutzen gemacht hatte, ihm auszuweichen, obwohl ihm nur ein reiner Zufall diese Gelegenheit geboten.

„Sollte Rio Santo ein Feigling seyn?" murmelte er zürnend vor sich hin; — „das wäre mir unangenehm, denn ich wünschte einen tapfern Mann an ihm zu finden."

„Sie werden ihn finden, wie Sie ihn wünschen, junger Herr!" flüsterte ihm eine unbekannte Stimme mit spöttischem Tone in's Ohr.

Frank drehte sich rasch um, sah jedoch Niemand in seiner Nähe, als eine lange Figur mit exotischem Gesicht, welche sorgfältig die Gläser einer riesigen Lorgnette abwischte.

„Was sagten Sie so eben?“ fragte ihn Frank Perceval stolz.

„Ich habe gar nichts gesagt!“ erwiderte phlegmatisch der Lange, der kein Anderer war, als unser alter Bekannter, Doktor Müller.

„Sie haben mich doch angeredet, Sir?“ fuhr Frank in fast beleidigendem Tone fort.

„Ich wüßte nicht, daß mir dieß je eingefallen wäre, Sir!“ versetzte der Deutsche und wandte dem jungen Manne gleichmüthig den Rücken.

Frank glaubte sich getäuscht zu haben; seine Ohren hatten ihm gegellt und das Fieber, welches ihn durchschauerte, mochte ihm vielleicht den Wahn beigebracht haben, als habe irgend Jemand diese Worte neben ihm ausgesprochen; er hing jedoch im jetzigen Augenblicke dieser Erscheinung nicht so aufmerksam nach, denn seine Seele war anderweitig in Anspruch genommen.

Rio Santo war so eben zu Lady Campbell und ihrer Nichte getreten; die Ecke, wo diese beiden Damen saßen, war mit Einemmale zum Mittelpunkt des Balls geworden, wohin Aller Blicke sich richteten und die Anhänger und Cavaliere der Lady Campbell augenblicklich in doppelten Reihen strömten; es ist sehr wahrscheinlich, daß diese geistreiche Frau schon seit lange dieß unvermeidliche Resultat der Anwesenheit Rio Santo's bemerkt und zu einem Motiv gemacht hatte, das in ihrer Anhänglichkeit für Rio Santo in nicht geringem Maße zu den Gunsten des schönen Marquis sprach.

Der Willkomm, womit sie ihn jetzt empfing, war so liebevoll wie der Gruß einer Mutter, womit sie einen geliebten Sohn empfängt, auf den sie stolz ist.

„Mary wurde bereits schwermüthig über Ihr Ausbleiben,“ flüsterte Lady Campbell dem Marquis zu, während er dem jungen Mädchen die Hand küßte.

„Wie? sollte nur meine Abwesenheit die Ursache zur Schwermuth der theuern Miß Trevort gewesen seyn?“ fragte er lächelnd und ziemlich absichtslos.

Miß Mary versuchte ebenfalls zu lächeln, vermochte es aber nicht, denn ihre Unbehaglichkeit hatte jetzt nur die Anwesenheit des Marquis zum einzigen Grunde, der selbst im Laufe der Zeit für sie jenen geheimnißvollen Eindruck des Entsetzens nicht verloren hatte, den er von Anfang an auf das junge Mädchen ausgeübt. Diesen Eindruck milderte höchstens nur der Reitz, den Rio Santo auf jede Frau auszuüben wußte und dessen sich auch Miß Trevor nicht hatte erwehren können; Rio Santo gegenüber und in den Augenblicken, wo sein Blick auf sie einwirkte, verlor sie in der That alles Bewußtsein dessen, was in ihr vorging. Hätte sie in dem Augenblicke den Muth gefaßt, die moralische Oberherrschaft ihrer Tante abzuschütteln, wer weiß was sie im Stande gewesen wäre auf diese ihr so direkt vor Augen gerückte Frage: wen lieben Sie? zu erwidern.

Auf diese Weise erschien auch der Irrthum der Lady Campbell streng genommen als eine zu entschuldigende Handlung, denn auch sie stand ja unter dem Einfluß dieses Reizes. Konnte man ihr nun den Mißgriff verdenken, in den zuweilen sogar Miß Trevor selbst verfiel?

Rio Santo war heute Abend eifriger, zärtlicher und noch beredeter als sonst. Trotz dem daß eine innere Stimme Miß Mary warnte, auf ihrer Hut zu seyn und sich nicht zu vergessen, ließ sie sich doch wider Willen von dem Zauber hingerissen, den dieser Mensch, welchen sie nicht liebte, auf sie ausübte und vergaß ganz den armen Frank, den sie liebte. Dieß war mehr als der einfache Zauber seines Wesens und Miß Diana Stewart hatte das rechte Wort gewählt, als sie sagte: der Marquis müßte Mary behert haben.

Lady Campbell lauschte auf Rio Santo, bot ihm auf die geistreichste Weise die Spitze in ihrem Gespräch und fand noch Zeit genug, über das Glück ihrer Nichte in Entzücken zu gerathen; die umstehenden Herrn unterstützten mit ihrer Bewunderung jedes ihrer Worte und wiederholten es von Mund zu Mund. Der Vicomte de

Lantures=Luces erging sich bei jedem Wort seines berühmten Vorbilds in begeisterten Grimaçen und nahm sich im Stillen vor, es gelegentlich zu wiederholen.

Frank stand in einer Fensternische verborgen; er war zu weit entfernt, um etwas zu hören, allein er sah Alles und trank mit herzzerreißender Hast aus dem bittern Becher der Eifersucht; seine ganze Seele lag in seinen Augen, verdolmetschte ihm jede Geberde, gab jeder Bewegung eine Bedeutung die sein Fieber steigerte und seine Qual verdoppelte. Als Rio Santo sich zu Mary herabneigte und sie mit dem ganzen Zauber seines Blickes umgab, erbebte Frank vor Wuth; als aber Mary gar die Augen zu Rio Santo aufschlug, glaubte Frank eine schüchterne, aber trotz ihres Schweigens beredte Liebe darin zu lesen, und seine Wuth verhängte wahre Todesqualen über ihn.

Und dabei blieb es nicht einmal stehen, denn sein Leiden ging vom Zorn in eine Art Märtyrthum über; er versuchte nicht zu fliehen, weil — wir wissen dieß aus Erfahrung und copiren damit nicht eine fade Thorheit aus dem Romanen „empfindsamer Blaustrümpfe“ — weil der Mensch, der liebt, sogar zu seiner Qual noch den geliebten Gegenstand verehrt.

In diesen Augenblicken einer furchtbaren Qual und wahrer Höllenstrafe kommt dem Menschen niemals der Gedanke sich zu entfernen; es ist beinahe, als ob Einem das Uebel, das man mit eigenen Augen ansieht und überwacht, nicht mehr so groß erscheine. Der Geist rechnet unbefangen und aus Instinkt darauf, daß der Feind in seiner Gegenwart keine solche Kühnheit entwickeln werde... wäre man aber entfernt, müßte sich da nicht die Qual durch alle jene grausamen Details steigern, welche die krankhafte Einbildungskraft sich mit einem so großen Aufwand erschwerender Umstände vergegenwärtigt?

Stunde um Stunde verging, und nur ein einziger Umstand unterbrach die spähende Aufmerksamkeit Frank's; in dem Momente nämlich, wo die Unterhaltung der Gruppe,

in der Lady Campbell den Vorsitz führte, ihren höchsten Grad von Belebtheit erreichte, runzelte Rio Santo, den vermuthlich die Lebhaftigkeit der Unterredung fortgerissen hatte auf einen Augenblick die Stirn. Frank, der ihn aufmerksam beobachtete, erbebte und besann sich abermals, wo er denn diesen Menschen schon gesehen habe. Allein Rio Santo's Züge nahmen alsbald wieder ihren normalen Ausdruck an und Frank verzweifelte von Neuem. Die Erinnerung, die ihm plötzlich durch den Kopf schoß, knüpfte sich an eine so fürchterliche Begebenheit; sein Gedächtniß rief — durch wirkliche oder vermeintliche Aehnlichkeit veranlaßt — ihm ein so häßliches Gemälde in's Gedächtniß, daß selbst sein Haß oder was noch schlimmer ist, seine Eifersucht dem heitern und edlen Antlitze Rio Santo's keinen Platz darin gönnen mochten. Frank glaubte sich getäuscht zu haben, und glaubte es um so gewisser, als es Thorheit gewesen wäre, das Gegentheil zu vermuthen; ein entsetzliches Unglück hatte ihn früher einmal unter seltsamen Umständen betroffen, und der Mann, der die Hauptrolle in jenem schauerlichen Drama gespielt hatte, über das wir unsern Leser später noch aufklären werden, hatte mit Rio Santo eine so sprechende Aehnlichkeit als sie nur immer zwischen einem Fürsten und einem Verbrecher stattfinden kann. Frank entschlug sich alles Argwohns; er hatte zu viel Motive zum Haß aus der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart, als daß er seine Abneigung an zweifelhafte Hypothesen, die sich nur auf längst vergangenes Unrecht und Kränkungen bezogen, hätte knüpfen sollen.

Sein gegenwärtiger Groll erfüllte seine ganze Seele, aber seinem Zorn lag auch kein Irrthum zu Grunde, denn er beschränkte sich nur auf den Marquis, und ließ Mary ganz aus dem Spiele, deren schwachen leicht zu unterwerfenden Charakter er ja schon seit langer Zeit kannte.

Endlich erhob sich Rio Santo, um selbst Antheil am Ball zu nehmen, und den Pflichten der Courtoisie

gegen die Damen zu genügen. Frank hatte diesen Augenblick schon seit lange mit Ungeduld erwartet; er verließ jetzt seinen Posten und trat auf seinen Nebenbuhler zu.

„Mein Herr," sagte er zu ihm in jenem Tone erheuchelter Ruhe, worunter ein Weltmann stets auch die erschütterndsten Gemüthsbewegungen zu verbergen weiß; — „Mein Herr, Sie hatten vorhin den Wunsch ausgedrückt, mir vorgestellt zu werden!"

Rio Santo erkannte ihn nicht auf den ersten Blick; als er ihn jedoch erkannt hätte, lächelte er ihm zu und bot ihm freundlich die Hand.

„Mr. Frank Perceval," sprach er, „in der That, ich konnte nur wünschen, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von dem Lady Campbell mir schon oft mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit erzählte und den Miß Trevor wie einen Bruder liebt...."

Frank nahm Rio Santo's dargebotene Rechte und drückte sie heftig. „Sind Sie schon so weit gekommen, Alles zu lieben, was Sie liebt?" fragte er ihn mit bitterem Lächeln; — „mein Herr, Sie spielen mir gegenüber eine dankbare Rolle, und ich muß mich wider Willen zu jener undankbaren Carrikatur des vergessenen Liebhabers bequemen, der Jedermann beengt und den seinerseits Jedermann verachtet oder bemitleidet .... ich liebe Miß Mary Trevor, Sir!"

Rio Santo zog seine Hand nicht zurück.

„Ich wußte es," versetzte er in noch kälterem Tone, aber mit vollkommener Mäßigung; — „Lady Campbell hatte mich davon in Kenntniß gesetzt, ich hoffte, —... ja wir beide hofften, daß Ihre Abwesenheit...."

„In wessen Auftrag reden Sie, mein Herr, für wen führen Sie das Wort?" fiel ihm Frank plötzlich in die Rede.

„Für mich selbst und für Lady Campbell," versetzte Rio Santo kalt und wollte noch weiter fortfahren, allein Frank unterbrach ihn von Neuem.

„Genug, genug, Sir!" rief er ihm in gebieterischem

Tone zu; — „ich erkläre Sie für einen Lügner, wenn Sie es wagen, noch einen Namen zu nennen!"

„Und für Miß Mary Trevor ebenfalls," sagte Rio Santo langsam und mit Nachdruck.

Er zog zu gleicher Zeit seine Hand zurück und legte den Finger auf den Mund; sein Blick blieb ruhig, seine Stirne zeigte nicht eine einzige Runzel.

„Mr. Frank Perceval," versetzte er ruhig und mit Sanftmuth, — „ich glaube Ihrer Provokation nicht ausgewichen zu seyn; gerne hätte ich Ihre Freundschaft angenommen, allein Sie haben es anders beschlossen und nun möge Ihr Wille geschehen!"

Frank erröthete vor innigem Vergnügen.

„Auf Wiedersehen, morgen früh, Sir!" erwiderte er; — „mein Wunsch ist, daß Einer von uns Beiden auf dem Platze bleibe, und ich danke Gott, daß ich in Ihrem Busen den Muth eines Mannes von Ehre fand. Auf Wiedersehen denn!"

Rio Santo nahm nun selbst am Ball Antheil, erfüllte die ihm obliegenden Pflichten der Galanterie gegen die anwesenden Damen, und kehrte alsdann zu Mary zurück, um sich neben sie zu setzen.

„Ich bemerkte, daß Sie mit Mr. Frank Perceval sprachen?" flüsterte ihm Lady Campbell leise und im Tone der Besorgniß zu.

„Er ist ein äusserst liebenswürdiger Cavalier!" gab Rio Santo zur Antwort.

6.

Die Tochter des Gehängten.

Die Karte, welche der blinde Tyrrel Susannah, dem hübschen Mädchen aus der Schenke zum „Wappen der Krone," am Abend zuvor am Ufer der Themse mitgegeben

hatte, trug nur die Adresse: „Wimpole - Street Nr. 9.“ *)

Der getroffenen Verabredung treulich folgend, stellte sich Susannah genau um die Mittagsstunde am bezeichneten Orte ein, öffnete das Straßengitter, stieg die granitne Vortreppe hinauf, erhob den Pochhammer der Thüre von Nr. 9. der Wimpole-Street und ließ ihn dröhnend niederfallen.

Es war ein Haus von sehr wohlhabendem Aussehen. Susannah brauchte ihre Mahnung nicht zu wiederholen, denn die Thüre öffnete sich im selben Augenblick, wo der kupferne Pocher niederfiel. Ein Diener in glänzender Livree empfing sie mit wortlosem Gruße und schritt ihr in's erste Gemach des Erdgeschosses voran, wo eine Dienerin saß, die man ihrem Aufzuge nach für eine Lady hätte halten können und auf sie zu warten schien.

Bei Susannah's Eintritt erhob sich die Dienerin, die das Aussehen einer Kammerzofe hatte, eilends und machte ihr nach französischer Sitte eine so graziöse, lange und gelungene Verbeugung, als nur je eine Soubrette des Theaters in Stand gebracht hätte.

„Ich werde die gnädigste Prinzessin sogleich der Frau Herzogin melden,“ sagte sie hierauf in französischer Sprache; „belieben die gnädigste Prinzessin nur in den Salon zu treten — falls Sie nicht vorziehen sollten, sich auf Ihre Zimmer zu begeben, denn die Frau Prinzessin ist ja hier zu Hause!

„Ich weiß es,“ versetzte Susannah.

Sie betrat hierauf einen sehr schönen Salon, der mit verschwenderischer Pracht und in jenem Style verziert war, den man jenseits des Canals Rococo nennt.

*) Für diejenigen unserer Leser, welche des Englischen unkundig seyn sollten, fügen wir hier bei, daß Street Straße, Lane Gäßchen, Zugang, und Square einen viereckigen Platz bedeutet, der mit Bäumen bepflanzt oder mit einem Garten in der Mitte versehen ist. Wo von Maßen, z. B. Fuß, Meilen ꝛc. die Rede ist, wolle der geneigte Leser stets das englische Maaß darunter verstehen. A. d. U.

Sie warf sich hier in einen Fauteuil, während die Zofe sich rücklings unter zahllosen Bücklingen entfernte.

Das hübsche Mädchen aus der Taverne hatte den Fürstentitel und alle diese Beweise von Hochachtung aufgenommen, ohne auch nur die geringste Ueberraschung dabei an den Tag zu legen. Sie hatte ihre Kleidung vom vorigen Abende mit einem sehr eleganten aber bizarren und fast theatralischen Costüme vertauscht. Ein Kleid von reichem schwarzem Sammt umwallte ihre prächtigen Formen, auf dem Kopf trug sie anstatt des Hutes einen großen Spitzenschleier, der, wie zufällig umgeworfen, unter seinen durchsichtigen Falten ihre schönen edlen Züge, ihr reiches Haar und ein durch dasselbe geschlungenes Diadem von schwarzem Schmelz mit seinen spiegelnden Facetten sehen ließ.

Bei Tage wie beim Lampenlicht war sie wunderbar schön, allein man konnte jetzt unter der stolzen Ruhe ihrer Züge eine gewisse Erschlaffung entdecken, welche darauf hindeutete, daß nur die Angst allein, und zwar eine grausame, anhaltende, hart bekämpfte Angst, das natürliche Feuer ihrer großen schwarzen Augen mit einem Wolkenschleier der Abspannung zu umhüllen vermocht hatte.

Bei Tage endlich lag überdieß etwas weniger Kraft und männliche Kühnheit in der Physiognomie und Haltung dieses merkwürdigen Wesens. Der verächtliche Trotz vom vorigen Abende hatte sich in einen schmachtenden, duldenden Zug verwandelt, der ihre Reize nur erhöhte. Ein Uebermaß von Kraft setzt in Erstaunen und stößt ab; hätte sie aber ein Mann in diesem Zustande gesehen, so müßte er unfehlbar nur mit einer Art selbstsüchtigen Glücks unter diesen erhabenen Vollkommenheiten die liebevolle Schwäche eines Weibes bemerkt haben.

Sie stützte sich mit dem Ellbogen auf die herrlich geschnitzte Lehne des Armstuhls und senkte den Kopf in die Hand, und ihr Auge schenkte der Pracht des Salons, in welche sie aus dem Schmutz einer elenden Kneipe gleichsam mit Einem Schritte versetzt worden war, auch

nicht einen einzigen Blick. Stier und zerstreut haftete ihr Auge auf dem Gesims gegenüber, das es vielleicht nicht einmal beachtete. Man hätte sie in dieser Stellung für eine jener schönen Töchter Tscherkessiens halten können, die, plötzlich aus dem Elend und Mangel der Heimath in die Pracht des Harems versetzt, darüber erstaunt und gleichsam versteinert wird, so daß sie nur noch jene materielle Schönheit beibehält, die höchstens für die brutale Wollust eines Pascha's hinreicht. Hätte man sie indeß näher betrachtet, so wäre man gewiß zu der Erfahrung gelangt, daß diese Kälte, diese künstlich an den Tag gelegte Härte bei ihr nur die Oberfläche betraf. Unter diesen schönen, starren, kalten und todesähnlichen Formen barg sich eine Seele, die jetzt vielleicht schwieg oder schlummerte, die aber jedenfalls zu glühen vermochte.

Eine Thüre des Salons drehte sich jetzt leise in ihren Angeln, während die Draperie, welche sie verhüllte, geräuschlos auf dem vergoldeten Drahte zurückglitt, und auf der Schwelle der Thüre zeigte sich die Gestalt einer alten Dame, deren Gesicht beinahe verborgen wurde durch eine übermäßige Masse von Bändern und Spitzen ihrer Haube. Aus diesem Gesicht aber, dessen feingezeichnete Züge mit der kühnen Adlernase noch immer gegen das unwiderstehliche Beeinträchtigen der Jahre ankämpften, glänzten zwei lebhafte, über die Maßen bewegliche Augen mit neugierigem, durchdringendem Blick unter feinen durchsichtigen Augenliedern hervor, die ein nervöses Zucken bewegte.

In diesen Augen und noch mehr in dem Ensemble der Züge, welche sie umgaben, lag ein hoher Grad von Scharfsinn und List, und der ganzen Gestalt war jenes Wohlbehagen und jene innere Befriedigung eigen, welche das Bewußtseyn, befehlen zu dürfen, erweckt und die dem Menschen einen gewissen Grad von Auszeichnung verleihen.

Die Besitzerin dieser Augen und der übrigen genannten

Eigenschaften war eine kleine, schlanke, hagere Frau in einem weiten Morgengewande von Atlas.

Sie blieb auf der Schwelle stehen und richtete ihren durchdringenden Blick auf das junge Mädchen, und dieser Blick, der einer erfahrenen Frau, einer Kennerin in ihrem Fache, blieb lange auf der hübschen Dirne au's der Schenke haften.

Als ihre Neugier und Forschung befriedigt war, glitt ein Lächeln über ihre Züge und ihre Miene drückte hohe Befriedigung aus.

„Eine vollkommene Schönheit!“ flüsterte sie vor sich hin; — „ein reizendes Mädchen! — Wer hätte geglaubt, daß ein Blinder eine solche Schönheit zu entdecken vermöchte?!“

Sie hüstelte leise und ließ die Thüre in's Schloß fallen, Susannah wandte sich langsam nach ihr um.

„Mein liebes Kind!“ hub die alte Dame an, „ich bin die verwittwete Herzogin von Gevres, Sie hingegen sind die Wittwe meines unglücklichen Neffen, der in der Blüthe seiner Jahre gestorben ist, — des Prinzen Philipp von Longueville, dessen Tod ich nie vergessen werde! — Umarmen Sie mich, theure Nichte!“

Die alte Französin verneigte sich bei diesen Worten und küßte Susannah auf die Stirne, die sich schweigend darein ergab.

„Prinzessin!“ fuhr die ältere Dame fort; — „ich hoffe, Sie werden den Namen ihres verstorbenen Gemahls nicht vergessen, welchen Sie schon seit sechs Monaten beweinen! — Philipp von Longueville — Philipp von Longueville, wohl verstanden! . . .“

Susannah schlug ihre großen Augen ohne alle Verwunderung zu der neu gewonnenen Tante auf.

„Philipp von Longueville!“ wiederholte sie; — „mir gilt jeder Name gleich.“

„Pfui, Susannah! — Sie heißen doch Susannah, nicht wahr?“ fuhr die alte Dame fort; — „dieser Name klingt häßlich, wir müssen ihm die hebräische Endung

nehmen, nicht wahr, mein Kind? — Es wäre ein zu unpassender Name für die Abkömmlinge der Dunois; wir sind Bastarde aus königlichem Blute, mein liebes Kind! und Hunderte von Dichtern haben auf mehr oder minder gelungene Weise unsern berühmten Ahnherrn besungen!"

Die alte Französin deklamirte diese Redefloskel mit halb ernstem, halb komischem Pathos und blickte dabei Susannah schalkhaft in's Gesicht. „Prinzessin," fuhr sie fort, indem sie sich einen Fauteuil heranrückte und rasch ihre kleine Gestalt darin vergrub, — „Sie sind nun einmal meine Nichte, ich Ihre Tante, und deßhalb müssen wir uns recht zärtlich lieben. Das Naturgesetz und der Anstand wollen es nun einmal so. — Sie sind in der That das schönste Mädchen, das ich in den sechszig Jahren meines irdischen Pilgerlaufs zu Gesicht bekommen habe!.. Doch das hat man Ihnen wahrscheinlich schon oft genug gesagt! — Beiläufig übergebe ich Ihnen hier Ihr Wappen, theure Nichte, diesen Siegelring werden Sie fortan als den Ihrigen führen!"

Sie steckte bei diesen Worten Susannah einen großen mit Brillanten verzierten Ring an den Finger, auf dessen Edelsteinplatte das Wappenschild der französischen Könige mit dem Beizeichen des Hauses Orleans und dem Queerbalken der Bastarde eingegraben war.

„Doch lassen Sie uns nun zunächst von Geschäften reden! Belieben Sie zunächst diesen Brief zu lesen, der an Ihre Adresse gerichtet ist."

Susannah nahm den Brief, eröffnete ihn und las folgenden Inhalt:

„Als Sie gestern Abend den Mann verließen, der Sie vom Selbstmorde abhielt, begaben Sie sich nach Goodmans-Fields, dem Judenquartier, wo Sie sich lange Zeit in der Umgebung der Trümmer eines verfallenen Hauses umhergetrieben haben..."

„Es war das Haus meines Vaters," unterbrach sich Susannah mit einem Seufzer.

„Sie kehrten hierauf wieder über Leadenhall-Street zurück, stiegen am Ende von Corn-Hill in der Nähe der Bank in einen Miethwagen und ließen sich nach Warren's Hotel in der Regents-Street bringen, wo Sie die Nacht verbracht haben; heute früh verließen Sie mit Tagesanbruch und zu Fuße das Hotel und kauften sich dieses Costume, das Sie mit einem andern anständigen vertauschen müssen; Sie haben hierauf zwei volle Stunden an der Clifford-Street auf eine Person gewartet, die sich nicht einstellte...

„Nein, leider kam sie nicht," unterbrach sich Susannah mit schwermüthigem Tone.

„Sie schienen trotzdem sehr gespannt, diese Person zu sehen!" fuhr der Brief fort, der im innigsten Zusammenhange mit Susannah's Denkweise zu stehen schien; —

„Sie haben hierauf Clifford-Street verlassen, sind jedoch bald wieder zurückgekommen und entfernten sich abermals, um von Neuem diesen Platz aufzusuchen...

„Dem wachsamen Auge, das fortan jede Ihrer Handlungen verfolgen wird, bleibt nichts verborgen."

„Warten Sie in Geduld! sobald Ihnen ein Befehl zukommt, vollführen Sie ihn willig; haben Sie ihn vollzogen, so beobachten Sie das strengste Stillschweigen."

Der Brief trug keine Unterschrift; Susannah warf ihn gleichmüthig bei Seite und blickte der alten Frau in's Gesicht.

„Man hat mich also verfolgt, man hat mich belauscht," sprach sie; — „und zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf!... diese Leute nennen sich mächtig, allein was liegt mir daran?... Sie drohen mir — o, es ist wohl ein Heldenstück, einem Weibe zu drohen, das man auf dem Wege zum Tode getroffen hat!"

Die durchdringenden Augen der verwittweten Frau Herzogin von Gevres senkten sich unwillkührlich vor dem durchdringenden Blick Susannah's, wie die Hörner der Schnecke sich beim unerwarteten Zusammentreffen mit

einem fremden Körper zurückziehen. Die Französin fühlte sich unwillkührlich und augenblicklich von diesem Blicke überwältigt und schwieg noch lange, nachdem die feste, ernste Stimme Süsannah's in ihrem Ohre verklungen war.

„So wahr Gott lebt, liebes Kind!" sprach sie endlich in unterwürfigem Tone und ganz ohne jenen Anflug von Spott, den sie ihren ersten Worten verliehen hatte, — „so wahr Gott lebt! Sie gehen zu weit. Man hat Sie vielleicht verfolgt, ich möchte das selbst glauben — allein es geschah aus purer Besorgniß; die geheimnißvollen Unbekannten nennen sich nicht nur mächtig, sondern sie sind es auch, liebes Kind; sie sind es in einem Grade, den Sie nicht einmal vermuthen können. Was aber die Drohungen anbelangt, so nehme ich es wahrlich auf mich, Ihnen die Versicherung zu geben, daß Sie sich hierin täuschen. — Es braucht keine Drohungen!... Sie werden mir behülflich seyn, einen Plan oder vielleicht auch deren mehrere auszuführen, was weiß ich? — Dafür aber umgibt man Sie mit Pracht, verschafft Ihnen Vergnügungen aller Art und sucht Sie glücklich zu machen..."

„Glücklich?..." murmelte das junge Mädchen vor sich hin und ihr Auge verlor plötzlich seine düstere Starrheit, — „er liebt mich ja nicht!"

„Wer sollte Sie nicht lieben, mein Kind?" fragte die Französin neugierig.

„Er kennt mich nicht einmal!" fuhr das Mädchen fort.

„Um so besser!" sagte die Französin; — „wissen Sie wohl schon, welch ein verführerischer Reiz schon seit dem gestrigen Tage über Sie gekommen ist? — Gestern waren Sie nur schön, heute aber sind Sie reich, sind Prinzessin! — Hören Sie mich an und glauben Sie mir, Suzon! — Fortan stehen Ihnen Mittel zu Gebot, deren Gewalt fast übernatürlich zu nennen ist. In demselben Grade, in welchem Sie jener geheimnißvollen Macht, von der wir eben sprachen, dienstbar sind, wird diese Macht auch Ihnen dienen. Von heute an sind Sie Eines der

tausend Atome, aus welchen sie besteht; Sie werden dazu beitragen, ihre unwiderstehliche Gewalt zu vermehren, und diese Gewalt steht Ihnen fortan zu Gebot; jeder Ihrer Wünsche wird erfüllt werden, und was Ihnen seither nur als thörichter Traum erschien, wird bald in Wirklichkeit übergehen ..."

Susannah hatte sich plötzlich aufgerichtet, ihr schönes Antlitz verlor allmählig seinen Ausdruck von düsterer Fühllosigkeit, ihr Auge funkelte zuweilen unter dem straff gespannten Bogen ihrer schwarzen Wimpern, ihr Busen wogte und eine Art magnetischen Stroms schien wogend und wallend jeder ihrer Adern Leben einzuflößen. Sie war nun nicht mehr blos schön, sondern erhaben zu nennen.

Die Französin schwieg nun plötzlich und betrachtete sie staunend, denn diese strahlende, leuchtende Schönheit übte einen blendenden Eindruck auf sie aus.

„Alle meine Wünsche sollen sich erfüllen?" wiederholte Susannah von Freude durchbebt; — „was mir wie ein Traum erschien, soll sich zur Wirklichkeit gestalten?"

Sie schlug ihre Augen zum Himmel auf und zwei Thränen perlten langsam über ihre Wangen herab.

„O," sprach sie und faltete ihre Hände mit unaussprechlicher Leidenschaft, — „mein einziger Wunsch und das Ziel aller meiner Träume ist nur seine Liebe; sind die Unbekannten mächtig genug, mir seine Liebe zu verschaffen?"

Die Französin lächelte unwillkührlich und zog beide Hände an ihre Brust.

„Sie vermögen Alles," erwiderte sie und verlieh ihrer bebenden Stimme einen geheimnißvollen Nachdruck; „Sie haben wohl viel geweint, mein liebes Kind?"

„Gewiß," erwiderte Susannah.

„Sie werden vergessen lernen, was Thränen sind," tröstete die alte Dame; — „sehen Sie offen gegen mich! ... der Mann, den Sie lieben, ist wohl vornehm, reich und mächtig?"

„Nicht doch," versetzte Susannah; — „ich halte ihn vielmehr für arm; — er besuchte meinen Vater häufig und entlehnte Geld von ihm in jener schönen Zeit, wo wir noch Ueberfluß und Geld in unserem Hause zu Goodmans-Fields hatten, das jetzt in Trümmern liegt."

„Und wie heißt er denn?" fragte die alte Dame.

„Brian of Lancester," versetzte das schöne Mädchen mit einer unwillkührlichen Regung von Stolz.

„Brian of Lancester," widerholte die Französin und konnte eine verächtliche Gebärde nicht unterdrücken; — „also der arme Bruder des reichen Grafen White-Manor? — Du lieber Gott, mein Kind! Also er, Herr von Lancester, der arme Teufel war es, um den Sie so viele Thränen vergossen haben?..."

Susannah zog heftig ihre Hände zurück und vor ihrem strengen, vorwurfsvollen Blicke blieben der verwittweten Herzogin von Gevres die Worte in der Kehle stecken.

„Ich liebe ihn!" sprach das junge Mädchen und richtete mit jener Miene einer Königin den Kopf empor, die wir bereits an ihr kennen; — „ich bin stolz auf meine Liebe zu ihm."

„Sie thun daran auch ganz recht, mein schönes Kind!" entgegnete schüchtern die alte Frau; — „vergeben Sie mir, ich bin Französin und lache gern, allein Sie dürfen mir darüber niemals zürnen. — Wenn man's genau erwägt, könnte der sehr ehrenwerthe Mr. Brian of Lancester vielleicht eines Tages Erbe von White-Manor und seiner Peerschaft werden; — er war es also, dem Sie an der Ecke von Clifford-Street auflauerten?"

Susannah bejahte durch ein Kopfnicken.

„Liebes, armes Kind!" rief die Herzogin, — „was fiel Ihnen denn ein? wenn er auch an Ihnen vorüber gegangen wäre, hätte er Sie doch nicht bemerkt; hätte er Sie aber auch bemerkt, so hätte er sie doch vielleicht keines Blickes gewürdigt, und hätte er Sie keines Blickes gewürdigt, so wären Sie unfehlbar verloren gewesen! —

Reißen Sie Ihre schönen Augen nicht so erstaunt auf, mein liebes Kind," fuhr sie fort; — „Sie wären verloren gewesen, sage ich!... Du lieber Gott! Glauben Sie denn, daß Brian of Lancester, wie sehr er sich auch in seinen Sonderlingslaunen und seinen Thorheiten gefällt — verzeihen Sie mir diesen Ausdruck — daß Brian von Lancester auf den Gedanken komme, sich in eines der Mädchen zu verlieben, auf die er zufällig an einer Straßenecke stößt?"

„Das ist leider wahr," flüsterte Susannah und erbleichte, als merke sie jetzt erst die Gefahr, der sie entgangen war.

„So dürfen Sie nicht mit ihm zusammentreffen, Prinzessin," fuhr die Französin fort; — „wenn Sie ihn sehen, wenn Sie ihn sprechen wollen, muß es auf irgend einem glänzenden Rout im West-End, muß es bei Almacks oder im Park hinter den Fenstern oder dem Schlage Ihrer wappengeschmückten Equipage geschehen."

„Sie haben Recht, ich muß es zugeben!" sagte Susannah; — „Pracht und Reichthum, Wohlleben und alles Andere ließ er mich vergessen; — gestern Abend versprach man mir Pracht, verhieß man mir Wohlleben."

Sie erhob sich rasch und ließ ihre Blicke über den ganzen Salon hinschweifen, als würden ihr jetzt erst die Augen geöffnet; die Umgebung, welche ihr staunender Blick jetzt ermaß, zauberte ein vergnügtes Lächeln auf ihre Züge und ihre Freude war so schön und so edel wie ihr Schmerz.

„Ich bin zufrieden, man hat mir das gegebene Versprechen gehalten," fuhr sie fort; — „was ich hier um mich sehe, ist fast eben so schön und glänzend, als das nun in Trümmern liegende Haus zu Goodmans-Fields vor der Zeit war, da mein Vater durch den Strang umkam. — Ja, ich werde hier dasselbe Leben führen, wie ehedem — ich werde wieder schöne Blumen malen und sie Ihnen zum Geschenk machen, Madame; — ich

werde wieder singen und ... ich werde ihn wieder sehen — wann werde ich zum erstenmale mit ihm zusammentreffen?"

Susannah hatte die ersten Worte in träumerischem Tone und voll sanftem Entzücken ausgesprochen; allein ihre Stimme erhob sich zu leidenschaftlicher Heftigkeit, als sie die letztere Frage that.

Die alte Dame schien einen Augenblick nachzudenken, kreuzte ihre kleinen verrunzelten Hände über dem Knie, drückte die Augen halb zu und versetzte:

„Sie sollen ihn heute Abend sehen und sprechen!" ...

„Heute Abend?" rief Susanneh in einem Taumel von Entzücken und sprang empor wie ein aufgescheuchtes Reh; — „heute Abend! . . . heute Abend?" . . .

Dann aber nahm sie plötzlich wieder ihre Stellung voll Anmuth und Stolz an, streckte der Französin ihre Hände entgegen und sagte zu ihr in einem Tone voll unaussprechlichen Dankes:

„Ich danke Ihnen, Madame! Sie sollen sich nie über Mangel an Liebe von meiner Seite beklagen, denn ich bin Ihnen von Herzen zugethan."

Die alte Dame schüttelte warnend den Kopf.

„Armes, gutes Kind, Sie lieben ihn sehr, ja wohl allzusehr. Eine solche Liebe ist gefährlich, weil sie Vorsicht und Klugheit ausschließen muß! . . . Könnten Sie Geheimnisse vor ihm haben?"

„Gewiß nicht," versetzte Susannah; — „ihm muß ich Alles gestehen."

„So werden Sie sich in's Verderben stürzen, mein Kind! ..." warnte die ältere Dame.

„Was liegt daran?" rief Susannah mit kühnem Stolz.

„Sie werden ihn dadurch in den Tod stürzen!" versetzte die Französin.

Auf einmal verschwand das Lächeln von Susannah's Wangen, ihre Stirne runzelte sich und ihr Blick haftete forschend auf dem Antlitz der Französin.

„Ich drohe nicht, mein liebes Kind," versetzte diese; —

„es wäre überflüssig, wenn Sie hierüber in Zorn gerathen wollten, denn ich mache Sie nur mit den bestehenden Verhältnissen bekannt. — Hören Sie mir aufmerksam zu; ich kenne wie Jedermann den kühnen excentrischen Charakter des sehr ehrenwerthen Herrn Brian of Lancester; vertrauen Sie ihm auch nur ein Wort an, so wird er das übrige begreifen, errathen, wird mit Gewalt gegen jene Macht ankämpfen wollen, deren Werkzeug Sie sind. — Einen Kampf aber mit jener Macht zu wagen, führt unfehlbar zum Tode. Er stebt allein da und ihm gegenüber stünde eine Verbindung, so weit verzweigt und so mächtig, daß sie ihre Mitglieder gar nicht mehr zu zählen vermag. Er ist der jüngere Sohn seines Hauses, zwar Edelmann, aber blutarm; — auf unserer Seite aber stehen Lords denn andere Leute, deren Reichthum und Macht sprichwörtlich geworden sind... beim ersten Streich, den er gegen uns zu führen wagte, würde er sich selbst zerschellen wie Glas —"

„Genug, genug! ich will schweigen," fiel ihr Susannah in's Wort.

„Das glaube ich — Sie werden schweigen, liebes Kind," fuhr die Herzogin fort und heftete auf ihre improvisirte Nichte einen tiefen forschenden Blick; — „Sie werden schweigen, denn Sie wissen ja nun, daß wir allenthalben von offenen Augen und Ohren umgeben sind. — Sie werden es einsehen lernen, daß es klüger sey, das Glück der Gegenwart zu genießen und keinen tollkühnen Kampf zu veranlassen. Sie sind nun einmal die Prinzessin von Longueville, was für Geheimnisse könnte man von Ihnen verlangen? Sie schenken ihm Ihre Liebe; sollte sich ein armer Edelmann, wie er, nicht begnügen können mit der Liebe einer verwittweten Prinzessin, die zwanzig Jahre alt, schön wie ein Engel und dabei reicher ist, als eine Königin?..."

„O nicht doch! es ist nicht genug für ihn!" sprach Susannah in wahrer Begeisterung; — „wäre ich in der That

auch eine ächte Königin, so würde dieß nicht für ihn genügen, denn Brian steht über Allem, ist über jeden Begriff erhaben! Allein glauben Sie mir, ich werde schweigen; Sie haben mir ja versprochen, daß ich ihn heute Abend noch sehen und sprechen soll.“

„Ich werde Ihnen Wort halten, liebes Kind,“ versetzte die Französin, erhob sich rasch und klingelte; die Kammerfrau erschien und holte auf ihren Befehl das nöthige Schreibgeräthe herbei; — „es ist nun drei Uhr,“ murmelte die verwittwete Herzogin von Sevres, indem sie rasch einige Zeilen auf das Papier warf; „wir haben noch drei Stunden vor uns, und das ist mehr als wir bedürfen, übergeben Sie dieses Billet an Joe, Mariette! und empfehlen Sie ihm nachdrücklich, daß er es alsbald zum Doktor bringt; — dieß andere hier soll Dick sogleich besorgen, denn der Major muß es in Händen haben, bevor noch eine halbe Stunde vergeht! — Geben Sie zugleich auch den Befehl, daß Ned den Wagen der Prinzessin pünktlich auf halb sieben in Bereitschaft halte! ... Gehen Sie nun.“

Die Kammerfrau entfernte sich.

„Theuerste Nichte!“ fuhr die Herzogin fort; — „die deutsche Schauspielergesellschaft gibt heute Abend im Hay-Market-Theater eine Vorstellung und die elegante Welt wird heute ausnahmsweise nicht im Kings-Theater erscheinen! — Beginnen Sie jetzt mit der Toilette, mein liebes Kind! denn auch wir müssen der Vorstellung anwohnen?“

„Und Brian?“ fragte Susannah.

„Wir werden den sehr ehrenwerthen Mr. Brian of Lancester dort treffen,“ versetzte die Französin.

„Wie wissen Sie denn das?“ fragte Susannah verwundert.

„Er wird dort seyn, verlassen Sie sich darauf!“

7.

Edward und Compagnie.

Zu der Zeit, von der wir reden, öffnete sich jenseits der Ecke, welche Finch=Lane und Corn=Hill bildeten, ein schmales Gäßchen, das nicht einmal macadamisirt, geschweige denn gepflastert war, und von dessen Sohle aus man nur einen schmalen Streifen des trüben, halb nebelverhüllten Londoner Himmels erblickte. Dieses Gäßchen führte längs einer der Seiten eines großen viereckigen Hauses hin, das auf der andern Seite auf Finch=Lane hinausging und seine große Façade ebenfalls auch auf Corn=Hill hinausbot.

Herr Nash ist seither darüber hingegangen und sein unerbittliches Nivellir=Instrument, dem die alten Mauern des viereckigen Hauses im Wege stunden, hat das mächtige Gebäude vom Boden wegrasirt, als ob es nur eine elende Baracke gewesen wäre. Auf seiner Stelle erhoben sich etliche Dutzende von Londoner Häusern, und damit glauben wir genug gesagt zu haben.

Zum Ersatz dafür ist das namenlose Gäßchen nun spurlos vom Boden vertilgt. Finch=Lane war zu jener Zeit noch kothiger und schwärzer, als heut zu Tage, und besagtes Gäßchen trug nicht wenig dazu bei, seinen schlimmen Ruf aufrecht zu erhalten; man erblickte daselbst nichts als die Schatten jener Wechsler, die in den Umgebungen von Royal=Exchange ihr stolzes hungriges Elend spazieren tragen, — dieß fand wenigstens den Tag über Statt.

Zur Nachtzeit jedoch erleuchteten röthliche Feuer die tiefe Sohle des Gäßchens; — trunkener Lärm erscholl aus den düsteren Tavernen, der zauberhafte Laut klingenden Geldes, die verlockende Stimme von Lustdirnen mischten sich in die rohen Flüche und das streitsüchtige Geschrei des Pöbels.

Diesem trefflichen Orte fehlte nicht eine einzige jener Bedingungen, welche wir an eine ächte Mordhöhle stellen; mitten in einem reichen Quartier machte sich hier die Armuth geltend und hart neben einer glänzend erleuchteten Hauptstraße gähnte die Mündung des Gäßchens wie eine dunkle unheimliche Kluft; selbst jene unmittelbare und oberste Protektion vor verdächtigen Schlupfwinkeln, ein Polizeibureau, fehlte nicht in der Nachbarschaft, denn der Polizeiposten von Bishop's-Gate war nur einige hundert Schritte entfernt, noch innerhalb der Hörweite, ja fast noch innerhalb des Gesichtskreises des Gäßchens gelegen.

Jener Theil des Erdgeschoßes in dem besagten großen Hause, der sich auf Corn-Hill hinaus öffnete, war von zwei herrlichen Doppelläden besetzt. Der eine davon zeigte hinter den Spiegelgläsern seiner Fenster ein prachtvolles Assortiment von Bijouterie und Geschmeide aller Art; der andere enthielt reiche Vorräthe von den verschiedenen Gegenständen, welche die Toilette beider Geschlechter erfordert, von den gefirnisten Stiefelchen, durchbrochenen Seidenstrümpfen und Manschetten an, bis zu den vollendetsten Fräcken der elegantesten Pariser Schneider und den kostbarsten ächten indischen Casimir-Shawls. Beide Magazine hatten einen enormen Zulauf von Kunden, und den ganzen Tag hindurch fehlte es nicht an Gaffern vor ihren Fenstern. Der Bijouterieladen führte den Namen Falkstone, die Modehandlung aber den Namen Bertrand im Schilde.

Nach Finch-Lane hinaus öffnete sich unter Einem Dache mit jenen Läden die Bude eines Geldwechslers, allein der äußere Anblick, den sie gewährte, war ein ganz anderer zu nennen. Finch-Lane ist ja eine schmale eingezwängte Straße, und darum bildete sie gleichsam eine Art von Mittelstück zwischen der großen Arterie des Weltverkehrs und dem oben erwähnten finstern Gäßchen. Das Tageslicht fiel hier schon etwas trüber herein, so daß es in Verbindung mit der eigenthümlichen Einrichtung

der Vorhänge und des innern Gitterwerks, der Wechslerbude beinahe ein mysteriöses Aussehen verlieh. Dessenungeachtet ging daselbst nichts besonders Ungewöhnliches vor, denn den ganzen Tag über tauschte man hier Banknoten gegen Goldmünzen, und Gold gegen Banknoten oder Silbergeld aus.

Hart neben dem Geldwechsler hatte ein Trödler seinen Laden aufgeschlagen; über seiner Bude lagerte schon tieferer Schatten, denn sie lag tiefer im Gäßchen und weiter von Corn-Hills breiter Straße entfernt; der Trödler mußte allabendlich seine Lampen zwanzig Minuten früher anzünden als der Geldwechsler.

Der Geldwechsler nannte sich schlecht weg Mr. Walter, der Trödler dagegen hieß Peter Practice.

Auf dem hintern Theile des Hauses endlich, also ganz in dem Gäßchen, von dem nun keine Spur mehr vorhanden ist, bemerkte man acht bis zehn vergitterte Fenster, deren Scheiben von innen mit weißer Farbe bemalt waren, um keinem neugierigen Auge den Einblick in das Innere zu gewähren. Hier befand sich dem Vernehmen nach das Comptoir des Handlungshauses Edward und Comp.

Von welcher Art waren wohl die Geschäfte, welche dieses Haus betrieb?

Niemand vermochte hierüber gewisse Auskunft zu geben und das Geheimniß, welches über diesem Handlungshause waltete, beschäftigte nicht nur die kleinen Krämer von Finch-Lane, sondern auch die Kaufleute und Großhändler von Corn-Hill ausnehmend. Man behauptete zwar hie und da und auf's Ungewisse hin, daß Edward und Comp. eine Niederlage von fremden Waaren unterhielten, allein von welcher Art waren diese Waaren?

Man sah zuweilen Männer mit großen Päcken hineingehen, auch Kärren hielten zuweilen vor der Thüre; Päcke und Ballen wurden hineingeschafft, aber Niemand hatte seit Menschengedenken wieder einen davon herausschaffen sehen.

Dieß war, man wird es zugeben müssen, höchst seltsam und befremdlich, und es war daher nicht zu verwundern, daß die rothhaarige Mistreß Brown, die schwindsüchtige Mrs. Black, die lymphatische Mrs. Krubb sich einen ganzen halben Tag lang den Thee hätten entziehen lassen, hätten sie dadurch nur erfahren können, womit das Haus Edward und Comp. eigentlich handelte.

Sie hätten freilich dieselbe Enthaltsamkeit möglicherweise noch weiter ausgedehnt, um noch ganz andere Dinge in Erfahrung zu bringen. Warum z. B. bekam man in diesem seltsamen Handlungshause das ganze Jahr hindurch weder Principal noch Commis zu Gesicht. Diejenigen, denen es gelungen war, unter dem Vorwand eine Banknote ohne Aufgeld zu wechseln oder unter irgend einer andern plausibeln Ausrede in das Comptoir des Handlungshauses einzudringen, hatten daselbst allenthalben nur Gitter erblickt, hinter den Gittern aber wieder grüne Vorhänge, die ganz undurchdringlich für den Blick waren — mehr aber hatte noch kein menschliches Auge erschauen können.

Ein Diener in flammrother Livree, der gewöhnlich die Eingangsthüre besetzt hielt, schien das einzige lebende Wesen zu seyn, der sein Gesicht in diesem seltsamen Geschäftslokale zeigte.

Ein weiterer Grund für die Neugier der ehrenwerthen Nachbarschaft, und wahrlich einer, der den Ladenbesitzern in der Nachbarschaft schon oft Stoff zu lebhaften Debatten gegeben hatte, war der Umstand, daß der Bijoutier, der Modenhändler, der Geldwechsler und der Trödler sich alle vier sämmtlich zu gleicher Zeit und zwar genau um dieselbe Zeit, wie das Handlungshaus Edward und Comp., in diesem Hause und in diesem namenlosen Gäßchen niedergelassen hatten!

Vielleicht — das war wenigstens anfangs die Meinung mancher Leute, — waren Edward und Comp. nur die Commandit-Interessenten dieser vier untergeordneten Kaufleute, welche zudem gar Niemanden in der City bekannt

zu seyn schienen. Allein wie kam es denn, daß, falls diese Vermuthung sich rechtfertigen ließ, die Eigenthümer der vier Etablissements sich nicht unter einander besuchten, und warum standen sie wohl in keiner andern Beziehung, als in dem der Nachbarschaft zu dem Comptoir des Handlungshauses Edward und Comp.

Dieß waren sehr ernste Fragen, harte Nüsse zu knacken! Mrs. Brown, Mrs. Black und Mrs. Crutb — der Mrs. Dodd und Mrs. Bloomberry, ihrer Nachbarinnen, wollen wir gar nicht erwähnen — pflegten Tag um Tag mit Nachbarinnen und Gevatterinnen diese seltsamen Umstände zu besprechen, ohne der Lösung dieses Problems auch nur um einen Zoll näher rücken zu können.

Von Zeit zu Zeit, etwa alle Monat, bemerkte man, daß die großen Fenster im ersten Stock der Fronte, die nach Corn-Hill herausgingen, sich öffneten; ein schöner, prächtig gekleideter Mann von Stande erschien dann gewöhnlich hinter den sorgfältig aufgemachten Draperien der Vorhänge, und von Zeit zu Zeit konnte die Neugier einen flüchtigen Blick in prächtig meublirte und verzierte Zimmer werfen; allein wer war wohl dieser Gentleman? war er der Chef des Hauses Edward und Comp.?

Auch über diese Frage konnten die oben erwähnten ehrenwerthen Damen niemals mit sich einig werden. Das Einzige, was man mit Gewißheit behaupten konnte, war, daß Edward und Comp., der Tröbler, der Geldwechsler, der Bijoutier und der Modenhändler bereits seit Jahresfrist hier waren, anscheinend gute Geschäfte machten und auch nicht die geringste Ursache gaben, an ihrem Credit und ihrer Zahlungsfähigkeit zu zweifeln.

Endlich glaubten einmal die Kaufleute der Nachbarschaft, nebst ihren ehrenwerthen Ehefrauen und deren Basen und Gevatterinnen das tiefe Räthsel gelöst zu haben, womit das Wesen und Treiben des Handlungshauses Edward und Comp. sich zu umgeben schien. Man hatte nämlich gesehen, daß etwa dreißig handfeste,

ärmlich gekleidete Bursche eines Morgens in das Geschäftslokal von Edward und Comp. sich begaben. Diese Männer waren augenscheinlich Matrosen; sie suchten augenscheinlich Beschäftigung und Edward und Comp. waren daher augenscheinlich Matrosenmäckler.

Das war ein ehrliches, gewinnbringendes, und der allgemeinen Wohlfahrt sehr förderliches Gewerbe, — so lautete wenigstens das vernünftige Raisonnement der Nachbarschaft.

Ein Monat etwa verging, und man sah diese Männer abermals in das Haus treten. Diese Matrosen schienen ihren Platz sehr oft zu wechseln! — Es ging abermals ein Monat in's Land und dieselben Burschen kamen wieder, und am Schluß des vierten Monats erschienen sie abermals wieder in derselben Zahl und in demselben Aufzuge; — es schien nun über allen Zweifel erhaben, daß diese Leute keine Matrosen waren.

Allein was wären sie denn sonst?

Unerhörte Dinge kamen zur Sprache, als sich die mannigfachsten Vermuthungen hierüber kreuzten; verbotener Handel, gefährliche, das Tageslicht scheuende Verbindungen, Räuberei, Seelenverkauf — das waren noch die gelindesten der Zwecke, welche man dem Handlungs-Hause Edward und Comp. anmuthete. Man erschöpfte sich in Thorheiten, denen nachzuhängen jeder vernünftige Mensch sich geschämt hätte.

Wie dem nun auch sey, der Tag nach dem Ball in Trevor-House war gerade der Tag, welchen die vorgeblichen Matrosen gewählt hatten, um auf dem Comptoir des Handlungshauses Edward und Comp. den gewöhnlichen Besuch abzustatten. Gegen eilf Uhr Morgens sah man sie rottenweise ankommen und durch jene Thür, welche auf das enge Gäßchen mündete, in das viereckige Haus treten.

Der Lakai in dem feuerfarbenen Fracke erkannte sie alsbald, begrüßte sie und ließ sie ins Haus treten. Die Zahl der Ankömmlinge betrug sechsunddreißig Köpfe;

als der sechsunddreißigste hereingegangen war, schloß der Lakai die Straßenthür doppelt ab und zog sich zurück.

Sämmtliche sechsunddreißig Fremde waren stämmige, vierschrötige Burschen von sehr entschlossener Miene. Einige von Ihnen trugen jene unedlen Spuren auf dem Antlitz, welche alltägliche Schlemmerei diesem aufdrückt; Andere trugen ehrenwerthe Wunden auf ihren Wangen, die sie erst neuerdings bei irgend einer Boxerei geholt haben mochten; Andere endlich wiesen zwischen der Doppelhecke ihrer dichten Backenbärten ein hübsches Gesicht mit kraftstrotzenden, gesunden Wangen. Diese hatten offenbar, ihrem Aussehen nach, den Londoner Koth noch nicht lange betreten, allein sicherlich wäre es Niemand willkommen gewesen, ihnen bei Nacht in offenem Felde oder auf einsamen Wegen zu begegnen, da ihre Gesichter in allem Ernste ganz den Stempel ächter und gerechter Galgenvögel hatten; das Costüme ausgenommen, mußten Robin Hood's einstige Gefährtin ganz dieselbe Miene gehabt haben.

Unter der Masse dieser Burschen, deren Mehrzahl wir unserem Leser bereits vorgeführt haben, und in denen er ohne Zweifel eine namhafte Anzahl unserer nächtlichen Themseschiffer erkannt haben wird, befanden sich auch etliche junge Leute, welche kaum ihre Kinderschuhe ausgetreten haben mochten. Gleichermaßen befanden sich unter ihnen auch der kräftige Tom Turnbull, der — man muß es zu seinem Lobe sagen — auch bei Tag einem zum Aeußersten entschlossenen Spitzbuben gleichsah — der dicke Charlie, der Steuermann vom Admiralsboote, das der gute Capitän Paddy O'Chrane am vorigen Abende befehligt hatte — ferner Patrick, Saunie, der Urheber des Hundgebells, und Snail, der unnachahmliche Virtuose im Miauen, und noch manche Andere, deren Namen wir gar nicht genannt haben. Es fehlte Niemand mehr, als der gute Capitän selbst in seinem blauen Fracke mit den schwarzen Knöpfen, den hellgelben Beinkleidern und seinem Rohrstabe, den er Tags zuvor aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet.

Das Comptoir, wo sich diese Burschen einstellten, war ein großes, viereckiges Gemach, in zwei Theile geschieden durch ein starkes Eisengitter, über dessen Fächer ein undurchsichtiger, grüner Vorhang gespannt war. Im Gitter selbst waren mehrere kleine Fenster angebracht, über deren einem auf einem Schilde das Wort „Casse" zu lesen war.

Unsere sechsunddreißig Burschen konnten ziemlich so viel lesen, um dieses magische Wort entziffern zu können. Schweigend saßen sie auf einer hölzernen Bank, die wie ein Divan um das ganze Zimmer herlief. Nur der Letzte, der hereingetreten war und keinen Platz mehr auf der Bank gefunden hatte, stellte sich in eine Fensternische und lehnte die Stirn an eine der Scheiben, die durch einen dichten Ueberzug von Kreide vor jedem neugierigen Blicke geschützt war.

Auf den ersten Anblick hätte man glauben können, er mache den Versuch, durch jene undurchsichtige Scheidewand hinauszublicken; bei näherer Betrachtung würde man jedoch erkannt haben, daß eine minder materielle Beschäftigung seinen Geist in Anspruch nehme. Der Zeigfinger seiner rechten Hand überlief eilends die Finger seiner Linken nach einander — er rechnete, addirte, er war ein Rechenmeister in Lumpen.

Lumpen wären nicht einmal ein entsprechender Ausdruck für seine Kleidung. Die verschiedenen Kleidungsstücke des Menschen hielten im strengsten Sinne des Worts zwar noch zusammen, aber ihr Zusammenhang war kaum der Rede werth; er trug einen kurzen Kittel mit spannendem Rücken wie die Lighter-Men (die Matrosen von den Lichterschiffen) über einem blauen Hemde und Beinkleider von gestreiftem Baumwollenzeuge, die über dem Knöchel aufgetrennt waren und seine schmählig zerrissenen, oft geflickten Strümpfe durchblicken ließen. Seine Kopfbedeckung bestand in einem alten Filzhute mit mikroscopischem Rande, seine Fußbekleidung aber in schweren Schuhen, die wohl zwei Zoll im Durchmesser halten

mochten; trotz der Erhöhung, welche diese furchtbaren Schuhe hervorbrachten, war dieser Mann doch sehr klein von Wuchs und seine häßlich zusammengedrängten Glieder bildeten ein Ganzes, das eben so wenig Symmetrie als angenehmen Eindruck gewährte. Zum Ersatz dafür war jedes seiner Glieder insbesondere äußerst kräftig und muskelvoll, seine langen muskulösen Arme schwollen über dem Ellbogen plötzlich an und seine nach innen gebogenen Beine senkten sich ohne Unterbrechung auf eisenfeste Knöchel herab; der Kopf saß schief nach der Linken geneigt zwischen zwei unmäßig breiten Schultern.

Was sein Gesicht anbelangt, so konnte man davon nichts Anderes sagen, als daß es im höchsten Grade auffallend war; so klein auch sein Hut war, ließ er doch nichts unbedeckt als die Stirn, die höchstens zwei Finger breit war, an diese Stirne schloß sich ohne Uebergang eine dünne breite, scharf gekrümmte Adlernase, deren schmale Nasenlöcher kaum die zum Athmen nöthige Luft einließen. Er hatte keinen Bart, wenn man nicht etliche wenige Borsten von röthlicher Farbe, die in weiten Zwischenräumen der rauhen Haut seiner Wangen entsproßten, so nennen wollte; ein dünner, zusammengekniffener Mund, zu dessen beiden Seiten stetes Lächeln zwei lustige Falten eingegraben hatte, und ein durchdringender, zuweilen kühner Blick unter dichten röthlichen Wimpern hervor, verliehen seiner Physiognomie einen seltsamen, aber nichts weniger als angenehmen Ausdruck, um so mehr als darin eine Art natürlicher Gutmüthigkeit, grenzenlose Habsucht und jener zähe Leichtsinn lagen, der fast allen Kindern des Londoner Pöbels eigen zu seyn pflegt. So war dieser Kerl beschaffen, wenn er in ruhigem Gemüthszustande war; kam er aber nur im Mindesten in eine Gemüthsbewegung, so lagerte sich über seine ganze Person noch ein tieferer Schatten von Häßlichkeit. Das Unangenehme seiner Bewegungen steigerte sich dann bis zum Widerwärtigen und Scheußlichen, und die zuckenden Runzeln seines Mundes, in Verbindung mit einem raschen, wider=

lichen Gebärdenspiel, verliehen seinem Gesicht einen Charakter von grausamer Kühnheit und kriechender Heuchelei.

Bevor wir seinen Namen nennen, den der Leser bereits kennt, wollen wir noch einen letzten Zug hinzufügen, der jedenfalls ein sehr origineller war; allenthalben nämlich, an seinen Beinkleidern, seinem Kittel, seiner Weste und sogar an seinem Hemde waren Taschen angebracht; sein Kittel allein zählte deren fünf und die größte davon, an einem Platze angebracht, wo man gewöhnlich keine Taschen sieht, hatte einen solchen Umfang, daß sie bis zur Mitte der Schenkel hinunterreichte. Der Vorsicht halben war sie mit Leder gefüttert; die andern aber sämmtlich ebenfalls groß und sorgfältig zusammengenäht, waren so gut wie möglich verborgen.

Dieser Mensch war Bob Lantern, der Mörder von Temple Church. Bob Lantern's fünfunddreißig andere Gefährten waren schon einige Minuten lang hier versammelt, als auf einmal hinter den grünen Vorhängen eine Stimme sich hören ließ:

„Seid Ihr Alle da?" fragte sie.

„Alle sammt und sonders, Herr Smith!" versetzte Tom Turnbull der vierschrötige Bursche, der eine gewisse Oberherrschaft über den Rest der Horde ausübte.

„Alle sammt und sonders!" widerholte im Falsett der kleine Snail.

Man hörte hierauf hinter dem Vorhang das kreischende durchdringende Geräusch der Federn eines Patentschlosses.

„Wie vergeßlich bin ich doch?" murmelte im selben Augenblick der unsichtbare Mr. Smith vor sich hin; „ich habe vergessen, meine Banknoten gegen klingende Münzen umzuwechseln; — heda, Nicholas!"

Da der Gerufene sich nicht schnell genug einstellte, zog er heftig an seiner Klingelschnur und Nicholas, der Lakai in dem feuerfarbenen Frak, trat alsbald durch eine innere Thür in den abgeschlossenen Raum, wo Mr.

Smith sich aufhielt. Dieser drückte ihm einen Pack Banknoten in die Hand und befahl ihm, sie beim Wechsler nebenan alsbald gegen Gold umzutauschen.

Nicholas entfernte sich.

„Habt Ihr's gehört, Jungen?" flüsterte Tom Turnbull seinen Gefährten zu, „er will Geld haben!"

„Freilich, freilich, Tommy mein Herzchen," erwiderte der dicke Charlie und spuckte seinen tabakgeschwärzten Speichel gerade auf die Mitte einer der weißen Steinplatten des Fußbodens; — „er läßt eben Geld holen."

„Charlie hat Recht!" sagte der kleine Snail, ein halbnackter Knabe, dessen gebrandmarkten Zügen schon alle Keime schlimmer Leidenschaften wie ein Brandmal aufgedrückt waren.

„Schweige, schweige Snail, verdammter Knirps!" versetzte Charlie barsch; — „man weiß, daß ich Recht habe, verwünschter Zwitter."

„Ja doch, Charlie, man weiß es," murmelte das Kind.

Tom Turnbull war leise aufgestanden und stieg jetzt schweigend auf die Bank, um über das Gitter hinwegsehen zu können.

„Was Teufels machst Du dann da, Tommy?" fragte ihn der dicke Charlie.

„Ja Tommy, was Teufels machst Du dann da?" setzte der kleine Snail in seinem dünnen Stimmchen hinzu.

Tommy sprang rasch wieder auf den Boden herab, mitten unter seine Gefährten hinein, die sich einstweilen erhoben hatten und ihn fragend anstierten, und legte den Finger verwarnend auf die Lippen.

„Schweigt!" rief er ihnen zu und winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten.

„Stille, stille!" widerholte Snail und machte verschiedene Anstrengungen, den Andern durch Winken Stillschweigen aufzuerlegen.

Charlie packte ihn am Ohr und verwies ihn zur

Ruhe. — „Gib Acht, verdammte Mißgeburt, ich werde Dich noch einmal zwischen meinen Knieen zerquetschen!“ flüsterte er ihm zu; — „nun Tom, was hast Du uns zu sagen?“

Snail miaute kläglich, Tommy aber winkte der ganzen Horde herbei, daß sie sich in einem Kreise um ihn her versammele.

„Denkt Euch,“ flüsterte er, ohne sich um die Klagelaute des Kleinen zu bekümmern, „hier hinten, kaum zwei Schritte von uns entfernt, befindet sich eine große eiserne Geldkasse und zu dem noch eine offene, die ganz voll ist, mit . . . was meint Ihr wohl?“

„Je nun, mit Geld,“ meinte Einer.

„Mit Silberbarren,“ widerholte ein Anderer.

„Keineswegs,“ versetzte Tom Turnbull.

„Je nun, mit Gold?“ fiel ein Dritter ein.

„Ebensowenig,“ erwiderte Tom.

„Stille da, in's Teufels Namen!“ sagte Tom Turnbull zu einem der Schwätzer, die sich mit gierigen Blicken zum Gitter heranbrängten; — „wer nicht Ruhe hält oder sich zum Gitter heranbrängt, den erwürge ich mit diesen Fäusten hier.“

Snail zog sich klugerweise in die hinterste Reihe zurück.

„Denkt Euch!“ fuhr Tom Turnbull fort; — „die ganze große eiserne Geldkasse ist bis zum Rande mit Banknoten angefüllt . . .“

Aller Augen funkelten, und rings im Kreise erhob sich ein dumpfes Murmeln. „Denkt Euch,“ fuhr Tom fort, — „kaum zwei Schritte von uns, hinter diesem Gitter hier, befindet sich so viel Geld, daß man jeden von uns damit zu Millionnär machen könnte.“

Das Murmeln vermehrte sich und leidenschaftliche Habgier zeigte sich auf allen Gesichtern, und jeder Blick maß die Stärke des Gitters.

„Geduld, meine Freunde, Geduld!“ sprach Mr. Smith von drinnen, weil er der Meinung war, die Bursche seyen

des langen Wartens schon überdrüssig. Herr Smith saß in diesem Augenblicke vor seinem Schreibtische und las ruhig die ungeheuren engen Spalten der Times. Es wäre uns nicht möglich, sein Portrait zu entwerfen; er mochte wohl eigentlich ein ziemlich schöner Mann seyn, allein eine große Brille und ein breiter Augenschirm von ungewöhnlicher Größe maskirten beinahe sein ganzes Gesicht.

„Millionnär!“ murmelte der kleine Snail; — „beim Teufel! es muß ein hübsches Handwerk seyn um einen Millionnär.“

„Millionär?“ widerholte Charlie der dicke Waterman.

„Ich sag' Euch, meine Jungen, nehmt Euch in Acht! hier gilt es Vorsicht,“ flüsterte eine Stimme, die man seither noch nicht gehört hatte.

„Bob Lantern?“ flüsterte man erstaunt von allen Seiten; — „wo Teufels kommst Du her, Bob Lantern?“

Der Angeredete hatte seine Stellung in der einsamen Fensternische verlassen und sich in die Gruppe gedrängt, welche Tom Turnbull in diesem Augenblicke umgab.

Jedermann hatte sich nun ihm zugewendet; er winkte mit der Hand, um Stillschweigen zu gebieten, blinzelte mit den Augen und versetzte flüsternd:

„Ich mache niemals mehr Geräusch als eben nothwendig ist, meine guten Jungen! Ich bin schon mit Euch hieher gekommen, um Euch von Seiten seiner Lordschaft eine Botschaft auszurichten; hätte ich jedoch gewußt, daß Ihr Euch als solche Spitzbuben betragen würdet ...“

„Schweige Du nur, Du ausgelernter Heuchler!“ sagte Tommy lachend zu ihm, — „Du bist gerade der Erste, der Hand mit anlegt; ich sage Dir, da drinnen liegen die Banknoten haufenweise! ...“

„S'ist freilich verteufelt verlockend!“ meinte Bob Lantern, dem sichtlich der Mund wässerte; — „wenn sich die Sache ganz verholen und ohne Geräusch abmachen ließe — ich will zwar nichts gesagt haben .... Der Kapitän kam doch hoffentlich nicht mit? ...“

Charlie verneinte.

„Dann ist der Anschlag freilich verteufelt verlockend!“ erwiderte Bob, der inzwischen reiflich nachgedacht zu haben schien.

Er schlich sich bis zum Gitter hin, und rüttelte vorsichtig daran.

„Geduld! meine Freunde! Geduld!“ sprach Mr. Smith, und fuhr fort sein Journal zu lesen.

„Das Gitter ist verteufelt stark!“ murmelte Bob, — „es ist zu stark, als daß wir es eindrücken könnten!“

„Zu stark?“ widerholte Turnbull achselzuckend; — „hört Ihr Bursche, seyd Ihr Männer?“

„Ja, Goddam!“ erwiderte der kleine Snail und warf sich in die Brust.

„Was sollen wir thun?“ erwiderten die Andern.

Tom gab keine Antwort, sondern sprang nur vorwärts und stieß mit seinen massiven Stiefeln auf das Getäfer, in welchem das Gitterwerk ruhte.

Das Gitterwerk erbebte, stürzte aber nicht zusammen.

„Was wollt Ihr? Was gibt's?“ rief Mr. Smith, erschrocken und in zornigem Tone.

Tom wollte seinen Stoß wiederholen, allein Bob Lantern hielt ihn zurück.

„Du machst zu viel Lärm, mein Junge!“ flüsterte er ihm zu; — „man muß es immer so einrichten, daß man nur einen einzigen Streich zu führen braucht!“

Bei diesen Worten stieß er, ohne einen Anlauf zu nehmen oder ohne daß es ihm auch nur im Mindesten schwer wurde, mit seinem eisenbeschlagenen Absatz so heftig gegen das Schloß des Gitterwerks, daß dieß in Trümmer zerschellte und die Thür sperrweit aufflog. Als dieß geschehen war, trat er rasch bei Seite und ließ die Masse sich in den innern abgeschlossenen Raum des Comptoirs stürzen.

„Ich habe nur einen einzigen Streich geführt,“ murmelte er mit vieler Zufriedenheit vor sich hin, — „allein er war verteufelt gut und that seine Schuldigkeit.“

Als die sechsunddreißig Belagerer in den inneren Raum hineinströmten, versuchte Mr. Smith, der schon durch Tom Turnbull's ersten vergeblichen Stoß gewarnt war, sich zur Wehre zu setzen; er hatte rasch seinen Schreibtisch zwischen die Thüre und die Casse gerückt und gab sich nun Mühe, die letztere zu verschließen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte, da er in seiner Verwirrung einen seiner Rockflügel unter den Deckel gebracht hatte, was alle seine Anstrengungen vereitelte.

„Geben Sie sich nicht so viel Mühe, Mr. Smith!" rief ihm Tom Turnbull trotzig zu; — „der Streich ist nun einmal gethan, und wenn Sie artig sind, sollen Sie mit uns theilen dürfen!"

„Elende Hallunken!" rief Herr Smith, und unter seinem Augenschirme zeigte sich der Untertheil seines Gesichts, das blässer war als eine Todtenmaske; — „ehe Ihr an diese Casse kommen sollt, müßt Ihr mich erst umbringen!"

„Oho! das wird bald geschehen seyn!" versetzte Tom Turnbull kaltblütig, und ein lautes teuflisches Gelächter von Seiten seiner Spießgesellen zollte diesem Spasse Beifall.

„God-dam! Das kann geschehen!" rief der kleine Snail; — „das wird wahrlich nicht viel Mühe kosten."

Bob Lantern streckte den Kopf hinter der Thüre hervor, und schielte lüstern und verschmitzt in die Casse hinein.

„Soviel ist gewiß," murmelte er vor sich hin, „daß dieser Handstreich wahrlich der Mühe werth wäre, allein man hat's schon oft erfahren, daß ein solcher Spaß ein verteufelt schlimmes Ende nimmt . . . ."

Der innere Raum des Comptoirs, der durch das Gitter abgeschlossen war, bildete so ziemlich die Hälfte des Gemachs, und war nach der gewöhnlichen Weise solcher Comptoirs meublirt; zur Rechten befand sich eine Thüre, welche zu den ungeheuren Magazinen des Handlungshauses Edward und Comp. führte, während zur

linken Seite eine Wendeltreppe die Verbindung mit dem oberen Stockwerke herstellte.

Die Belagerer nahmen sich gar nicht die Mühe, diesen Umstand näher ins Auge zu fassen, da sie jetzt anderer Seits zu sehr in Anspruch genommen waren. Während Tom Charlie und einige Andere den Tisch bei Seite rückten, den Mr. Smith wie einen Wall vor die Casse gerückt hatte, sprang ein Anderer, gelenker oder eilfertiger als die Uebrigen, auf den Tisch hinauf und rief:

„Nicht wahr Brüder, mir gebührt Halbpart? Ich darf den ersten Griff in die Kasse thun?"

„Recht so, Saunie!" rief die Menge.

„Herr Smith stellte plötzlich seine Anstrengungen ein, die Casse zu verschließen."

„Ja, Du sollst den ersten Griff thun dürfen!" rief er und fuhr hastig mit der Hand in den Busen, aus dem er ein Paar Pistolen herauszog. Er zielte, drückte los und Saunie stürzte zusammen, — sein Hirn spritzte über die Belagerer hin, welche betroffen zurückbebten.

„Aha! pfeift der Wind aus diesem Loche?" murmelte Bob Lantern vor sich hin, und zog sich hastig in die Nähe der Eingangsthüre zurück.

Die Andern folgten aber keineswegs seinem Beispiel. Tom Turnbull und Charlie sprangen vielmehr zu gleicher Zeit wieder vorwärts und stürzten sich auf Mr. Smith, den sie zu Boden warfen; Turnbull suchte schon nach seinem Messer, um dem Cassier den Garaus zu machen.

In diesem Augenblick machte sich eine höchst befremdende Erscheinung in dem Comptoir geltend; die Angreifer, mit Ausnahme von Turnbull und Charlie, schienen nämlich plötzlich von panischem Schreck ergriffen, ahmten das Beispiel von Bob Lantern nach, zogen sich hastig hinter das Gitter zurück und ließen Saunie's Leichnam unberührt auf dem Schreibtische liegen. Alle verbargen sich, so gut sie konnten, indem sie sich gesenkten Hauptes hinter das Gitter drückten wie Kinder, die ein strenger Lehrer über einem Fehltritt ertappt hat.

Die Ursache dieses jähen Schreckens war in Kurzem diese:

Beim Knall des Pistolenschusses, den man zwar auf der Straße draußen nur gedämpft vernehmen konnte, der aber im Innern des viereckigen Hauses Lärm genug gemacht haben mußte, hatte sich ein Mann in einer schwarzen Maske oben an der Wendeltreppe gezeigt und von dort heruntergeblickt, worauf er dann, ohne ein Wort zu sagen, langsam die Stufen der Treppe herabstieg.

Alle, mit Ausnahme von Charlie und Tom, die eben allzu ernst beschäftigt waren, hatten ihn gesehen.

Der Mann in der Maske redete nun den Cassier an und sprach zu ihm mit dem unerschrockensten Gleichmuthe:

„Wozu dieser Lärm, Mr. Smith? ... Ich bitte mir Ruhe aus — verweisen Sie diese Leute zum Stillschweigen!...“

Turnbull und Charlie ließen ihre Beute alsbald los, als sie diese Stimme hörten, und hoben den Kopf in die Höhe; auf einmal bebten sie aber ein Paar Schritte weit zurück und zitterten an allen Gliedern.

„Seine Lordschaft,“ sagte Tom.

Charlie nahm eine bittende Stellung an.

„Alle Wetter! Die sind nicht schlecht in die Dinte gerathen,“ murmelte Bob Lantern in seiner Ecke vor sich hin; — „es hat mir doch gleich ahnen wollen, daß diese verdammte Treppe irgend wohin führen müsse.

Seine Lordschaft schritt langsam wieder die Wendeltreppe hinauf und entfernte sich so unbemerkt als er gekommen war.

Charlie und Tom schlichen sich demüthig zu ihren Spießgesellen zurück; Herr Smith aber erhob sich und rückte seinen Schreibtisch wieder an die alte Stelle.

„Schafft mir diesen Kerl da aus den Augen!“ sagte kaltblütig und deutete auf Saunie's Leichnam.

„Sogleich, Mr. Smith!" erwiderte Turnbull mit kriechendem Respekt.

Mr. Smith öffnete die Times wieder, als ob nichts geschehen wäre und las an derselben Stelle fort, wo er unterbrochen worden war, bis Nicholas mit dem gewechselten Gelde zurückkommen würde.

8.

Zwei Seiten einer Straße.

Die fünfunddreißig Individuen, die so eben einen Anschlag auf die Casse des Hauses Edward und Comp. versucht hatten, blieben ein Paar Minuten verdutzt über den Eindruck, der ihrem Aufstand ein Ziel gesetzt. Der Eindruck mochte tief und lebhaft gewesen seyn, denn sie wagten sich nicht zu rühren, und gerade die ärgsten Schreier schienen am meisten verdutzt; Turnbull versteckte sich hinter Charlie, der vergebens seinen dicken Wanst in den Schatten des dürren kleinen Snail zu bringen suchte. Hinter Bob Lantern konnte sich keiner verstecken, weil dieser kühne Bursche sich gleichsam an die Wand angeklebt hatte.

Draußen hatten einige Krämer und sogar auch einige Großhändler ein Getöse zu vernehmen geglaubt, das Aehnlichkeit mit dem Knalle eines Pistolenschusses hatte; Mrs. Black eilte hastig zu Mrs. Brown und ward von dieser zu Mrs. Crubb geführt, die sich ihnen anschloß um gemeinschaftlich mit ihnen einen Besuch bei Mrs. Blomberry zu machen. Bei dieser Letztern trafen sie Mrs. Dodd, welche sich auf Mrs. Bull berief und hoch und theuer verschwor, daß das Gäßchen ohne Namen dermalen in der That vom Teufel unter der Firma Edward und Comp. bewohnt sey, worauf Mrs. Footes und Mrs. Croßcairn versicherten, daß dieses keineswegs eine

Unmöglichkeit sey. — Es erhub sich darüber manches fruchtlose Gewäsche, und die Damen insgesammt ersäuften ihre Vermuthungen in einigen Orhofts Thee.

Als jedoch ein Paar Minuten vorüber waren, regte sich der kleine Snail, der nicht lange ruhig auf Einem Platze bleiben konnte; Charlie richtete sich empor, Tom Turnbull hüstelte leise, und die Eisrinde, welche über der Horde lag, schien auf einmal gebrochen.

„Armer Saunie!" murmelte Tom Turnbull.

„Armer, guter Saunie!" widerholte der kleine Snail und stellte sich, als ob er weine; — „er wußte so hübsch zu bellen."

Der kleine Snail war ein Ausbund von einem jugendlichen Spitzbuben, aber bei alle dem eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er schien höchstens dreizehn Jahre alt zu seyn, allein sein bleiches, gelbes, welkes Gesicht voll Runzeln schien eher einem Greise anzugehören. Seine Züge hatten eigentlich einen doppelten Ausdruck, indem sie bald den vollkommensten thierischen Stumpfsinn annahmen, bald aber sich mit einem Strahl von Bosheit und Tücke verklärten, der wahrhaft teuflisch zu nennen war. Er hatte kaum die Größe eines eilfjährigen Kindes, denn seine dürren, hagern Glieder ohne Muskeln deuteten nicht darauf hin, daß er schon dem Alter der Mannbarkeit nahe war. Wie bei allen Kindern, gleichviel ob gut oder böse, ging sein hauptsächlichstes Bestreben dahin, sich die Wichtigkeit und das Ansehen eines Mannes zu geben und war, wie aus dem Obengesagten hervorgeht, auch bereits weit genug an der Leiter der Verworfenheit hinabgestiegen, um Ansprüche auf einige Bedeutung in seiner Art zu haben; sein Umgang und seine Umgebung wußten ihn auch in mancher Beziehung hoch zu schätzen.

„Warum hat uns Herr Smith nicht gleich zum Voraus gesagt, daß seine Lordschaft oben war?" murmelte Charlie und warf dem Cassier einen grollenden Blick zu; — „wir wären alsdann ruhig geblieben."

„Bah!“ flüsterte ihm Bob Lantern zu, „man hätte den Streich zu Ende führen können, wenn man nicht so viel Lärm gemacht hätte, was aber seine Lordschaft anbelangt, so müßte der wahrlich ein rechter Schlaukopf seyn, der im Voraus sagen könnte, wo seine Lordschaft im einen Augenblicke ist, oder wo nicht.“

„Kennst Du ihn denn, Bob?“ fragte Tom Turnbull mit glühender Neugier.

„Ich?...“ fragte Bob Lantern; — „seht Jungen, das Leben ist verteufelt theuer und ich möchte es nicht für eine solche Kleinigkeit hingeben; ich kümmere mich nur um meine eigenen, kleinen Geschäfte, soviel ist aber gewiß, daß Mr. Smith verdammt gut auf Saunie gezielt hat; das wird wahrlich Niemand läugnen wollen.“

„Der arme Saunie!“ murmelten einige Stimmen, und der kleine Snail setzte abermals in kläglichem Tone hinzu:

„Er bellte so gut.“

Bob verließ nun sein Plätzchen in der Ecke, trat auf den Leichnam zu und befühlte ihn mit wahrer Kennermiene.

„'s ist ein tüchtiger Junge,“ bemerkte er endlich; — „er hat eine hübsche Leiche abgegeben, und für einen Leichenhändler ist er noch immer seine Guinee unter Brüdern werth! — Wer hilft mir ihn forttragen?“

„Rühre sich Keiner vom Platz, dem seine Knochen lieb sind,“ rief Tom Turnbull, „die Leiche gehört mir.“

„Weshalb denn, Tom?“ fragte Bob Lantern.

„Weil ich ein guter Freund von Saunie war,“ versetzte der Andere und suchte eine Thräne aus den Augen zu drücken; — es ist daher auch nicht mehr als billig, daß ich mir seinen Leichnam zu Nutz mache!“

Dieses empfindsame Argument wurde von Jedermann für richtig befunden und Saunie's Leiche ward nun Tom Turnbull zugeschieden, weil er sein bester Freund gewesen war und ihn jetzt um eine Guinee an die Auferstehungsmänner verkaufen wollte.

Bob trat ärgerlich von dem Leichnam in seine Ecke zurück.

Im selben Augenblick trat Nicholas, der Lakai im feuerrothem Fracke, wieder in das Gemach, ohne das mannigfache Unglück zu ahnen, das sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte; da er jedoch über dem Anblick von Saunie's Leichnam und über das gesprengte Gitter nicht die mindeste Betroffenheit zeigte, ließ sich einigermaßen mit Recht annehmen, daß derartige seltsame Auftritte in dem Comptoir von Edward und Comp. nichts Seltenes seyn mochten.

Er stellte Mr. Smith einen schweren Sack zu, den dieser auf seinen Schreibtisch hinleerte, so daß derselbe bald über und über mit Gold bedeckt war. Mr. Smith machte sechsunddreißig kleine Häufchen von je fünf Guineen, zog dann aus einer der Schubladen des Schreibtisches eine Karte, auf der sechsunddreißig Namen eingeschrieben waren und las diese ab; so oft er einen Namen nannte, stellte sich ein Mann am Schiebfensterchen des Gitters ein und holte sich seinen Antheil im Betrag von fünf Guineen.

Als er Saunie's Namen nannte, drängten sich Turnbull und Bob Lantern zu gleicher Zeit hinzu.

„Ich war sein bester Freund," sprach Tom Turnbull wehmüthig und mit Nachdruck.

„Du hast ja schon den Leichnam!" erwiderte Bob und streckte die Hand aus, um nach dem Geld zu greifen.

Turnbull ballte seine plumben Fäuste. — „Zieh' Deine Hand zurück, oder ich erwürge Dich!" flüsterte er seinem Nebenbuhler zu.

Bob Lantern fuhr rasch mit der Hand unter das Bruststück seines Hemdes und erfaßte den Griff seines Messers, das er nie ablegte; seine krummen Beine reckten sich zu gleicher Zeit empor und seine Augen schossen glühende Blitze. Turnbull erbleichte und fuhr zurück, als fühle er das kalte Eisen bereits zwischen seinen Rippen.

Bob Lantern aber schien sich jetzt zu besinnen und

trat friedlich wieder in sein Eckchen zurück, denn es war ihm nicht entgangen, wie Mr. Smith jene fünf Guineen wieder an sich gezogen und sie zu dem Goldhaufen geworfen hatte, der auf der andern Seite des Schreibtisches lag.

Turnbull hatte es ebenfalls gesehen und sein erster Gedanke war gewesen, auf Mr. Smith los zu stürzen, allein er unterließ es weislich.

„Würde ich mich nicht vor Seiner Lordschaft fürchten, die der leibhaftige Teufel oder noch etwas Schlimmeres seyn muß, so würde ich Dir Deine grüne Brille in den Schädel hineinschlagen und Dich mit den Zähnen zerreißen, elender Knecht!“ murmelte er und schlang seinen wüthenden Zorn in sich hinein. — Mr. Smith hörte es vielleicht, that aber jedenfalls, als habe er es nicht gehört.

Das letzte Häufchen von fünf Guineen wurde gerade in demselben Augenblick fortgenommen, wo er den letzten Namen von der Liste ablas.

„Soweit wären wir quitt! Nun schafft mir die Leiche dieses Spitzbuben aus dem Gesicht!“ rief Herr Smith, auf den Cadaver des armen Saunie deutend; — „betragt Euch ein Andermal klüger.“

„Ich brauche einen Sack und Stroh, Mr. Smith!“ erwiderte Turnbull, „um den armen, guten Jungen da einzupacken.“

Mr. Smith schellte nach Nicholas, der einen Sack und Stroh herbeibrachte, und ehe man die Hand umwandte, war der unglückliche Saunie auf die normalste Weise emballirt und hatte die sprechendste Aehnlichkeit mit einem Fuhrmanns-Collo; in diesem Zustande ward er von Tom Turnbull auf die Schulter genommen und hinausgeschafft; die Andern folgten ihm langsam, und bald blieb Niemand mehr in dem Comptoir zurück, als Mr. Smith, Nicholas und Bob Lantern.

„Was machst Du da?“ fragte Mr. Smith den letztern.

„Ich warte,“ erwiderte Bob; — „Seine Lordschaft wünscht mich zu sprechen.“

„Dich?“ fragte Mr. Smith zweifelnd.

Bob blickte sich mit der naivsten Unverschämtheit im Zimmer um. — „Ich bin ja nur noch allein hier, bester Mr. Smith,“ erwiderte er; — „folglich kann es gar keinem Zweifel unterliegen.“

„Was kann denn Seine Lordschaft mit Dir haben wollen?“ fuhr Mr. Smith fort.

„Je nun, Dieß oder Das, bester Mr. Smith!“ versetzte Bob Lantern geheimnißvoll; — „vielleicht will er sich nach dem Befinden meiner Familie bei mir erkundigen; — soviel ist gewiß, daß er mich hieher bestellt hat und auf mich wartet.“

„Nicholas,“ sprach Mr. Smith zu diesem, — „geh' hinauf und frage Seine Lordschaft, ob sie diesem Herrn hier Audienz geben will.“

„Mit Nichten,“ fiel ihm Bob ins Wort; — „ich mag die vielen Umstände nicht leiden ... fragt nur einfach Seine Lordschaft, ob sie dem armen Bob Lantern auf einen Augenblick Audienz geben will

Eine Weile später stieg Bob die Wendeltreppe hinauf, welche zum obern Stockwerke führte und betrat mit seinen plumpen, schmutzigen Sohlen die weichen Teppiche eines schönen Salons. Nicholas schritt mit voran und führte ihn nicht nur durch den Salon selbst, sondern auch noch durch drei oder vier andere prachtvoll meublirte Gemächer, wo er Gelegenheit fand, ein halbes Dutzend kostbarer Gegenstände in den Abgrund seiner Ledertasche verschwinden zu lassen.

„Das will ich Temperance (Bob Lantern's Weib, eigentlich Mäßigkeit; wir werden später sehen, in wie fern die Person, welche diesen Namen führt, ihn rechtfertigt) heimbringen!“ murmelte er jedesmal, wenn er wieder einen Gegenstand einsackte.

Das letzte Gemach, in das er geführt wurde, war eine Art großen Boudoirs, dessen Fenster gerade auf Corn-Hill hinausreichte. An einem der Fenster, dessen dichte Vorhänge so weit zurückgeschlagen waren, daß die bleiche

Sonne des Dezember-Morgens einen breiten Lichtstrom ins Zimmer senden konnte, dehnte sich auf einer sammtenen Bergère halb liegend, halb sitzend, unser schöner Träumer aus Temple Church, aus einer langer orientalischen Pfeife mit Bernstein-Mundstück rauchend. Er war bleich, niedergeschlagen, abgespannt, und seine Haltung deutete auf jene ungewöhnliche Stumpfheit, welche meist auf eine durchschwärmte Nacht zu folgen pflegt; um seine großen blauen Augen lagerte sich ein dunkler, tiefer Kreis von Biesterfarbe; Alles an ihm, bis auf die beinahe durchsichtige Weiße seiner unbedeckten Hand, deutete auf eine krankhafte Erschlaffung hin.

Vor ihm kauerte ein kleiner Neger, ein lebendiges Pult, und hielt ein offenes Buch in seinen Händen, auf dessen Seiten Mr. Edward von Zeit zu Zeit zerstreute Blicke warf. Ihm zur Seite lagen auf einem Lehnstuhle eine schwarze Maske und eine kurze Sackpistole mit vier Läufen.

Die Maske haben wir schon gesehen und die Pistole hätte vermuthlich auch ihren ehernen Mund aufgethan, wenn die Angreifer im Erdgeschoße es versucht haben würden, ferner Widerstand zu leisten, nachdem Seine Lordschaft einmal die Wendeltreppe herabgestiegen war.

Beim Geräusch von Bob Lantern's Schritten griff Mr. Edward instinktmäßig nach seiner Maske und bedeckte sich rasch das Gesicht damit, legte sie jedoch, sobald er den Eintretenden erkannt hatte, eben so schnell wieder ab.

Bob trat mit kriechend zusammengekrümmtem Körper vorwärts, machte bei jedem Schritt die komischsten linkischsten Verbeugungen und wollte jede Arabeske des Teppichs umgehen, als ob er den Fuß nicht darauf zu setzen wagte. Mr. Edward winkte ihm näher und sandte zugleich durch ein Kopfnicken den Neger aus dem Gemach.

„Was willst Du hier?“ fragte er Bob barsch.

Dieser verzerrte seine dünnen bleichen Lippen zu einem heuchlerischen Lächeln.

„Ich komme, wenn's Ihre Lordschaft erlauben, um

Ihnen einen guten Morgen zu bringen und zugleich mich des Auftrags zu erledigen, welche Ihre Lordschaft mir gegeben hat."

Bei den letzten Worten blinzelte er recht pfiffig mit den Augen.

„Ich kann mich nicht mehr erinnern," sagte Mr. Edward rasch; — „Du mußt Dich etwas näher erklären, wenn ich Dich verstehen solle."

„Ei, recht gerne!" meinte Bob Lantern, — „sollte denn Eure Lordschaft bereits Temple Church und das hübsche Mädchen mit dem Klingenbeutel vergessen haben? ... Meiner Seele! die kleine Miß war doch allerliebst ..."

Edward mußte sie in der That vergessen haben oder hatte wenigstens in diesem Augenblick seine Gedanken anders wo. Allein diese wenigen Worte reichten hin, ihm den Auftritt des vorigen Abends wieder in's Gedächtniß zu rufen. Die Empfindungen, welche jener Auftritt von dem Temple Church in ihm wach gerufen hatte, waren von so zarter, anmuthiger und doch zugleich so lebhafter Art, daß er gleichsam noch jetzt einen Nachgeschmack von ihnen empfand; er legte die Hand über die Augen, als wolle er die flüchtigen Bilder jenes Abends sich noch einmal im Innern vergegenwärtigen.

„Ja!" murmelte er nach einer kurzen Pause vor sich hin, es war ein wunderliebliches, reizendes Mädchen! Wie viel heilige Andacht und innige Glut lag nicht in ihrer Haltung, in ihrer Gebärde! Wie viel kindliche Unbefangenheit und keusche Unwissenheit in ihrem Blick! Wie viel Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit! Und welches Gemüth klang nicht in dem Ton ihrer Stimme durch, und wie viel Liebenswürdigkeit schien nicht über ihr ganzes Wesen gebreitet.

„Darauf will ich mich hängen lassen!" meinte Bob Lantern, — „daß es ein Mädchen ist, wie man es nicht alle Tage findet."

Edward ließ hastig die Hand von den Augen sinken, und blickte Bob Lantern forschend ins Gesicht.

„Ich hatte Dir einen Auftrag gegeben, nicht wahr?“ fragte er ihn.

„Allerdings,“ versetzte Bob, — „und darum eben habe ich mir ja die Freiheit genommen, Ew. Lordschaft meine Aufwartung zu machen! — Ich bin dem jungen Mädchen oder vielmehr den beiden, die mit dem langen Gelbschnabel gingen, auf dem Fuße nachgefolgt — beiläufig gesagt, er hat mich nach Ihrem Namen gefragt!“

„Wer?“ forschte Mr. Edward.

„Je nun, der Gelbschnabel!“ versetzte Bob Lantern; „er gab mir einen nagelneuen Sovereign für meine Mühe.“

„Und Du hast sie ihm genannt?“

„Daß ich ein Narr gewesen wäre,“ meinte Bob lachend; — „nicht das Mindeste hat er von mir erfahren, gnädigster Herr; — das heiß' ich gut bezahlt, nicht wahr?“

„Und wo wohnt dann das junge Mädchen?“ forschte Mr. Edward.

„Was Das anbelangt, gnädigster Herr,“ entgegnete Bob Lantern, — „so hätten Sie wahrlich nicht nöthig, ein Cab (Mieth-Cabriolet) zu nehmen, wenn Sie ihm einen Besuch abstatten wollten, und ich dachte sogleich bei mir: das schickt sich ja ganz allerliebst! es ist gerade, als sollte es so seyn! . .“

„Und wo wohnt sie?“ fiel ihm Edward ungeduldig in's Wort und sah ihn zürnend an.

Bob Lantern nahm wieder sein unheimliches, scheeles Lächeln an.

„So nahe,“ erwiderte er, — „daß Sie sie fast mit der Hand erreichen könnten — gerade Ihnen gegenüber, gnädigster Herr, auf der andern Seite der Straße!“

Edward wandte mit einer Art instinktmäßiger Bewegung den Kopf rasch um und folgte mit den Augen der Handbewegung Bob's, der nach den Fenstern im

zweiten Stockwerk eines Hauses jenseits der Straße hindeutete. Die Bewegung war so rasch, daß ein allerliebstes, junges Mädchengesicht, welches sich hinter einem neugierig aufgehobenen Vorhange zur Hälfte zeigte, nicht mehr die Zeit hatte, sich zu verbergen; Edward warf ihm einen Blick zu, in welchem wenigstens drei oder vier Liebeserklärungen lagen. Purpurröthe überflog das Antlitz des jungen Mädchens, das sich hastig abwandte und den Vorhang fallen ließ.

„Sie ist es!“ rief Mr. Edward; — „es war mir zwar unmöglich, ihre Haare zu sehen, allein ich bin überzeugt, daß sie es war! — Wie ist es Dir denn gelungen zu erfahren, daß sie in diesem Stockwerke wohnt?“

„Das will ich Ihnen gleich auseinandersetzen,“ entgegnete Bob; — „ich kann natürlich nicht an den Thüren pochen, weil mein Aufzug da nicht gerade sonderlich viel Vertrauen einflößt . . . Als nun die beiden hübschen Miß und ihr langer Gelbschnabel ins Haus dort getreten waren, blieb ich unten auf der Straße stehen und riß, wie sich denken läßt, erstaunt Mund und Nase auf. Da kam mir plötzlich ein Einfall; ich sah nämlich in die Höhe und bemerkte, daß alle Fenster im ganzen Haus erleuchtet waren, bis auf die im zweiten Stocke, hinter denen erst nach drei Minuten Licht erschien, . . . so lange mag der Gelbschnabel wohl gebraucht haben, um Feuer zu schlagen . . .“

Wie weit erstreckt sich nicht die Logik, und auf welche Personen dehnt sie sich nicht aus! Mr. Edward mußte ohne Zweifel dieses Argument unwiderlegbar finden, da er darüber beifällig mit dem Kopfe nickte.

„Schon gut,“ sagte er; — „geh' hinunter zu Mr. Smith und laß Dich für Deine Mühe bezahlen.“

„Hm!“ meinte Bob Lantern mit einiger Verlegenheit — „wenn's dem gnädigen Herrn einerlei wäre, so würde es mir fast lieber seyn, wenn ich mein Trinkgeld aus der Hand Eurer Lordschaft empfinge . . .“

„Weßhalb denn?“ fragte Mr. Edward.

„Das Leben ist verdammt theuer!“ versetzte Bob Lantern zaudernd, — „und zudem . . . . zudem . . . . könnte es Mr. Smith einfallen . . . mir zu sagen, er habe mich ja bereits bezahlt.“

Mr. Edward warf ihm zwei Sovereignes zu und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bob Lantern küßte die beiden Goldstücke, wie es die Bettler gewöhnlich mit dem Almosen zu thun pflegen, das man ihnen gibt.

„Gott segne Ew. Lordschaft!“ rief er laut; während er sich jedoch zurückzog, murmelte er leise und unwillig vor sich hin: „Verwünscht! vierzig lumpige Schillinge, wenn er dem Mädchen mit dem Klingenbeutel Banknoten im Werth von zehn Pfund beisteuert! . . . . . Das ist wahrlich nicht recht! — Vielleicht wäre der Gelbschnabel freigebiger als er, und ich hätte wahrlich große Lust, zu erproben, ob mich meine Vermuthung nicht trügt.“

Mr. Edward war in seinem Lehnstuhle sitzen geblieben und stierte noch immer nach dem Fenster hinüber, hinter dessen Scheiben sich jetzt die diskreten neidischen Falten eines undurchsichtigen Vorhangs zeigten. Er rief sich die Erinnerungen aus Temple-Church wieder zurück und gab sich Mühe, in Gedanken jenen prächtigen Palast zauberischer Poesie wieder aufzubauen, worin er am vorigen Abende so sanft eingeschlummert war. Seltsame, zudringliche Einfälle durchkreuzten zwar zuweilen seinen Traum, allein er entschlug sich ihrer und verschlang mit eifersüchtiger Hast die wenigen Tropfen mystischer Poesie, die er noch im Becher übrig gelassen hatte. Er glaubte von Neuem und zwar besser als in der Wirklichkeit die heilige Melodie der frommen Hymnen zu hören, er sah das Antlitz des schönen, jungen Mädchens, dessen Erscheinung seine Träumerei so schön geweckt hatte, noch tausendmal engelhafter und anmuthiger in dem holden Rahmen ihrer glänzend braunen Haare, als damals, wo er, an einen Pfeiler der Temple-Kirche gelehnt, seine

ganze Seele in die Erinnerung an die Frömmigkeit, reine Liebe und Unschuld seiner Jugend versenkt hatte...

Er war so in den Vollgenuß des willkührlich hervorgerufenen Traums vertieft, daß er es gar nicht inne wurde, wie der Vorhang des Fensters ihm gegenüber von Neuem emporgehoben wurde und die schöne Stirn von Clary Mac-Farlane sich zum Zweitenmale dahinter zeigte und nicht nur ihr frisches, ernstes Gesicht, sondern ihre ganze reizende Büste erblicken ließ. Das junge Mädchen heftete auf ihn einen jener langen und durchdringenden Blicke, welche Stephan Mac-Nab schon am vorigen Abende im Tempel Church so sehr befremdet hatte; das Auge des schönen Kindes haftete glühend, aber schwermüthig auf Edward's schönem Antlitz und schien sich gar nicht davon abwenden zu können. Clary war noch blässer, als am vorigen Abende, und unter ihren wehmüthig verzogenen Augenliedern bemerkte man Spuren von Thränen, und ihre Wange verrieth die Pein einer langen schlaflosen Winternacht. Je mehr sie inzwischen Edward betrachtete, desto lieblicher hellte sich allmählig ihre ganze Physiognomie auf; ihre Traurigkeit wich allmählig einer stillen Wehmuth, die sich selbst wieder nach und nach in ein inniges, erhabenes Glück umgestaltete.

Clary war in diesem Augenblick sehr schön, denn ihr ganzes Wesen gab sich in seiner ursprünglichen Beschaffenheit kund; ihre keusche aber leidenschaftliche Seele strahlte durch das Feuer ihres Blicks hindurch, ihr Busen wogte gewaltsam und ihr Athem fiel glühend und trocken auf die Glasscheibe des Fensters, dessen Durchsichtigkeit sich allmählig unter seinem Einfluß verdunkelte; ihre Lippe erbleichte und murmelte bebend seltsame Worte, zu deren Mitschuldigen sich ihr Wille und ihr Geist nicht bekannten; Clary liebte Edward, sie liebte ihn mit jener tiefen, begeisterten, glühenden Liebe, welche Einsamkeit und fast klösterliche Sittenreinheit bei jenen edelmüthigen Naturen hervorruft, deren eigene Gluth unter der ruhigen Oberfläche gährt, wie eine geistige Flüssigkeit, welche man

allzu sorgfältig vom Zutritt der Luft getrennt hat. Entfernt vom Treiben der Welt und in blinder Ergebung in die bescheidene, harmlose Lebensbahn, worein ihre Angehörigen sie versetzt hatten, hatte sie keine Gelegenheit, das Uebermaß von Kraft, welches die frischen, üppigen Säfte ihrer Jugend gleichsam durch ihre Adern ergossen, auf nützliche, gleichsam frivole Dinge zu verwenden. Die aufgehäufte Kraft sammelte sich vielmehr noch in immer reicherem Maße an und verlangte einen Ausweg, einen Abzugskanal.

Clary und ihre jüngere Schwester Anna hatten ihre Kindheit zu Lochmaben verlebt, woselbst Mr. Mac Farlane, ihr Vater, die erste obrigkeitliche Würde begleitete. Anna und Clary hatten ihre Mutter gerade in dem Alter verloren, wo jedes junge Mädchen am meisten der liebevollen Pflege und des Unterrichts einer Mutter bedarf. Mr. Mac Farlane behielt sie hierauf noch einige Jahre bei sich, bis auf einmal, — Clary war zu jener Zeit noch sehr jung, erinnerte sich aber nichts desto weniger aller Umstände der damaligen Zeit mit ziemlicher Bestimmtheit — in dem Betragen des Mr. Mac Farlane eine auffallende Veränderung vorging, und über seine Handlungsweise eine ganz ungewöhnliche Geheimnißthuerei sich verbreitete. Unbekannte Männer erhielten Zutritt in seinem Hause und hatten lange und häufige Unterredungen unter vier Augen mit ihm. Dabei machte er noch zuweilen geheimnißvolle Reisen, deren Zweck und Motiv Niemand zu ergründen vermochte.

Gerade um jene Zeit bat er seine Schwester, Mrs. Mac-Nab, die durch Familienbeziehungen zum Aufenthalt in London genöthigt wurde, sich der Erziehung und Aufsicht seiner beiden Töchter anzunehmen; wenn Clary diese Umstände mit den Begebenheiten verglich, welche seit einiger Zeit das idyllische, friedliche Leben im Hause ihres Vaters unterbrochen hatten, so kam sie unwillkührlich auf die Vermuthung, ihr Vater wünsche sich ihrer kindlichen Beobachtung zu entledigen und müsse wohl seine guten

Gründe haben, weßhalb er sie aus seiner Umgebung entferne.

Stephan's Mutter war zu der Zeit, wo ihr dieser Vorschlag gemacht wurde, schon seit mehreren Jahren Wittwe und blieb noch immer unter dem Eindruck und den Folgen einer entsetzlichen Katastrophe, welche ihr das Leben ihres Gatten gekostet hatte, denn Mr. Mac-Nab war durch Meuchelmord gefallen. Dieß war auch der Grund, warum sie ihrer Nichte bei ihrer Ankunft mit sanftem Wohlwollen, allein ohne jenen liebevollen Eifer von Verwandten entgegenkam; jemehr indeß die Heftigkeit ihres Schmerzes sich legte, desto liebevoller ward sie gegen ihre Nichten und desto mehr wußte sie das treffliche Gemüth derselben zu schätzen. Clary und Anna hatten zwar gar keine Aehnlichkeit untereinander, allein sie waren beide gleich sehr liebenswürdig und von gleich gutem Herzen, so daß es gar nicht zu verwundern war, daß die Zuneigung von Mrs. Mac-Nab sich am Ende zu wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit umgestaltete.

So oft Mr. Mac Farlane nach London kam — beiläufig gesagt, waren diese Besuche nicht sehr häufig — zitterte die Dame bei dem Gedanken, ihr Bruder sey vielleicht in der Absicht gekommen, seine beiden Töchter wieder mit sich nach Hause zu nehmen. Darin hatte sie jedoch ganz Unrecht, da es Mr. Mac Farlane nicht im Entferntesten einfiel, sich auf's Neue mit der Erziehung und Ueberwachung seiner Töchter zu quälen; ja, er verbrachte sogar die kurze Zeit seines Aufenthalts in London in ewigen und unausgesetzten Besuchen, die er durch jenes Wort, das sich auf Zwecke aller Art anwenden läßt, nämlich „Geschäfte" zu entschuldigen und dadurch jeder indiscreten Neugierde vorzubeugen suchte. Bei jedem neuen Besuche in London bemerkten Anna und Clary mit Bedauern den raschen Wechsel, der mit ihrem Vater vorging; er alterte vor der Zeit und war noch nicht fünfzig Jahre alt, als auch schon seine bleiche, runzelvolle Stirn von keiner einzigen Locke mehr umschattet wurde. Die

beiden armen Mädchen hätten es sich gerne angelegen seyn lassen, jenen geheimen Schmerz ihres Vaters zu trösten, dessen Spuren sich so unläugbar in seiner ganzen Erscheinung ausdrückten, allein Mr. Mac Farlane war kein Freund von zudringlichen Fragen, und als er Clary und Anna eines Tages bei einem ähnlichen Beginnen barsch zum Stillschweigen verwiesen hatte, wollten sie nicht weiter in ihn dringen und begnügten sich, schweigend ihren Vater zu beklagen.

Stephan Mac-Nab ahmte darin seiner Mutter nach, daß er eine innige Neigung zu seinen Cousinen faßte; der Tod seines Vaters, bei dem er zufällig Augenzeuge gewesen war, hatte mit furchtbarer erschütternder Gewalt auf seine jungen Geisteskräfte eingewirkt; er war damals freilich nur ein Kind gewesen und der Lauf der Zeit hatte seine Verstandeskräfte allmählig entwickelt und gekräftigt; allein das Andenken an den Tod seines Vaters und das Bild des Mörders waren mit blutigen, unvergeßlichen Zügen seinem Gedächtnisse eingegraben. Der Mörder, den er nur auf einen Augenblick hatte sehen können, als diesem die verhüllende Maske vom Gesicht gefallen war, hatte zwar in seiner Erinnerung keine bestimmte und stets gegenwärtige Gestalt angenommen, allein Ein Umstand blieb lichtvoll und genau in seinem Gedächtnisse haften: Der Mörder war ein großer, starker Mann mit geschmeidigen Gliedern; in demselben Augenblick, wo das Abfallen der Maske ihm seine Züge entdeckt hatte, war er betroffen gewesen, seine schwarzen Wimpern hatten sich unter der gerunzelten Stirn zusammengezogen und zeichneten auf seiner gerötheten Stirn die unterbrochene Linie einer langen, weißen Narbe äußerst deutlich ab; wachend und im Traume schwebte dieser Umstand Stephan unaufhörlich vor, und jedesmal, so oft das allzutreue Gedächtniß ihm phantasmagorisch das Bild des Mörders vor die Augen zauberte, wallte sein Zorn mächtig auf und er erbebte vor einer mächtigen Sehnsucht nach Rache.

Stephan war bei all dem nichts weniger als abenteuerlicher romanhafter Natur; in London erzogen, diesem großen Mittelpunkte des materiellen Lebens, hatte er zehn Jahre in den Collegien und auf der Universität Oxford im Kreise jener ehrgeizigen Gelehrten und sceptischen Bevölkerung verlebt, die nur um des künftigen Lebenszweckes willen studirt und der das Studium im Voraus und mit dem ersten Schritte eine gewisse Abneigung oder ein Mißtrauen in jedem poetischen Glauben oder Aberglauben einflößt. Auf diese Weise hatte Stephan nicht Gefahr laufen können sich auf jene verderblichen Nebenpfade zu verirren, auf welche die Einbildungskraft in ihrem Uebermaße zuweilen die Jugend verführt. Zudem war er ein Schotte, d. h. ein kaltblütiger, besonnener, vorsichtiger und starker Charakter. Dem ursprünglichen Hange seines Naturells gemäß und nach dem Beispiele seiner ganzen Umgebung von Professoren und Studiengenossen hatte er sich vom ersten Augenblick an jeden Glaubens entschlagen und seine Seele nüchtern gemacht durch die kalte Reflexion des grübelnden Verstandes, allein der ehrbare, gute, tüchtige Kern in ihm hatte sich gewaltsam gegen die Leere gesperrt, welche er seinem Bewußtseyn aufzudringen suchte, und er war wieder zum Glauben und Christenthum zurückgekehrt, weil er ein Mann von Gemüth war.

Hiezu hatten die Gewohnheiten seiner Jugend, der Rath seiner Mutter und vor Allem der sänftigende Umgang mit seinen anmuthigen Cousinen nicht wenig beigetragen.

Nachdem er diese Klippe ein für allemal umschifft, war Stephan bei seinem Abgang von Oxford das, was er seyn mußte, nämlich ein junger Arzt von hinlänglicher Bildung und Gelehrsamkeit, ein Mann von schätzbarem Geiste und positiver Richtung, mit einem Herzen, das für innige Liebe empfänglich war, aber nicht unter dem Einflusse jener entsetzlichen Leidenschaften stund, die das Leben aufreiben und zerstören, und das ebenso wenig jener empfindsamen Zärtlichkeit fähig gewesen wäre,

welche unsere modernen Elegiendichter uns vorsingen und welche uns unter der dumpfen, prosaischen Atmosphäre, welche unsere erschöpften Lungen einathmen, nur als unmögliche, aber reizende Chimäre erscheinen kann.

Man hat Bekanntschaften Duzendweise, die man angelegentlich und häufig genug besucht; einen Freund aber, den einzigen, den man hat, sieht man, das will schon viel heißen, kaum einmal im ganzen Monat. In diesem Falle befand sich Stephan; London lieferte ihm Genossen, wie sie Einem zum Zeitvertreib recht willkommen sind, die man aber auch mit wahrhaftem Vergnügen wieder vergißt, wenn man nach Zeit und Umständen von anderen ernsteren Beschäftigungen in Anspruch genommen wird. Stephan sah solcher Bekannten eine Masse und zwar täglich, weil sein Stand als Arzt ihm leider ausnehmend viele Muße gewährte.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts auf der Universität hatte er jedoch eine ernstere Freundschaft geschlossen, die sogar die Trennung überlebte, welche die meisten jungen Leute von verschiedenen Ständen bei dem ersten Eintritt in die Welt unerbittlich auseinanderreißt und die sich, was noch mehr heißen will, nach dieser Trennung sogar in eine dauernde, wahre Freundschaft verwandelte. Stephan und sein alter Jugendgefährte liebten sich vielleicht um so mehr, als Alles an ihnen verschieden, ja sogar vielleicht entgegengesetzt war oder in offenstem Widerspruche stand; der Eine war nämlich der Sohn eines Bürgers, während der Andere dem höchsten Adel Englands angehörte; der stolze, energische Edelmann, der mit romanhafter Aufopferung seine ganze Zukunft und sein Lebensglück in eine bis zum Götzendienst gesteigerte Liebe legte, bildete dadurch das Gegenstück des Physician (Arztes), dessen Charakter zwar auch Festigkeit und dessen Herz jenen Grad von Tapferkeit besaß, der jedem Mann von Ehre eigen ist, welcher jedoch Nichts in's Extrem trieb und auf den Titel eines Helden durchmachen konnte

Der Freund von Stephan Mac-Nab war Mr. Frank Perceval.

Der gestrige Tag war für Stephan ein höchst bedeutungsvoller gewesen; er hatte nämlich an demselben seine Wahl zwischen beiden Cousinen getroffen, die er seither mit gleicher Zärtlichkeit zu lieben geglaubt hatte. Seine Liebe nämlich, die ihm in Ermanglung von Hemmnissen seither selbst verborgen und unbewußt war, enthüllte sich ihm jetzt fast auf gewaltsame Weise; das Bewußtseyn seiner Liebe, das sich ihm so plötzlich eröffnet hatte, war nicht ohne Einfluß auf seine ganze Lebensweise und seinen Gemüthszustand, und es war keine geringe Veränderung, daß Stephan seit dem Auftritt im Temple zum Träumer geworden war; er hatte die ganze Nacht geseufzt wie ein junger Theaterheld und stand jetzt unter dem Einfluß jenes Schmachtens und jener Sehnsucht, welche die erste Liebe in jeder Seele wach rief, und wäre diese auch noch so wenig für Empfindelei empfänglich gewesen!

Darum war er auch schon am vorigen Abende in einem Zustande tiefer Niedergeschlagenheit in das Haus seiner Mutter zurückgekehrt; er war gerade auf diesen Abend zu einem Ball unter der vornehmsten Gesellschaft, zu dem Ball des Lord James Trevor, eingeladen gewesen. Ein Ball nun ist für einen Mann von Stephan's Alter gewiß etwas höchst Anziehendes, zumal wenn ihm dadurch zum Erstenmal der Zutritt in eine ihm unbekannte Welt eröffnet wird, wie dieß bei unserem jungen Arzte der Fall war. Auf Schottlands Grenze, in der Grafschaft Dumfries geboren, woselbst Lord Trevor prachtvolle Ländereien besaß, hatte er sich von Seiten dieses vornehmen Herrn desselben Zutrauens und der gleichen Achtung zu erfreuen, womit Lord Trevor einst seinen Vater beehrt hatte. Als Stephan dem Lord sich neulich hatte vorstellen lassen, war er von diesem mit all der Herzlichkeit empfangen worden, die ein Freund dem Sohne seines Freundes zollt, und der Lord hatte sich

von Herzen gerne unter die künftigen Clienten des jungen Arztes gemeldet. Dieser Beweis von Vertrauen schmeichelte nicht nur Stephan mehr, als wir zu sagen vermöchten, sondern gewährte ihm auch von selbst und natürlicherweise Zutritt in dem Hotel, sowie es auch der Grund gewesen war, daß er ein Einladungsschreiben empfangen hatte, das ihm im Lauf der letzten acht Tage vollauf zu schaffen gemacht; trotz dem blieb Stephan nun um die Zeit, wo er sich in den Ballstaat hätte werfen und die seidenen Strümpfe hätte anziehen sollen, regungslos und schmollend dem halb erloschenen Kaminfeuer gegenüber sitzen.

Um zehn Uhr Abends pochte Miß Mac-Nab leise an seiner Thüre. — „Nun, lieber Stephan!" rief sie eben so verwundert als mit sanftem Vorwurf herein; — „Du besuchst den Ball nicht, wie es scheint."

„Ich hätte jeden ihrer Blicke mit einem halben Jahre meines Lebens bezahlt!" rief Stephan mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Diese Antwort gibt uns hinreichend Bescheid über die Gedanken, welche Stephan so eben durch den Sinn gingen; er dachte an Clary und an jenen abscheulichen verhaßten Unbekannten von Temple-Church, der so schön, so reich, so hochmüthig und doch so wegwerfend war . . . .

„Hast Du Dich denn anders besonnen, lieber Stephan? willst Du also gar nicht auf den Ball gehen?" fragte die alte Dame abermals.

„Wozu auch?" rief Stephan zürnend; — „was sollte ich unter jenem stolzen Adel thun, der sich entweder über mich lustig machen oder mich keines Blickes würdigen wird? . . . Ich verachte den Adel, ich hasse ihn, Mutter!"

Und leise murmelnd und in finsterem Groll flüsterte er noch vor sich hin:

„Ich bin überzeugt, jener eitle Mensch, der so freigebig mit seinen Banknoten um sich warf, ist mindestens ein Graf."

„Ei, ei, Stephan!“ versetzte Miß Mac-Nab in vorwurfsvollem Tone, — „Du scheinst ja ganz zu vergessen, daß Dein guter Vater die Achtung aller Edelleute und Ehrenmänner besaß. Ihre Achtung und ihre Freundschaft!“ setzte sie mit Nachdruck und einer leisen Regung von Stolz hinzu. — „Unsere Familie gehört zwar nicht zum Adel, allein sie steht jedenfalls noch hoch über den Londoner Bürgern, denn der Clan der Mac-Nabs . . . .“

„Je nun, was geht das mich an, Mutter?“ fiel ihr Stephan ungeduldig in's Wort.

Miß Mac-Nab betrachtete ihn erstaunten Blickes.

„Wie kommst Du mir vor, mein Sohn? Du führst heute Abend so seltsame Reden!“ sagte sie; — „Du mußt irgend Unannehmlichkeiten gehabt haben; mit dem Ball kannst Du es ja halten, wie Du willst, denn ich kam nicht einzig nur in der Absicht hieher, Dich daran zu erinnern — ich bringe Dir vielmehr einen Brief — allein Du hast sicher keine Lust, ihn zu lesen, da er, glaube ich, von einem ächten, wahren Edelmanne herrührt.“

„Von Frank?“ rief Stephan, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen, und sein Gesicht heiterte sich plötzlich auf.

„Ich kenne seine Briefe nachgerade an der Handschrift,“ sagte die Mutter, — „weil ich gesehen habe, wie viel Freude Dir seine Briefe gewähren.“

Stephan küßte seine Mutter auf eine Weise, die um Verzeihung bat für seine üble Laune.

„Er langt noch heute hier an,“ rief er, nachdem er die ersten Zeilen durchlesen hatte; — „er muß schon angekommen seyn, der arme Frank; auch er ist sicherlich sehr unglücklich!“

„Auch Er?“ wiederholte Miß Mac-Nab; — „solltest denn Du Dich unglücklich fühlen, Stephan?“

Er versuchte zu lächeln; die gute Mutter ließ sich dadurch beruhigen und verließ nach zärtlichem Gutenacht das Zimmer ihres Sohnes, um sich zur Ruhe zu legen.

Kaum war sie fortgegangen, als wiederum zweimal

leise an die Thüre gepocht wurde und eine sanfte Mädchenstimme schüchtern durch's Schlüsselloch die Worte hereinflüsterte:

„Ich danke Dir recht herzlich, liebes gutes Vetterchen!"

Er hörte hierauf, wie die Sprecherin mit dem leichten Tritt einer Gazelle rasch und leise die Stufen der Treppe hinauf rauschte, welche zu den obern Stockwerken führte.

Hier müssen wir dem Leser beiläufig mittheilen, daß die hübsche Anna schon seit acht Tagen ihre ganze Beredtsamkeit aufgeboten hatte, um Stephan von seinem Vorhaben abzubringen, den Ball in Trevor-House zu besuchen, denn auch sie war nicht frei von naiver, harmloser Eifersucht. Sie begriff instinktmäßig, wenn auch nur undeutlich, mit wie unendlich vielen Reizen und Verführungskünsten eine Modedame gewaffnet seyn müsse, und ihr weiblicher Instinkt errieth den Taumel, die Trunkenheit, das Entzücken, welche eines jungen Mannes sich in dem Augenblicke bemächtigen müssen, wo er diese warmen Prunksäle mit ihrer feenhaft zauberischen Beleuchtung betritt, in welchen die schönsten Frauen mit dem holdesten Lächeln auf den Lippen durcheinanderwogen, wo Blicke sich suchen, sich herausfordern, befragen und einander antworten, ... und das Alles erfüllte sie mit Furcht und Entsetzen, denn sie liebte ihren Vetter Stephan aus ganzem Herzen und aus allen Kräften, — das gute, naive Kind!

Stephan hatte bei diesen Worten plötzlich die Ohren gespitzt und den Kopf lauschend der Thüre genähert.

„Es ist Anna's Stimme!" murmelte er nach einer Pause vor sich hin, — „es ist Anna's Schritt! . . . . Armes, gutes, sanftes Mädchen! . . . . . Aber Clary wird nicht kommen, die Kalte, Stolze! was ist ihr auch daran gelegen, ob ich auf den Ball gehe oder nicht!..."

Von Neuem stützte er den Kopf in die Hand und hing seinen lauten Gedanken nach.

„Wie schön sie war! Mein Gott, wie wunderhübsch!"

fuhr er wehmüthig fort; — „wie stolz hätte mich nicht ihr Blick gemacht! O, ich liebe sie jetzt, ich liebe sie erst seit ich fürchte, von ihr nicht geliebt zu werden..... Wer mag denn aber dieser Mensch wohl seyn?" setzte er mit einer plötzlichen Aufwallung von Groll und Heftigkeit hinzu, — „und wo mag sie ihn denn wohl kennen gelernt haben? .... War Er es wohl, nach welchem sie so aufmerksam und rastlos hinstarrte? Und wenn er es wäre, Er, der uns ein Fremdling ist, der noch niemals den Fuß über die Schwelle meines mütterlichen Hauses gesetzt hat, — was soll man davon halten?" .....

9.

Der Mittelpunkt eines Spinnengewebes.

Stephan Mac-Nab war gewissermaßen betäubt von dem Gedanken, der ihm so plötzlich durch den Kopf schoß. Sein Charakter gehörte zu denjenigen, welche für Argwohn aller Art leicht zugänglich sind und einen Verdacht, den sie einmal gefaßt haben, nicht so leicht aufgeben.

Der erste Hauch der Liebe aber, der heute über seine Seele hinfächelte, gab seinen Gedanken eine ganz andere Richtung; er seufzte so viel, wie ein ganzer Theil von Richardson oder ein hartgesottener Leser der Schriften von Miß Maria Porter. Seufzer aber — das ist ja eine alte Erfahrung und ein sehr tröstliches Ding — lindern jeden Argwohn, wie die ersten Zephyrlüfte den Rauhreif der Wiesen vertilgen.

„Ich bin ein Thor!" widerholte er sich nach kurzer Pause; — „sie ist so rein, wie die Engel, von denen sie ihre Schönheit entlehnt zu haben scheint. Ach, ich bin doch recht unglücklich! ... Ich muß zu dem armen Frank gehen und ihn besuchen, wir wollen uns zusammen

beklagen und beweinen, wenn es uns nicht gelingt, uns gegenseitig zu trösten."

Mehr als ein Jahr war vergangen, seit Stephan Frank nicht gesehen hatte; noch das Letztemal, als sie sich getroffen hatten, war es nur eine kurze, leichtfertige Unterredung gewesen, denn damals waren sie beide glücklich, beide leichtfertig und unbesorgt. Neuerdings aber hatte Stephan zufällig einen Theil der Gerüchte in Erfahrung gebracht, welche auf Kosten der Miß Trevor in Umlauf waren; er wußte, daß man in Cirkeln, die hierüber gemeinhin gut unterrichtet waren, von ihrer nahen Verheirathung mit dem berühmten Marquis de Rio Santo als einer ganz ausgemachten Sache sprach und auf diesen Umstand hatte er in seiner Unterredung mit der Mutter angespielt.

Frank und er waren also Beide hinfort in jener Lage, wo die Freundschaft doppelt werthvoll und gegenseitige Herzensergießungen gebieterisches Bedürfniß sind; das war auch der Grund, warum Stephan mit Ungeduld dem morgenden Tage entgegensah, und weßhalb die Freude, die er bei dem Gedanken, Frank wieder sehen zu dürfen, empfand, die Stimme des Kummers einigermaßen übertönte.

Er unterließ es auch, den Ball in Trevor-House zu besuchen. —

Am andern Morgen erhob er sich, noch immer leidend, aber weit ruhiger. Solche positive Charaktere haben stets einen Trost in sich selbst, weil sie nie den glühenden Brand ihrer Leiden selbst anfachen, sich nie in ihrem Schmerze beklagen und von niemand Fremdem Trost begehren.

Stephan hatte die erste Nacht seines Liebesmärtyrthums leidlich verbracht; er empfand gar keine Lust, damit wieder von vorne zu beginnen, und faßte bei sich selbst den Entschluß, dieser Pein des Zweifels und der Ungewißheit ein plötzliches Ziel dadurch zu stecken, daß

er geradezu eine Erklärung von Clary Mac Farlane begehre. Dieß war der geradeste Weg, und wenn alle verliebten Leute diesen Weg alltäglicher Logik einschlügen, könnte kein einziger Roman auch nur den Schluß seines ersten Bandes erreichen, was doch sicherlich ein allgemeines und öffentliches Unglück wäre.

Am Familienfrühstückstische erschien Clary zerstreut und wie von tyrannischen Gedanken in Anspruch genommen, was natürlich Stephan unmöglich entgehen konnte, der sich jedoch bezwang und fest entschlossen war, erst Frank's Rath abzuwarten, bevor er den entscheidenden Schritt wage.

Anna dagegen war seelenvergnügt und ließ dem Ausbruch ihres innigen Dankes gegen den Vetter, der hierauf gar keinen großen Werth zu legen schien, harmlos und unbefangen freien Lauf. Das arme Kind glaubte nämlich steif und fest, Stephan habe sich nur aus Liebe für sie des Vergnügens des Balls beraubt und konnte ihre Zufriedenheit hierüber gar nicht verhehlen.

Kaum war das Frühstück eingenommen und der singende Theekessel noch nicht einmal vom Tische entfernt, so entschlüpfte Clary hehlings aus dem Zimmer. Unsere schönen Leserinnen haben wohl bereits errathen, wohin sie sich begab — in jenes Zimmer des zweiten Stocks nämlich, hinter den Vorhang, der, wenn sie ihn halb in die Höhe hob, ihren Blicken gestattete, den Salon im ersten Stockwerk des viereckigen Hauses auf der andern Seite von Corn-Hill zu überschauen. Hieher kam Clary jeden Tag und oftmals freilich vergebens, denn die Besuche, welche Edward auf seinem Comptoir machte, waren stets nur kurz und äußerst selten; nichts desto weniger aber wurde Clary doch nicht müde, sich an diesem Plätzchen einzufinden.

Gerade heute traf sie glücklicherweise, was sie suchte, und wir wollen uns gar nicht bestreben, die mannigfachen und tiefen Empfindungen zu schildern, welche den Busen des jungen Mädchens durchwogten, solange ihre stumme

Betrachtung andauerte. Gerade an dieser Stelle hatte sie Edward zuerst gesehen — an dieser Stelle pflegte sie ihn jeden Tag zu erwarten — an dieser Stelle war sie bald unglücklich und peinvollen Gefühlen hingegeben, bald wieder glücklich, denn hier hatte sie lieben gelernt.

Entzückt blieb sie hier sitzen und bemerkte es gar nicht, wie eilends die Stunden an ihr vorüberzogen. Als Edward, von Bob Lantern's Gebärde geleitet, die Augen nach ihr aufschlug, wurde ihr Gemüth von einer Rührung erfaßt, die angenehm und schmerzhaft zugleich war. Ein Schauer durchzuckte ihre Glieder, ihre Kniee bebten und ein heißer Strom von Blut wallte durch ihre Adern herauf bis zur Wange, welche in hohem Purpur erglühte; ihre Hand ließ unwillkührlich den Vorhang sinken.

In dieser Stellung verharrte sie lange Zeit; — sie war beschämt, sie war aufgeregt bis zur Niedergeschlagenheit, glücklich bis zum Entzücken; während sie so hinter dem dünnen Vorhang saß, der sie vor der beginnenden Wirkung seines Zauberblicks schützte, hatte sie große Lust, die Draperie noch einmal empor zu heben, allein sie machte sich ein Gewissen daraus, daß sie es schon einmal gethan und Beschämung und Furcht nahmen ihr beinahe den Muth dazu; dazu kam noch, daß die Stimme ihrer schüchternen Frömmigkeit, auf welche sie seither so achtsam gehört, ihr ein gebieterisches Halt zurief.

Das arme Mädchen!

In das andere Ohr flüsterte ihr die Liebe, und zwar eine mächtige, beredte, unwiderstehliche Liebe. Wir wissen zwar nicht, was sie ihr zuflüsterte, allein soviel ist gewiß, daß ihre sanfte Stimme, so leise sie auch sprach, doch die drohende des Gewissens übertönte.

Clary brachte schüchtern ihre weiße, feine Hand dem Vorhang näher, zog sie erst rasch wieder zurück und konnte dann doch der Versuchung nicht widerstehen, sie noch einmal auszustrecken; der Vorhang erhob sich von

Neuem, aber nur ein klein Wenig, und dennoch war es genug! . . . Sie konnte nun wenigstens Den sehen, dessen Bild ihr ganzes Herz ausfüllte! — Edward's Auge, das zerstreut in das Weite hinausstierte, haftete nicht mehr in ihrem Fenster; — Clary empfand nun weit weniger Furcht und nahm unbesorgt ihre vorige Stellung wieder ein.

Nach Verlauf von einigen Minuten geschah, was sie hätte vosaussehen können, ja, was ihr vielleicht sogar erwünscht war. Mr. Edward's Träumerei schien plötzlich abgebrochen und sein Auge suchte natürlicherweise zunächst ihr Fenster.

Wir können versichern, daß Clary die feste Absicht hatte, sich wieder zu verbergen; sie zog rasch an der Mousseline des Vorhangs, allein diese mochte irgend wo hängen geblieben seyn; irgend ein Hemmniß, vielleicht eine vergessene Stecknadel, hinderte sie am Fallen und das junge Mädchen blieb unverschleiert dem schönen Träumer gegenüber, der sie mit leidenschaftlicher Gluth in's Auge faßte.

„Clary!" rief die Stimme der Miß Mac-Nab von unten herauf.

Clary hörte sie nicht.

Edward legte zauberische Worte in seinen Blick; — obwohl stumm, erklärte er ihr doch auf beredtere Weise und zärtlicher seine Liebe, als er es in Tönnen vermocht hätte.

„Clary!" rief nun Stephan seinerseits.

Clary hörte noch weniger, ihr Kopf schwindelte, ihr Busen wogte und ihr ganzes Herz schlug Edward entgegen, der nun mit bittender Gebärde sie um Liebe, Erbarmen und Mitleid anzuflehen schien.

Zwei Thränen zitterten in den Wimpern des jungen Mädchens und fielen glühend auf ihre Wangen herab.

„Er liebt mich! mein Gott, er liebt mich!" flüsterte sie voll Entzücken vor sich hin.

Edward war nun seines Sieges gewiß; — er legte

die zusammengedrückten Fingerspitzen auf seinen Mund und warf ihr einen Kuß über die Straße hinüber zu.

Dießmal war die Stecknadel nicht im Stande, den Vorhang droben zu erhalten — Clary erschrack — ja sie schien beleidigt — der Vorhang sank plötzlich herab.

In demselben Augenblick wurden die beiden Thüren, welche mit diesem Zimmer in Verbindung standen, plötzlich aufgerissen und zwei verschiedene Personen traten von verschiedenen Seiten in das Zimmer herein, an dessen Fenster das junge Mädchen sich aufhielt.

„Clary! Clary!" riefen zu gleicher Zeit Miß Mac-Nab und Mr. Stephan, welche in einem Tempo hereingetreten waren.

Clary zitterte wie weiland Mutter Eva, als sie der Herr über dem Apfel ertappte.

„Was machst Du da, mein Kind?" fragte Miß Mac-Nab in sanftem Tone ihre Pflegetochter; — „es ist schon volle fünf Minuten, daß ich Dir vergebens rufe."

„Es muß hier etwas höchst Interessantes vorgehen, Miß Clary," sagte Stephan vorwurfsvoll, daß Du weder auf meine Stimme, noch auf die der Mutter gehört hast..."

Das junge Mädchen stammelte einige Worte und wußte Nichts zu antworten; Stephan aber, dem sein argwöhnischer Verdacht gar nicht aus dem Kopfe wollte, sprang rasch an's Fenster und machte Miene den Vorhang in die Höhe zu heben. Clary wollte ihn mit einer bittenden Gebärde davon abhalten, allein Stephan schien sich nicht an dieses stumme Flehen zu kehren, und der Vorhang rauschte kreischend auf seinem Drahte zurück.

Clary, Stephan und Miß Mac-Nab blickten zu gleicher Zeit, wiewohl mit verschiedenen Empfindungen zum Fenster hinaus.

An den Fenstern des ersten Stockwerkes des viereckigen Hauses zeigte sich glücklicherweise Niemand mehr; hinter jedem Fenster war vielmehr eine doppelte Draperie von seidenen und Mousselin-Vorhängen vorgezogen.

Clary athmete wieder froh auf und Stephan brach in einen ärgerlichen Ruf aus; was jedoch Miß Mac-Nab anbelangt, so hätte wahrlich etwas weit Schlimmeres kommen müssen, um sie aus ihrer ewigen Gemüthsruhe aufzuschrecken. —

Edward hatte seinen Platz am Fenster in demselben Augenblick verlassen, wo Clary sich wieder von Neuem hinter den Vorhang versteckte; er erhob sich mit der Miene eines Mannes, den ein solches Spiel bereits wieder zu verdrießen pflegt, und zog heftig an einer Klingelschnur; alsbald erschien der kleine Neger wieder.

„Geh', poche an der großen Glocke im mittleren Saale," sagte er.

„Wie viele Schläge, gnädiger Herr?" fragte der Neger.

„Fünf!" war die Antwort.

Der Knabe verschwand sogleich, allein durch eine andere Thüre als diejenige, durch welche Bob Lantern eingetreten war.

Einige Secunden später hörte man fünf dumpfe anhaltende Schläge in der Entfernung aus jener Richtung erklingen, welche der kleine Neger eingeschlagen hatte; Mr. Edward verließ nun das Boudoir und entfernte sich auf demselben Wege.

Er trat nun in einen vollkommen runden Salon, der, soweit man sich wenigstens orientiren konnte, gerade den Mittelpunkt des viereckigen Hauses bilden mußte; besagter Salon hatte keine Fenster, sondern mußte selbst jetzt um die Mittagsstunde durch einen angezündeten Kronleuchter erhellt werden.

Zum Ersatz für die Fenster waren aber sechs Thüren nach verschiedenen Richtungen hin im Zimmer angebracht, von denen fünf unmittelbar mit Wendeltreppen in Verbindung standen; zur sechsten war Mr. Edward hereingetreten.

Bei seiner Ankunft erzitterte noch der Nachhall der Schläge der großen Glocke in dumpfen, wellenförmigen

Tönen längs des Gesimses des Salons, der jedoch leer war; um einen mächtigen Ofen, dessen offene Mündungen den Salon mit angenehmer Wärme erfüllten, waren fünf Stühle und ein Armsessel aufgestellt.

Mr. Edward warf sich nachlässig in den Armsessel und schien zu warten.

Die fünf andern Thüren öffneten sich fast zu gleicher Zeit und durch die beiden ersten, welche in der Richtung nach Corn-Hill hin angebracht waren, traten eine prächtig geputzte Dame und ein schön und elegant gekleideter Herr von fashionabler Tournure ein. Die dritte Thür in der Richtung nach Finch Lane hin öffnete sich vor einem Herrn von höchst ehrsamem Aussehen, dessen Kleidung der eines wohlhabenden Handelsmannes glich und gar nichts zu wünschen übrig ließ; unter der vierten Thüre erschien ein kleiner, hagerer, gelblicher Mann, dessen schäbige Kleidung sich hauptsächlich auf den hervorragenden Ecken seiner hageren knöchernen Gliedmaßen abgerieben hatte.

Durch die fünfte Thüre endlich trat der uns wohlbekannte Mr. Smith ein, der noch immer seine blaue Brille und seinen großen grünen Augenschirm führte.

Die schöne Dame kam aus der prächtigen Modehandlung in Corn-Hill, von der sie unter dem Namen einer Miß Bertram Besitzerin und Vorsteherin war.

Der Herr von Stande in der eleganten Tracht war Niemand anders als Mr. Falkstone, der Bijoutier, ihr Nachbar.

Der Herr in dem ehrbaren Aufzuge hielt die Wechslerbude in Finch Lane.

Der vierte endlich war kein Anderer als der alte Peter Practice, ein früherer Attorney (Advokat), der, in seinen Glücksumständen zurückgekommen, nun den Vorsitz in der staubigen düstern Trödlerbude führte, welche ebenfalls auf Finch Lane sich eröffnete, allein weit hinter der Wechslerbude gelegen war.

Von diesen fünf Personen waren Mr. Bertram

und Peter Practice die einzigen, welche ihre Gesichter so zeigten, wie sie Gott erschaffen hatte. Dieß war freilich nichts weniger als günstig für den ehemaligen Advokaten, dessen Gesicht ganz den Stempel eines schlauen Wucherers und schamlosen Geizhalses trug; desto vortheilhafter war es aber für Miß Bertram, die noch immer ein schönes Frauenzimmer war, obwohl sie die Gränze ihrer ersten Jugend schon weit hinter sich haben mochte.

Die drei andern Personen trugen sämmtlich jene Art von Masken, deren Gebrauch die dermalige Civilisation dem Menschen zugesteht. Für solche rechnen wir bei Mr. Smith seinen großen Augenschirm; Mr. Walter, der Geldwechsler, theilte mit ihm den Vortheil des Gebrauchs einer grünen Brille und trug neben derselben noch eine schwarze Perücke, die freilich in einigem Contrast stand mit der weißlichen Farbe des Flaums seiner Wange an solchen Stellen, wo das Rasiermesser nicht hinkommen konnte. Mr. Falkstone, der elegante Bijoutier, trug im Gegentheil trotz der bläulichen Färbung seiner Wangen, welche auf schwarze Haare deutete, nichts destoweniger einen hübschen blonden Schnurrbart und Haare von derselben Farbe, die ausgezeichnet schön und nach dem neuesten Geschmack frisirt waren.

Das Alles konnte nun zwar höchst unschuldig seyn, denn es war leicht möglich, daß Herr Smith ein kurzes Gesicht hatte; Mr. Walter hatte zweifelsohne aus Byron erfahren, welche entschiedene Vorzüge braunes Haar gewähre und in Beziehung auf Herrn Falkstone und sein falsches Haar können wir nur sagen, daß alle Haarkünstler Londons augenblicklich ihre Zahlungen einstellen müßten, wenn es den jungen Zierbengeln von der Elle und Schublade nicht gestattet werden würde, sich Haare und Schnurrbart zu färben oder deren falsche zu tragen.

Wie dem nun auch sey, die fünf Neuangekommenen traten leisen Schritts auf Mr. Edward hinzu und begrüßten ihn auf's Ehrerbietigste.

Edward drückte Miß Bertram die Hand und erwiderte den Gruß der Andern durch ein leichtes Kopfnicken.

Miß Bertram setzte sich ohne Umstände auf ihren Stuhl, die vier Männer erwarteten aber stehend, bis ein Wink voll königlichen Anstandes von Seiten Edward's ihnen die Erlaubniß gegeben hatte, ihre Stühle einzunehmen.

Ach wenn jetzt Miß Brown, Miß Black oder Mr. Krubb ein neugieriges Auge an irgend eines der Schlüssellöcher hätte legen können, mit welchem vergnügten und lautschallendem Geschrei hätten sie ihre Freundinnen Miß Dodd und Mr. Bull herbeigerufen! Mit welchen fabelhaften Ausschmückungen hätten sie es alsdann Miß Footes erzählt! Wie würden sie damit Miß Croßcairn und selbst Miß Bloomberrey eifersüchtig gemacht haben.

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen im Kreise dieses seltsamen geheimnißvollen Congresses; Mr. Edward hatte sich auf seinen Stuhl geworfen und schien ganz vergessen zu haben, daß er Gesellschaft bei sich habe; die Anwesenden schwiegen.

Herr Edward fuhr endlich mit der Hand in die Westentasche und zog eine prächtige mit Brillanten verzierte Uhr heraus.

„Halb ein Uhr!“ flüsterte er; — „geht meine Uhr recht, Falkstone?“

„Auf die Minute,“ versetzte dieser respektvollst.

Peter Practice holte eine große, dicke silberne Uhr hervor und richtete ihre Zeiger nach der von Mrs. Edward. —

„Wenn meine Uhr recht geht,“ fuhr dieser fort, „so habe ich nicht viel Zeit zu verlieren. — Wir wollen also rasch zur Sache kommen: Ich brauche zehntausend Pfund.“

„Zehntausend Pfund?“ wiederholte Peter Practice und umspannte krampfhaft den weiten Bauch seiner silbernen Uhr.

„Zehntausend Pfund,“ wiederholten im Chor der

Geldwechsler, der Bijoutier, Mr. Smith und Miß Bertram.

„Ich muß das Geld noch heute Abend haben,“ setzte Mr. Edward kaltblütig hinzu.

Sämmtliche Anwesenden verneigten sich zu gleicher Zeit.

„Mr. Walter!“ fuhr Mr. Edward fort, — „wären Sie im Stande, mir die verlangte Summe augenblicklich auszubezahlen?

„Allerdings, Sir! ich könnte es,“ versetzte dieser; — „jedoch ...“

„Nun was denn?“ drängte Mr. Edward.

„Jedoch nur in der Münze, die Sie bereits kennen,“ versetzte der Geldwechsler.

„Die will ich nicht,“ sagte Mr. Edward; — „wie steht's mit Ihnen, Falkstone?“

„Die Geschäfte gehen verteufelt flau, gnädigster Herr,“ versetzte der Bijoutier.

„Wie steht's mit Ihnen, Fanny?“ fiel ihm Mr. Edward in's Wort und wandte sich mit dieser Frage an die sogenannte Miß Bertram.

„Sie können über meine Casse verfügen, gnädigster Herr!“ versetzte die schöne Modehändlerin, — „allein es fehlt wahrlich viel zu dem Belauf der Summe, welche Sie verlangen ...“

„Ich will mich mit dem begnügen, was da ist, Fanny! — Sie sind ein gutes, herrliches Mädchen!“ entgegnete ihr Mr. Edward; — „wie steht's mit Euch, Meister Practice?“ fragte er diesen.

„Ziemlich schlimm, Ew. Lordschaft!“ versetzte der frühere Advokat; — „ich muß ohne Umstände rund heraus erklären, daß ich unsrem ehrenwerthen Nachbarn Mr. Falkstone, nur beipflichten kann, wenn er sagt, die Geschäfte gehen flau; — ja, wahrlich sie gehen verteufelt schlecht und ich möchte fast sagen, sie gehen gar nicht.

„Und welchen Schluß soll ich hieraus ziehen, Meister Practice?“ fragte Edward.

Der ehemalige Anwalt nahm dreimal einen Anlauf bevor er nachstehende Antwort gab:

„Meine Casse, wie sie nun einmal ist, und Gott weiß, daß sie dermalen nicht über Ueberfluß klagen kann, steht ganz zur Verfügung des gnädigsten Herrn.“

Mr. Edward sann eine Minute lang nach.

„Was Sie anbelangt, Mr. Smith,“ sagte er hierauf, so weiß ich ja bereits, wie viel sich in ihrer Casse befindet. — Meiner Treu, meine Herrn! Sie werden verteufelt schläfrig und gleichgültig!... So oft ich auch nur einen Bettel von Ihnen verlange...

„Zehntausend Pfund?“ sagte Peter Practice mit einem Seufzer.

„Klagt Ihr unnützerweise über endloses Ach und Weh und habt alle möglichen Ausflüchte,“ fuhr Edward fort; — „das ist ein für allemal unerträglich! . . . Läßt man es Euch je an Waaren fehlen? Habt Ihr nicht einen sehr namhaften Antheil? Beunruhigt Euch je die Polizei? Hat nicht die ganze fashionable Welt von London den Weg zu Euren Magazinen gefunden? — Und wem verdankt Ihr das Alles, als mir? Waaren, Sicherheit, Kundschaft, Alles habe ich Euch gegeben und Ihr sperrt Euch mich zu befriedigen?...“

„Da sey Gott vor!“ sprach Falkstone.

„Sie wissen wohl, gnädigster Herr, daß sie ganz über mich verfügen können!“ flüsterte Miß Bertram.

„Von Ihnen, Fanny, glaube ich es und danke Ihnen dafür,“ entgegnete Mr. Edward, „allein diese Herren . . .“

„Wir sind alle bereit, das Gleiche zu thun!“ rief Mr. Falkstone.

„Auch ich stehe zu Diensten!“ rief Peter Practice laut, murmelte jedoch sogleich zwischen den Zähnen: — „allein ich protestire in bester Form und erkläre, daß ich nur tamquam coactus (gleichsam gezwungen) und nicht anders handle, soweit es wenigstens in meinen Kräften steht.“

„So wäre also unsere Angelegenheit erledigt,“ fuhr

Edward fort und erhob sich aus seinem Armstuhle; — „ich zähle also heute Abend auf Sie Alle, wie Sie auch auf mich zählen dürfen und keine Furcht zu hegen brauchen. Ich schütze Sie vor Mangel, wie vor Verfolgung und Gefahr. Leben Sie wohl, Fanny!"

Miß Bertram entfernte sich durch die Thüre, durch welche sie eingetreten war und die nach der Modenhandlung hinabführte, wie die drei andern Thüren mit jedem einzelnen der drei Gewölbe im Erdgeschoße, die fünfte aber mit dem Comptoir von Edward und Compagnie in Verbindung standen.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Falkstone?" fragte Edward diesen.

„Ihr Geschäft von vergangener Nacht?..." fragte der Bijoutier lächelnd.

„Lief günstig ab, wie gewöhnlich, Falkstone!" versetzte Herr Edward; — „Sie brauchen sich hierüber nicht lange zu beunruhigen!"

„Um so besser!" versetzte der Bijoutier, — „an wen soll ich heute Abend meinen Beitrag abliefern?"

„Wie gewöhnlich, an Miß Bertram," war die Antwort.

Mr. Falkstone empfahl sich mit höflicher Verbeugung.

Meister Praktice, der Trödler, folgte seinem Beispiele.

„Ich bringe schlimme Neuigkeiten, gnädigster Herr," hub Walter, der Geldwechsler, an, sobald er mit Mr. Smith und Herrn Edward allein war; — „man hat mir gestern drei unserer Banknoten einzuwechseln verweigert und in der City sind bereits beunruhigende Gerüchte im Umlauf."

„Nun? und was sagt man denn?" fragte Edward.

„Noch behauptet man nichts Gewisses, allein Jedermann ist auf seiner Huth," versetzte der Geldwechsler; „man nimmt bereits keine armselige Banknote von zehn Pfunden mehr an, ohne sie zwanzigmal in der Hand umzudrehen und nach allen Seiten zu untersuchen."

„Gräme Dich deßhalb nicht, Freund Walter," sagte

Edward lächelnd; — „binnen Kurzem sollst Du von mir Banknoten erhalten, die kein Mensch mehr abweisen wird... geh' nun!"

Der Geldwechsler, dessen ehrbare Miene gar nichts zu wünschen übrig ließ, durchmaß nun mit gezählten Schritten den Salon und verschwand durch die Thüre, welche auf die Wendeltreppe zu seiner Stube hinausführte. Smith machte vorsichtig die Runde im Salon und untersuchte erst sorgfältig alle Thüren, um zu sehen, ob kein indiskreter Lauscher sich dahinter verborgen habe; als dieß geschehen, trat er wieder zu Mr. Edward.

„Freund Smith!" redete Edward ihn an — „Du mußt in Zukunft vorsichtiger seyn und Dich nur im äussersten Nothfalle der Pistole bedienen; Schießgewehr ist eine verrätherische Waffe und wir sind hier nicht in unserm irdischen Paradies von Teviot-Dale.... So viel nun über diesen Punkt; ich habe mich ja mit eigenen Augen überzeugt, daß Du zu sehr in die Enge getrieben warst. Hoffentlich sind unsere Leute noch nicht so weit gekommen, daß sie unsere Banknoten anzunehmen sich weigern."

„Je nun," versetzte Mr. Smith — „das kommt nur darauf an; unsere Lieferanten (er legte lächelnd einen seltsamen Nachdruck auf dieses Wort) nehmen Alles ohne Mißtrauen; allein Ihre frühere Leibwachen aus dem vorerwähnten Orte wollen nur Geld haben. — Mit diesen Burschen läßt sich nichts beginnen!"

„Gerade das gefällt mir an Ihnen," entgegnete Mr. Edward; — „doch sage mir: wie steht's denn mit unserm Geschäft in Prince-Street?" *)

„Ich war heute früh selbst dort und habe mich von dem Stand der Arbeiten überzeugt," versetzte Herr Smith; „Paddy drängt seinen Riesen, soviel in seinen Kräften steht; er stopft ihn voll mit Ochsenfleisch, überschwemmt ihn mit Gin, und der Riese allein arbeitet mehr als fünf

*) Prince-Street heißt die Straße, welche längs der Bank hinläuft.

rüstige Männer zu Stande bringen könnten; allein nach und nach erschöpfen sich doch seine Kräfte..."

„Es dauert verdammt lang!" versetzte Edward mit einem ärgerlichen Seufzer.

„Prince-Street ist aber auch vierzig Fuß breit und unser Elephant wühlt zwanzig Fuß tief unter dem Boden," entgegnete Mr. Smith; — „hält er's noch acht Tage aus, so muß der Riese freilich krepiren wie ein Ochse, allein der Stollen wird wenigstens alsdann fertig seyn."

„Wollte Gott, daß dem so wäre, guter Smith!" meinte Mr. Edward; — „dann würde wenigstens Deine Casse zur Wahrheit werden."

Mr. Edward rückte seinen Armstuhl zurück und schlüpfte mit seinen weißen Fingern in ein Paar parfümirter Handschuhe.

„Gott befohlen!" sagte er zu Smith; — „ich wollte, der alte Peter Prcatice erhängte sich heute Nacht; so oft man von ihm tausend Guineen oder einen ähnlichen Bettel begehrt, glaubt er das Herz müsse ihm brechen."

Mr. Edward entfernte sich nun über die Treppe, welche zu dem Bijoutier Falkstone hinabführte und blieb einige Minuten lang daselbst unter dem Vorwande, das Gewölbe anzusehen und um Pretiosen zu feilschen, worauf er es verließ, wie ein Käufer, der seine Bedürfnisse befriedigt hat, und sich in den Fond einer prächtigen Equipage warf, deren beide prachtvolle Pferde in ganz London, ja vielleicht sogar in den unvergleichlichen Marställen des berühmten Marquis de Rio Santo nicht ihresgleichen hatten.

Kaum hatte er sich hier in die Kissen zurückgelegt, so fuhr der Wagen im Galopp davon und der funkensprühende Hufschlag der Pferde verlor sich in der Richtung des fashionabeln Quartiers des West-End. —

10.

Bob Lantern's Leben und Thaten.

Als Bob Lantern das Geschäftslokal von Edward und Comp. verlassen hatte, rührte er rüstig seine Beine und Ellbogen, um sich über das belebte schmutzige Trottoir von Cheap-side seinen Weg nach dem Stadtviertel St. Giles zu bahnen. Unser wackerer würdiger Bursche machte sich kein Gewissen daraus, unter Wegs die Kinder zu stoßen, oder seinen knorrigen Ellbogen mit Brust und Rücken von Frauen in Berührung zu bringen, und machte nur hastig einen Umweg, wenn irgend ein Herr von Stande ihm den Weg vertrat, oder ihm herrisch in's Gesicht blickte. So ist nun einmal die höfliche Manier des wackern Londoner Pöbels. Bob Lantern streifte hart an den Häusern dahin und arbeitete sich durch den Nebel mit einer Gelenkigkeit, die man seiner niedrigen Gestalt in der gewöhnlichen Apathie seiner Bewegungen nicht zugetraut haben würde. Bald hatte er den freien Platz überschritten, der Corn-Hill von dem unter dem Namen St. Giles bekannten Koth-Labyrinthe scheidet und bog jetzt in ein schmales, gewundenes Gäßchen ein, wo die Athmosphäre sich zu verdichten schien und der Nebel so schwer und undurchsichtig wurde, daß man kaum die Hand vor dem Auge sah, obwohl es hoher Mittag war. Endlich stieß er eine hölzerne Thüre auf, deren wurmstichige, fast in Pulver zerfallene Planken nur noch durch die starken Klammern von rostigem Eisen zusammengehalten wurden.

Das Haus, das er jetzt betrat, hatte nur ein Stockwerk, wie die meisten Wohnungen dieses berüchtigten und verdächtigen Stadtviertels. Bob Lantern wohnte weder im Erdgeschoße noch in dem ersten Stock; die Treppe, die er einschlug, führte vielmehr in den Keller hinab. Je tiefer er hinabstieg, desto heißer wurde die Atmosphäre, die ihn umgab, und stinkende Miasmen beengten seine

Lungen. Ein Anderer wäre vielleicht ohnmächtig geworden oder vor Ekel wieder umgekehrt oder gar erstickt, allein für Bob Lantern waren diese widerlichen Ausdünstungen nur das, was der penetrante Geruch eines Stalles für ein Pferd ist. Er ließ ein behagliches Grunzen hören, befühlte seine Taschen, um sich zu überzeugen, daß seine Beute die Gefahren der Reise überstanden hatte und drückte endlich auf die Klinke einer Thüre im Bogen des Gewölbes, die zu einer Art Keller führte, wo ein gußeiserner Ofen voll weißglühender Steinkohlen eine Hitze von mehr als dreißig Grad verbreitete.

„Verzeih mir Gott! Temperance!“ sprach Bob im Eintreten, „Du mußt ja ausdörren wie eine arme Seele in der Hölle!“

Niemand gab Antwort, nur der rothglühende Ofen schnaubte wie der Blasebalg einer Schmiedewerkstätte.

„Temperance!“ rief Bob Lantern auf's Neue; — „Temperance! Satanstochter! wirst Du mir bald Antwort geben?“

Das Schnarchen einer menschlichen Kehle mischte sich in das Schnauben des Ofens, und eine heißere, häßliche Stimme brummte mit dem widerlichen Stottern eines Schlaftrunkenen:

„Noch ein Glas, Mrs. Goose! der Gin ist gut und mein alter Bob muß ihn ja zahlen.“

Bob sprang wie ein Tiger nach jener Seite des Kellers, von wo die Worte hergekommen waren. Einen Augenblick verschwand er in der dicken Finsterniß, welche allenthalben herrschte, wohin die aus der Thüre des Ofens herausströmende Gluth nicht zu leuchten vermochte, dann kehrte er wieder zurück und schleppte eine fühllose Masse, wie einen dicken Sack oder ein umfangreiches Paket in den helleren Theil des Zimmers hervor.

Als er in der Nähe des Ofens angekommen war, ließ er seine Beute fallen und der Pack stürzte regungslos auf den Boden nieder.

„Sie ist besoffen wie ein Bierfaß!“ rief er zornig; — "Temperance! verfluchte Hexe! ... Temperance! ..."

Temperance — dieß war nämlich der Name der Person, welche jenen regungslosen Ballen vorstellte — rührte sich nicht vom Fleck.

„Gott verdamme mich!“ fuhr Bob fort; — „sie kann nicht hier bleiben .... warte, alte Hexe! ich werde wahrlich Mittel finden, Dich aufzuwecken!...“

Bei diesen Worten ergriff er das erhitzte Schüreisen vor dem Ofen und hielt es an Temperance's Nasenlöcher, die nun jählings emporsprang und taumelnd auf ihren schwanken Beinen zu stehen versuchte.

Temperance war ein großes wohlbeleibtes Weib von vierzig Jahren, deren kupferfarbener Teint und geröthete Augen schon hinlänglich ihre Hauptleidenschaft beurkundeten.

„Ich habe Durst!“ brüllte sie mit lauter Stimme und wankte tölpisch auf Bob Lantern zu, auf welchen ihr stumpfsinniger Blick gefallen war.

„So, so! Du durstest wieder, alter Schwamm!“ versetzte Bob und schwang das Schüreisen; — „hast Du schon wieder Durst?... Wenn ich's mir den ganzen Tag sauer werden lasse, um ein paar elende Pfenninge zu verdienen, sitzest Du zu Hause und hast Durst und betrinkst Dich? — Beim Teufel, Temperance, wenn Du so fort machst, schlage ich Dir noch einmal den Schädel an der Wand ein.“ —

Trotz der brutalen Drohung, welche Bob ausstieß, lag doch bei diesen Worten eine gewisse Zärtlichkeit in dem Ton seiner Stimme.

„Bah! bah! liebes Bobchen,“ lallte das dicke Weibsbild, — „ein Gläschen mehr oder weniger, darauf kommt es ja nicht an... Siehst Du, zum Teufel, die Kehle brennt mir ordentlich!“

„Den Magen voll Gin, den Ofen voll Steinkohlen?... Zum Henker, Weib! Glaubst Du denn, ich

sehe reich genug, um es auf diese Weise fortführen zu können?“ rief Bob halb zürnend.

Temperance hatte taumelnd und tappend die Runde um den Ofen gemacht und den Tisch aufgefunden, auf welchem ein Glas und ein Krug mit Wachholderbranntwein, allein beide schon geleert standen.

„Nicht ein Tröpfchen mehr!“ lallte sie ärgerlich; — „liebes Bobchen, hast Du nicht eine halbe Krone in der Tasche, mit der Du Deinem Weibchen einen guten Tag machen könntest?“

„Eine halbe Krone, Du Hexe? . . . Eine halbe Krone!“ rief Bob; — „so viel verdient ja Dein Mann kaum in acht tüchtigen Arbeitsstunden; — Du wirst mich noch zu Grunde richten...“

„Ich habe fürchterlichen Durst,“ fiel ihm Temperance in's Wort, die sich hinter dem Ofen zusammengekrümmt hatte und bereits wieder einzuschlafen begann.

„Ich muß sie fortschicken,“ murmelte Bob vor sich hin; — „wenn sie wüßte!... Weib!“ fuhr er laut fort, — „der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir etwas abschlagen kann . komm, da hast Du sechs Pence, geh' lösch Deinen Durst.“

„Sechs Pence blos?“ lallte sie; — „liebes Bobchen, gib mir noch sechs dazu!“ Statt dessen runzelte aber Bob Lantern die Stirn und schwang drohend seinen Feuerhaken; Temperance aber, welche der Gedanke an ein paar weitere Gläser Branntwein plötzlich auf die Beine brachte, machte sich aus dem Staube und wankte singend die Treppe hinauf. Bob Lantern folgte ihr sachte bis an die Thüre nach der Straße und schloß diese hinter ihrem Rücken ab, worauf er sich dann in seinen Schlupfwinkel zurückzog. dessen Thüre er von innen sorgsam verrammelte.

„Ist's möglich,“ murmelte er und zündete sich eine Lampe am Feuer des Ofens an; — „ist's möglich, daß so eine brave Frau, wie meine Temperance, so gräßlich in's Zeug hinein hausen mag? — Ein hübsches Weib ist sie bei alledem doch... fünf Fuß und sechs Zoll hoch

und einen Wuchs ... eine Farbe! — man könnte das ganze Viertel von St. Giles und Holborn, und meiner Seele auch Cheapside und Corn-Hill und wahrlich auch White-Chapel, ja die ganze Stadt durchsuchen, bevor man ein Weibchen finden würde wie sie! — Der Donner soll mich erschlagen, wenn sie nicht mancher Lord gerne zum Weibe nehmen würde!... Ah! da mir eben der Lord einfällt, möchte ich fast glauben, mein Ausflug vom gestrigen Abend könnte mir prächtig doppelten Gewinn bieten; — der gnädige Herr versteht sich doch verteufelt gut auf die Mädchen, und die Kleine mit dem Klingenbeutel ist das niedlichste Kind, das ich je gesehen — für mich paßt sie freilich nicht, denn mir ist so ein recht handfestes Weibsbild lieber, aber für Gentlemen paßt sie, die mit einem Weibchen von fünf Fuß Höhe zufrieden sind! — Fünf Fuß... fünf Fuß..." murmelte er achselzuckend und trat in die eine Ecke seines Kellers.

„Wenn ich mir's recht bei Licht betrachte," fuhr er nach einer Weile fort; — „so wird mich's wahrlich nicht viele Mühe kosten, den Grafen von White-Manor bei ihr in die Angel beißen zu lassen! — Eins in's Andere gerechnet, wird mir dieses methodistische Täubchen mindestens fünfzig Guineen, ja vielleicht noch mehr eintragen. Das fällt auf dürres Land, denn das Leben kostet verdammt viel Geld, und Temperance könnte die Themse austrinken — wenn sie nämlich nur Branntwein wäre!... Ihre guten Seiten hat sie aber bei alledem auch wieder..."

Er befühlte die Steine der Mauer, bis er einen davon gefunden hatte, der unter dem Druck seines Fingers nachgab.

„Und fünf Fuß sechs Zoll hoch," setzte er hinzu — „ja vielleicht noch gar darüber..."

Der Stein, den er an seiner Basis erschüttert hatte, schwankte, stürzte herunter und ließ in ein breites, tiefes Loch hinein sehen. Bob Lantern stierte hinein, ließ aber kein Wort mehr hören, und eine gierige, leidenschaftliche

Freude funkelte aus seinen kleinen stechenden Aeuglein hinter den buschigen Wimpern und Brauen hervor.

Er stellte die brennende Lampe auf den Boden und lauschte an der Thüre, dann sprang er wieder eilends zu seinem Loche zurück und fuhr mit beiden krampfhaft ausgereckten Händen hinein. Ein freudiger Schauer durchzuckte ihn, als der Schall von klingendem Golde in dem Loche ertönte.

Bob Lantern's Gesicht, von unten her durch das Licht der Lampe beleuchtet, zeigte den Widerschein einer mächtigen, bis zum Paroxismus gesteigerten frohen Aufwallung; erst rührte und stöberte er nur leise und sachte in dem aufgehäuften Golde, wie man etwa mit einem geliebten Weibe liebkost, dann aber ballten sich plötzlich seine beiden Hände, er murmelte seltsame Worte vor sich hin und seine Finger schienen gleichsam in dem aufgehäuften Golde zu kneten.

Es wäre schwer zu bestimmen, wie hoch sich die Summe belief, die in dieser seltsamen Schatzkammer verschlossen war, allein das Loch war groß und Bob Lantern's Arme tauchten zuweilen fast bis zum Ellbogen in's Gold hinein. Zuweilen hob er die Goldstücke händevoll empor und schleuderte sie dann mit seligem Lachen wieder in die seltsame Kasse hinein.

Nachdem er sich mit Betrachtung und Befühlung seines versteckten Hortes hinreichend gütlich gethan, nahm er die sieben Sovereigns, welche er heute in dem Comptoir von Edward und Comp. eingenommen, aus seiner Westentasche und warf sie zu den übrigen in das Loch.

„Ihr lieben kleinen Dinger!“ sprach er; — „euch ist's in meiner Tasche so warm gewesen und doch müßt ihr schon fort!... Seyd ohne Sorge, eines Tages komme ich schon wieder und besuche euch, ja, wenn ihr euch brav haltet, will ich euch sogar noch, so Gott will, andere Gespielen schaffen und für gute Gesellschaft sorgen!“

Noch immer besah und berührte Bob fortwährend seinen Schatz und hatte große Mühe, sich von seinem

stillen Hort zu trennen; nachdem er endlich lange genug gezögert hatte, rückte er den Stein wieder so geschickt an seine Stelle in der Mauer ein, daß auch das geübteste Auge ihn nicht von den andern daneben zu unterscheiden vermocht hätte.

„Temperance hat eine feine Nase, wenn sie nicht betrunken ist!“ sagte er, „glücklicherweise ist sie aber immer voll und ich bin noch glücklicher als sie! — Bei alledem,“ setzte er hinzu und rückte die innern Barrikaden von der Thüre weg, „ist es ja doch nur sie, für die ich arbeite, das gute Herz!“

Einige Minuten später überschritt Bob Lantern die oberste Treppenstufe und erblickte nun wieder den Tag oder vielmehr den dichten Nebel, der das Gäßchen füllte. Ein paar Schritte weiter sah er in einer räucherigen Schenke seine theure Gefährtin Temperance, die mit dem Kopf auf einem Tische eingeschlafen war.

„Wie Schade!“ murmelte er bedauernd vor sich hin; — „eine Frau von fünf Fuß sechs Zoll!“

Er setzte sich nun wieder in jenen raschen Trab, den wir bereits an ihm gesehen haben und glitt mit der Eile einer Lokomotive hart an den Mauern der Häuser hin.

Es war nun etwa zwei Uhr Nachmittags. Als er erst das Stadtviertel St. Giles hinter sich hatte, betrat Bob Lantern Oxford-Street, verschmähte nun die Trottoirs und sprang so unbekümmert durch den Koth, daß dieser sogar noch an den vorüberfahrenden Miethwagen hoch aufspritzte. Das Ziel seiner eilenden Wanderung war kein anderes, als Portman-Square oder vielmehr ein großes Haus daselbst von äußerst reichem Ansehen, zu dessen Façade ein eisernes Gitter den Zutritt verwehrte.

Zwischen dem Gitter und dem Hause und den beiden Seiten der Treppe stand eine Armee von müssigen Reitknechten und Lakaien plaudernd und lachend.

Bob Lantern setzte eben den Fuß auf die erste Stufe der Treppe, als das Bedientenvolk ihn bemerkte.

„Was will denn dieser Kerl?“ rief ein angehender Jockey, der kaum dreißig Pfunde wiegen mochte.

„Bester, liebster Herr Philipp,“ versetzte Bob, — „Sie werden mich doch nicht wieder fortjagen wollen?“

„Ihr seyd wohl ein Bettler?“ fragte der Kleine.

„Warum nicht gar? Pfui doch!“ rief Bob mit einer ziemlichen Anwandlung von Stolz; leise aber setzte er hinzu: „ich bettle nur Abends, verstehst Du's, Knirps von einem Menschen? — Liebes, gutes Herrchen,“ fuhr er laut fort, — „ich bin ja Ihr ergebenster Diener Bob Lantern.“

„Ach ja!“ riefen etliche von den Reitknechten, — „Bob Lantern ist's, der Gemahl von Miß Temperance.“

„Zu dienen, meine Herrn!“ versetzte Bob Lantern und nickte freundlich mit dem Kopfe.

„Was willst Du denn?“

„Ihnen guten Tag wünschen und womöglich dem Herrn Haushofmeister Seiner Lordschaft meine Aufwartung machen,“ versetzte Bob Lantern.

„Der Haushofmeister hat Geschäfte,“ belehrte man ihn.

„Das ist nun einmal sein Beruf und dagegen läßt sich nichts einwenden,“ versetzte Bob; — „übrigens ist Herr Patterson, wie ich mir schmeicheln darf, ein alter Bekannter von mir und ich bin überzeugt, daß es ihm Vergnügen machen wird, mich wieder zu sehen.“

„Oho! Meister Bob!“ rief einer der Reitknechte, — „wollt Ihr uns wohl nicht gar Eure hohe Protection bei Herrn Patterson versprechen? geh' Tulipp und melde Meister Bob bei Herrn Patterson!“

„Platz für Meister Bob!... für Meister Bob Lantern, den Ehegemahl von Miß Temperance, der berühmten Schönheit von St. Giles!“ riefen die Diener durcheinander.

„Ergebenster Diener, meine besten Herren, ergebenster Diener!“ murmelte Bob und zog baarhäuptig und mit demüthigem Lächeln an ihnen vorüber, ohne sich um die

plumpen Anspielungen des Bedientenvolkes zu kümmern, denn Bob Lantern war von jeher ein vorsichtiger Mensch.

Der angehende Jockey Tulipp ließ sich wenigstens dießmal herbei, zu den Verrichtungen eines Groom herabzusteigen, und führte Bob bis zu der Treppe, welche in die oberen Stockwerke emporführte.

„Du wirst lange warten können, allmächtiger Bob, bis man Dich vorläßt!“ sagte er spottend; „es hat sich schon eine hübsche Anzahl von Leuten in Herrn Patterson's Vorzimmer versammelt!“

„Was liegt daran, liebster Herr Tulipp?“ erwiderte Bob; — „Das Leben ist verteufelt theuer und ich muß tüchtig arbeiten, um mein Brod zu verdienen; wenn ich warten muß, so muß ich mich halt darein ergeben!“

Es war in der That schon eine sehr zahlreiche Menge im Vorzimmer des Herrn Haushofmeisters versammelt. Da waren fünf oder sechs Pächter des Lords, welche die Erneuerung ihrer Pachtverträge nachsuchten, da waren ferner Lieferanten, Clienten, im eigenthümlichen lateinischen Sinne dieses Wortes, und ein halbes Duzend jener Roßkämme, die sich gewöhnlich den Titel von Stallmeistern anmaßen.

Tulipp öffnete Herrn Patterson's Thüre und rief Bob Lanterns Namen hinein. Die armen Teufel, die hier vielleicht schon seit mehreren Stunden warteten, blickten sich rasch um und warfen einen gierigen Blick durch die Oeffnung der Thüre, um zu sehen, wer wohl der Unverschämte sey, dessen übermäßig langer Besuch sie so lange der angenehmen Gegenwart des Herrn Intendanten beraube und seine Schwelle so unerbittlich versperre. So sehr sie aber auch hineinstieren mochten, gewahrten sie doch Niemand, als Herrn Patterson selbst, der, in einem Armstuhl mit niedriger Lehne halb sitzend halb liegend, seine plumpen Füße auf das Kamingitter stützte und mit angelegentlichster Sorgfalt sich die Zähne stocherte.

Lieferanten, Pächter und Roßtäuscher waren jedoch der Ansicht, noch nicht Alles gesehen zu haben.

„Lantern?“ wiederholte Herr Patterson, ohne Tulipp anzublicken; — „alle Teufel! Lantern sagst Du? Wer ist denn dieser Lantern?“

„Das bin ich, gnädiger Herr!“ versetzte Bob und wollte sich vorwärts wagen.

„Gemach, Männchen! zuerst kommen wir!“ riefen Pächter, Lieferanten und Roßtäuscher im Chor.

„Diese Stimme scheint mir bekannt zu seyn,“ murmelte Patterson vor sich hin, — „ach ja! ich erinnere mich!... dieser Lantern ist ein verdammt gescheidter Bursch, laß ihn hereinkommen.“

Unter den Pächtern, Roßtäuschern und Lieferanten erhob sich ein unwilliges Gemurmel und sie machten Miene, ihm den Weg zu versperren.

„Meine lieben Herren!“ hub Bob Lantern mit jener gewöhnlichen Demuth an, womit er jeden Vornehmern anzureden pflegte.

Er durfte sich jedoch mit seiner Beredtsamkeit nicht sehr verköstigen, denn Mr. Tulipp, der in diesem Augenblick eine noch feuchte Bürste in der Hand hielt, stürzte rasch vor und vertheilte einen Regen von schwärzlichem Wasser zur Rechten und Linken, daß die sämmtlichen Angreifer erschrocken zurücksprangen.

Bob machte sich ihre Betroffenheit zu Nutze, eilte der Thüre zu, grüßte noch einmal in der Runde und trat alsdann in das Zimmer des Intendanten.

„Die Thüre zu!“ rief ihm Herr Patterson entgegen, ohne sich nach ihm umzudrehen.

Bob schlug die Thüre zu.

„Nun, hieher!“ befahl der Intendant abermals.

Bob trat vor.

Herr Patterson war ein Mann von mittlerer Größe und einem Anflug zur Fettsucht; sein spärliches und vollkommen farbloses Haar faßte ein aufgedunsenes Gesicht ein, in dessen Mitte sich die dicke, fleischige, hochrothe

Nase zeigte; diese Nase war nach Größe und Gestalt ein wahres Wunder in ihrer Art und man hatte sie während der ganzen fünfzig Jahre, die Mr. Patterson schon auf Erden verlebt hatte, nur zweimal erbleichen sehen; gerade in diesen beiden Fällen aber waren seltsamer und unerklärlicherweise Herr Pattersons gelbliche, lederne Wangen mit einer Purpurfarbe überlaufen, weil er — wird man es uns glauben? — über sich selbst erröthet war; augenscheinlich hatte diese Nase die Eigenschaft, allen Farbstoff aufzunehmen, welcher dem Gesichte zufloß.

Herr Patterson's Physiognomie drückte im Allgemeinen eine leidenschaftslose, ja fast thierische Ruhe aus.

Seine Augen besagten nichts, und beim Sprechen verzerrte sich sein breiter, zusammengekniffener Mund zum seltsamsten Zucken, als ob ihn die Worte zu ersticken drohten, wenn sie seinen Kehlkopf passirten. Der englische Typus beurkundete sich in ihm hauptsächlich durch das übermäßige Hervortreten des lymphatischen Elements.

Beim Eintreten mußte Bob unwillkührlich die Gebärden der armen Dulder im Vorzimmer nachahmen; er sah sich nämlich rings um, ohne Jemand zu sehen, denn der einzige Grund, warum Herr Patterson für Niemand zu sprechen war, war seine Trägheit und der Genuß, den er beim Ausstochern seiner Zähne zu haben schien. Eine Minute etwa verging, ehe er sich nach Bob umdrehte und diesem näher winkte.

„Du hast irgend Etwas zu verkaufen?“ hub er an und suchte einen Spaß zu machen, der ihm jedoch nicht gelingen wollte; — „irgend Etwas, das... Du verstehst mich ja, verdammter Schuft?“

Bob brach in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Da haben der gnädigste Herr einen köstlichen Witz gemacht!“ rief er, — „ich habe allerdings Etwas zu verkaufen, das...“

„Da kommst Du zu spät!“ rief Herr Patterson, — „diese Waare hat bei uns jetzt abgeschlagen, Mylord will nichts mehr davon.“

„Das thut mir sehr leid," versetzte Bob kalt, — „hauptsächlich aber um Seiner Lordschaft willen, denn Sie wissen ja, Herr Patterson! unser Eins braucht nicht zu fürchten, daß er diese Waaren, wie Sie es nennen, lange im Magazin behalten muß!"

„Sie ist also wohl recht hübsch?" fragte der Intendant neugierig.

„Ein wahrer Engel!" versetzte Bob Lantern; — „ja, meiner Seele! ich möchte fast darauf schwören, daß es nicht viele Engel gibt, die sich an Schönheit mit ihr messen können."

Herr Patterson zuckte zum Zweitenmal die Achseln. „Jeder Roßtäuscher lobt seine Mähren," sagte er sehr sententiös.

„Sie könnten sie sich ja einmal ansehen, gnädigster Herr!..." sagte er.

„Das würde zu Nichts führen," versetzte der Intendant; — „Seine Lordschaft sind blasirt, mein armer Jack Lantern!"

„Bob Lantern, wenn's dem gnädigsten Herrn beliebt!" corrigirte der Tagdieb; — „was sagten Sie von Seiner Lordschaft, gnädigster Herr? ich habe es nicht recht verstanden."

„Er sey blasirt!" versetzte der Haushofmeister: — „hast Du es denn nicht begriffen?... das ist ein Wort, das von Frankreich herüber zu uns kam, wie die geschmierten Weine und die schlechten Messer; es heißt — meiner Treu, es ist schwer zu übersetzen, mein ehrlicher Jack..."

„Bob! wenn's dem gnädigsten Herrn beliebt," fiel ihm Bob Lantern abermals in die Rede.

„Nun denn, mein ehrlicher Bob," entgegnete der Intendant; — „wie gesagt, es läßt sich sehr schwer übersetzen. — Sage mir, hast Du je schon so viel Beefsteaks gegessen, als Dein Magen vertragen konnte?..."

„Nein, wahrlich nicht, gnädiger Herr! So etwas

passirt unser Einem selten," versetzte Bob; — „das Leben ist so verdammt theuer."

„Je nun, gleichviel!" meinte der Intendant, — „ob Dir das nun einmal oder hundertmal passirt ist, sieh', an einem solchen Tage warst Du jedenfalls blasirt in Beziehung auf Ochsenfleisch."

„Das heißt also so viel, als ich möchte keines mehr haben?" fragte Bob Lantern.

„Ja, eben das meine ich!" erwiderte der Intendant. „Mylord will nun auch nichts mehr von Engeln wissen."

„Aha, weil er sich daran überlebt hat; nun begreife ich es wohl!" sagte Bob Lantern; — „was jedoch das anbelangt, so müßte Temperance, meine Frau, in Beziehung auf den Gin längst schon blasirt seyn. — Was nun Mylord anbetrifft, so thut mir's wahrlich sehr leid um Seine Herrlichkeit... bedaure recht sehr, Ew. Gnaden um Nichts und wieder Nichts gestört zu haben!..."

Bob Lantern machte eine tiefe Verbeugung und zog sich nach der Thüre zurück; in dem Augenblick jedoch, wo er die Schwelle überschreiten wollte, rief ihn Herr Pattersons Stimme noch einmal zurück.

„Wie alt ist sie ungefähr?" fragte dieser mit einer Stimme, die gleichgültig erscheinen sollte.

„Siebzehn Jahre etwa, höchstens achtzehn," gab Bob Lantern zur Antwort; — „ach, wenn Ew. Gnaden sie doch sehen könnten, so frisch wie eine Kirsche, so schlank wie eine Weidengerte und dabei so anmuthig, so artig, eine so niedliche Blondine, und so bescheiden und unerfahren."

„Schon gut, schon gut!" fiel ihm der Intendant in's Wort; — „wo wohnt sie denn?"

„Das gehört zu Dem, was man mir abkaufen muß," erwiderte Lantern mit gemeinem Lächeln; — „Straße und Hausnummer sind ja schon die Hälfte der Sache und zudem ist ja Mylord, — ich weiß nicht mehr, wie das Wort heißt, — aber ich begreife, daß es Seiner Herrlichkeit

zu Muthe ist, wie mir etwa, wenn ich zu viel Beefsteak gegessen habe: Seine Herrlichkeit hat keinen Appetit mehr."

„Höre, ehrlicher John!" hub Patterson von Neuem an.

„Bob, wenn's Ew. Gnaden genehm ist..."

„Nun ja, Bob oder Jack oder John — 's ist mir ja Alles genehm, mein Junge!" fuhr der Intendant fort; — „unterbrich mich nur nicht mehr! man könnte ja noch einen letzten Versuch wagen, wenn sie wirklich so hübsch ist, als Du sagst..."

„Noch tausendmal hübscher, Ew. Gnaden!" betheuerte Bob.

„Es wäre ja möglich, daß Mylord auf den ersten Anblick sich in sie verliebte," meinte der Haushofmeister.

„Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht unfehlbar der Fall seyn wird!" rief Bob Lantern.

„So muß man den Versuch machen."

„Dazu rathe ich auch," sagte Bob.

„Zudem scheint mein Credit wankend zu werden, seit Mylord ein anderes Leben begonnen hat," sprach der Intendant weiter; — „solltest Du's wohl glauben, ehrlicher Jack, daß es Seiner Herrlichkeit gar nun eingefallen ist, mich neulich einmal wegen meiner Geschäftsführung zur Rechenschaft zu stellen?"

Bob schien hierüber im höchsten Grade verblüfft und entrüstet. — „Warum nicht gar? sollte das möglich seyn?" rief er, und zwar dießmal ohne Lachen.

„Leider ist's nur allzuwahr," bestätigte Herr Patterson; — „es ist nun die höchste Zeit, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen! ich will das junge Mädchen morgen sehen."

„Recht so!" rief Bob Lantern; — „es kann geschehen, sobald es Ew. Gnaden beliebt."

„Was verlangst Du?" fragte Herr Patterson.

Bob trat nun zum Kamin zurück und stützte seinen Ellbogen auf die Marmorplatte des Kaminmantels.

„Wenn ich Ihnen ihren Namen und ihre Adresse

angeben soll, müssen Sie mir dreißig baare Sovereign's in Gold auszahlen!" erwiderte er.

„Bist Du verrückt, lieber John?" rief der Intendant; — „dreißig Sovereign's für eine leere Adresse..."

„Und einen Namen — und zwar Namen und Adresse des hübschesten Mädchens von ganz London!" rief Bob Lantern; — „was braucht es denn mehr? Ew. Gnaden haben ja Geld genug, um das Uebrige vollends zu besorgen!"

„Aber dreißig Sovereign's?" rief Herr Patterson schon halb gewonnen.

„Das ist ja nur eine Bagatelle," versetzte Bob; — „ich bin überzeugt, daß, wenn Sie das Mädchen erst gesehen haben, Sie sagen werden: dieser Bob Lantern ist ein wahrer Narr, sein Engel ist ja hundert Guineen werth!"

„Es hätte aber auch jeder Andere als Du das junge Mädchen auffinden können!" meinte der Intendant.

„London ist groß," entgegnete Bob kaltblütig, — „wenn Ew. Gnaden meinen Engel aufsuchen wollen, habe ich nichts dagegen."

Mr. Patterson ging einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe, stand dann aber rasch und ohne weitere Gegenrede auf und trat an seinen Sekretär; — Bob sah ihm mit gierigem Blicke nach.

Der Intendant schloß eine der Schubladen auf und zählte langsam dreißig Sovereign's in die Hand.

„Der Witz ist verdammt theuer," murmelte er vor sich hin, „allein dieser Schuft hat mich doch noch nie getäuscht; er ist der feinste Spürhund von ganz London für derartige Angelegenheiten, und am Ende ist es ja doch Mylord, der es bezahlen muß! — Komm her, Du Schuft," rief er seinem Agenten zu — „aber falls Du mich getäuscht hättest!..."

„Warum nicht gar?" fiel ihm Bob in's Wort, — „Ew. Gnaden belieben zu spassen; ich möchte wahrlich

um einen solchen Bettel keinen so guten Kunden verlieren, wie Ew. Gnaden!

„Nimm das!"

Bob ließ sich nicht zweimal bitten, sondern nahm das Geld und warf es blitzschnell in eine seiner großen Taschen.

„Anna Mac Farlane, Nummer 32, Corn-Hill, gegenüber von Finch-Lane," diktirte Bob Lantern Mr. Patterson in die Feder, — „zwei Schwestern, eine alte Tante oder Mutter und ein junger Gelbschnabel, der entweder ein Bruder oder Vetter von dem Mädchen ist..."

„Der Gelbschnabel kommt mir sehr ungelegen," sagte der Intendant ärgerlich.

„Er ist freilich nicht sehr bequem für die Sache," meinte Bob; — im Nothfall jedoch... übernehme ich ja auch derartige Aufträge."

Bob Lantern hatte bei diesen Worten eine fürchterliche Gebärde gemacht, über deren Bedeutung man nicht im Irrthum seyn konnte.

Mr. Patterson blickte ihm in's Gesicht und mußte unwillkürlich lächeln.

„Du mußt Dir ja Millionen zusammenscharren, mein werther Jack!" sagte er nach einer kurzen Pause.

„Ich?" fragte dieser, — „das Leben ist ja verteufelt theuer und ich habe wahrlich in diesem Augenblick keinen rothen Heller außer den dreißig Sovereign's, die Sie mir eben gegeben haben. Ich danke Ihnen, gnädigster Herr! indessen leben Sie wohl; in vierzehn Tagen werde ich wieder vorsprechen, um zu sehen, ob man meiner Dienste nöthig hat — gesetzten Falls, daß Ihnen der Gelbschnabel zu sehr im Wege steht."

„Komm' nur morgen wieder!" sagte Herr Patterson zu ihm.

Bob nickte bejahend und entfernte sich. Die Pächter, Lieferanten und Roßtäuscher sahen ihn mit hämischem Neide herauskommen, er aber grüßte sie im Vorübergehen demüthig und entfernte sich aus dem Vorzimmer.

Kaum war er draußen, so rührte der Haushofmeister abermals die Klingel und bald darauf trat ein Lakai in's Vorzimmer heraus und zeigte den geduldigen Duldern des Vorzimmers an, daß Herr Patterson vor morgen Mittag Niemanden bei sich sehen könne.

Bob machte sich alsbald wieder auf die Fahrt, allein da es schon vier Uhr Nachmittags und die Dämmerung bereits im Anzuge war, hatte er nicht mehr viel Lust, Geschäfte zu machen, sondern hielt vielmehr sorgfältig die Tasche, worin er seine dreißig Louisd'or aufbewahrt hatte, mit den Händen zu.

„Das war ein treffliches Geschäft!" murmelte er vor sich hin; — „ich will sechs Pence davon der guten Temperance geben."

Ein wohlgekleideter Herr versperrte ihm den Weg, als er eben nach Finch-Lane zurückkehrte; Bob wollte zur Rechten oder zur Linken ausweichen, allein der Herr hielt ihn mit einer Gebärde an und fragte ihn mit merklichem französischem Accente: „Wo ist die St. Paulskirche, guter Freund?"

„Ei, das ist eine schöne Kirche!" erwiderte Bob Lantern kaltblütig.

„Könntet Ihr mir nicht den Weg dorthin zeigen?" fragte der Fremde weiter.

„Hm, hm!" meinte Bob, — „das ist keine Kleinigkeit, um zwei Schillinge würde ich mich jedoch dazu verstehen."

„Zwei Schillinge für ein einziges Wort!" rief der Franzose entsetzt.

„Nun ja, so will ich es meinethalben für einen Schilling thun, weil Sie kein Russe sind, Herr Franzos!" erwiderte Bob und hielt die Hand hin.

Der Fremde legte einen Schilling hinein und murmelte ein nichts weniger als verbindliches Wort hinsichtlich der englischen Gastlichkeit vor sich hin.

„Schon gut!" sagte Bob, „ich danke; — sehen Sie, Mylord, gehen Sie nur immer auf demselben Wege hier

fort, etwa hundert Schritte weit gerade aus, und Sie werden unmittelbar auf das Portal der St. Paulskirche zulaufen."

„So war ich wohl also schon auf dem Wege dahin?" fragte ihn der Franzose.

„Allerdings, Mylord!" versetzte Bob, sprang rasch auf die Seite und verlor sich unter der Menge, während der Franzose ärgerlich und verblüfft den heillosen Engländer verwünschte.

„Was soll ich nun thun?" überlegte Bob bei sich selber; — „soll ich zu dem Gelbschnabel hingehen und ihm Mr. Edwards Namen verkaufen? — Nein!" murmelte er nach einer Weile, „das wäre thöricht; man muß der Sache den Lauf lassen, weil sonst der Gelbschnabel Mißtrauen hegen und das Gelingen der Unternehmung vereiteln könnte... Ja, ja!" sagte er lachend, „Mr. Patterson hat einen saubern Handel mit mir geschlossen! Mr. Edward wird ihm das Mädchen vor dem Maule wegfischen, ehe er es noch seinem Herrn anvertraut hat; doch das ist seine Sache, das geht mich nichts an."

Die Folge dieser Reflexionen war, daß Bob seinen Weg nach Finch-Lane nicht fortsetzte, sondern vielmehr, da es noch nicht Zeit war, sich zu Bette zu begeben, den Rest seines Tages auf eine andere Weise nützlich verwenden wollte, denn Bob war unermüdlich fleißig.

„Heute Abend," dachte er bei sich, — „könnte ich ja etwa meinen Freunden, den Auferstehungsmännern, bei ihrem Geschäfte helfen; ihr Handwerk ist zwar kein sonderlich angenehmes und wird auch nicht gerade gut bezahlt, allein man muß doch gelebt haben. — Alle Teufel! da fällt mir eben ein, daß der Abend ganz wie gemacht wäre zum Betteln — der Nebel hat die Kühle vertrieben und die alten Weiber werden jetzt aus ihren Löchern herauskriechen; die Hauptsache ist, daß man sich nicht von der Polizei ertappen läßt!"

Beim Schluß seiner Rede schüttelte Bob seinen Oberleib einigermaßen und brachte dadurch auf einmal

eine Veränderung in seinem ganzen Wesen hervor, die ihm das Ansehen des elendesten Bettlers gab. Sein Rücken nämlich verkrümmte sich ganz und gar, eine seiner Schultern zog sich in die Höhe, während die andere fast ganz verschwand; sein linker Arm bog sich zurück, verkrümmte sich und nahm ganz das Ansehen der Lahmheit an; sein linkes Bein das er freiwillig verkurzt hatte, begann auf einmal zu hinken und verlieh seinem ganzen Wesen ein so klägliches Aussehen, daß man ihn gar nicht ohne Mitleid anblicken konnte.

Jetzt erst warf er einen behutsamen, lauernden Späheblick umher, als wolle er sich überzeugen, daß kein Polizeiagent in der Nahe auf dem Trottoir sey; mit einem zweiten Blick erspähte er unter der vorübergehenden Menge eine alte Dame in einem großen schwarzen Hute, die nichts Anderes seyn konnte, als die Wittwe eines Schiffkapitäns oder Bootsmannes, der in Diensten des Staates erblichen war.

Bob schleppte sich auf sie zu und schwankte, als wäre er eine Schaluppe, die der Wind umherwirft

„Ehrbare Dame!“ murmelte er kläglich hinter ihr, — „ich habe schon seit sechs Tagen keinen Bissen mehr gegessen...“

Die Dame ging noch rascher.

„Ach, beste Dame!“ fuhr Bob fort, — „haben Sie doch Mitleid mit einem armen Seemann, den eine Wunde, die er in der denkwürdigen Schlacht bei Trafalgar unter dem glorreichen Nelson empfangen hat, zur Arbeit untüchtig machte und in die Nothwendigkeit versetzte, sein Brod durch Bettel zu verdienen!“

„Ich habe Nichts, wackerer Mann!“ versetzte die Dame halb gerührt.

„Ach!“ fuhr Bob noch immer fort, — „so muß ich auch heute diese Hand vergebens ausstrecken, die der große Nelson einst zu drücken nicht verschmäht hat...“

Die Dame blickte auf Bob's Hand, denn Nelson's

Name wirkt stets wie ein mächtiger Zauber auf ein englisches Ohr.

„Haben Sie Erbarmen, beste Dame!“ fuhr Bob kläglich fort, — „sonst muß ich hier zu Ihren Füßen auf dem Pflaster kläglich verkümmern.“

Die Dame durchsuchte ihren großen Arbeitsbeutel und zog endlich eine Krone heraus, die vermuthlich heute Abend zu ihrer Whistpartbie dienen sollte; Bob küßte die Krone und versprach der Dame allen Segen des Himmels.

„Mylady!“ rief er nach einer Weile und heftete sich an die Ferse einer andern Frau, die seiner Ansicht nach eine Torystische Tournüre hatte, — „lassen Sie doch einen tapfern Soldaten unseres Halbgottes, Seiner Durchlaucht des mächtigen Herzogs von Wellington, nicht in Mangel und Entbehrung umkommen; — ich habe dreiundfünfzig Blessuren, edle Dame, und Napoleon in eigener Person, das kann ich bei meinem Leben verschwören, hat mir mit einem Fußtritt seines verwünschten Kourierstiefels das Bein zerschmettert!“

Mylady gab ihm einen Schilling, um nur seiner los zu werden.

Bob setzte das Spiel etwa eine Stunde lang mit unterschiedlichem Erfolge fort und verdiente sich damit eine ziemliche Anzahl Kronen; freilich mußte er auch eine ziemliche Anzahl von Schimpfreden, Rippenstößen und ein halbes Dutzend Lungenhiebe mit dem Spazierstocke einnehmen, womit ihn ein Parlamentsmitglied zu Fuße bedachte, das er für einen Pächter aus Wales gehalten. In demselben Augenblicke, wo er schon den Platz räumen wollte, erblickte er noch einmal eine ältliche Dame, deren Aussehen ihn über die Maßen verlockte. Bob konnte Versuchungen dieser Art nicht entgehen; er trat daher auf die alte Dame zu und hatte bereits eine höchst poetische Beschreibung der Schlacht von Trafalga begonnen, als er sich auf einmal von einer derben Hand bei der Schulter erfaßt fühlte; Bob nahm sich nicht einmal die

Mühe sich umzusehen, denn die Hand der Polizeidiener war ihm bereits bekannt.

Rasch wie der Blitz reckte er auf einmal den Rücken wieder in seiner ganzen Länge auf, duckte sich dann plötzlich wieder zusammen, entwich auf diese Weise den Fängen des Polizeidieners und schlug diesem, bevor er noch sich zur Wehre zu setzen vermochte, beide Fäuste so nachdrücklich in die Rippen, daß seine Brust erklang wie eine Trommel.

Der Agent stürzte zum größten Vergnügen der Gassenjungen (cockneys) in den Koth und Bob entwich unbeeinträchtigt und seelenvergnügt. — Der Abend war entzwischen schon so ziemlich vorgerückt, Bob fühlte sich müde und empfand, obwohl er noch mancherlei andere kleine Industriezweige besaß, mit denen er seine Mussestunden nützlich auszufüllen wußte, gerade diesen Abend einen so gewaltigen zärtlichen Drang nach seiner reizenden Temperance, deren fünf Fuß sechs Zoll ihm noch nie so reizend erschienen waren, daß es ihn mächtig nach Hause zog.

„Die Auferstehungs-Männer will ich ein andermal besuchen," dachte er; — „das Tagewerk war nicht so schlimm und ich bin jetzt müde. Bishop würde mir zwar eine Guinee für die Nacht bezahlen und eine Guinee ist schon eine namhafte Summe... allein Temperance erwartet mich, das arme gute Kind! — Der Henker soll mich holen, wenn ich nicht sechs Schillinge dafür gebe, daß sie sich wenigstens nur sechsmal in der Woche betrinken würde!"

Bob schlug also den Weg nach St. Giles über Holborn ein und schritt jetzt mit stolzem Haupte, kühner Stirn und den Händen in der Tasche dahin, wie jeder ehrliche Mensch thut, dessen Gewissen in Ordnung und dessen Tasche mit dem Ertrag einer ehrlichen Arbeit gefüllt ist.

11.

Mors ferro nostra mors.

Mr. Frank Perceval führte keine Titel, allein es geschah keineswegs aus Verachtung für seinen Adel, sondern im Gegentheil aus ehrbarer stolzer Hochachtung für den historischen Namen seiner Vorfahren. Zu der Zeit, wo der Stand eines Edelmanns noch Macht und Privilegien verlieh, würde es vielleicht einige Seelengröße bewiesen haben, wenn Einer seine vornehme Geburt verschwiegen und auf seine Rechte verzichtet hätte; allein in unsern Tagen, wo der Adel nur noch Schulden und Pflichten hat, sind wahrlich nur Feiglinge oder vielleicht nur noch Thoren im Stande, Verachtung ihrer hohen Abkunft zu heucheln und sich ihres Wappenschildes zu begeben oder es wegzulegen, wie man mit einem aus der Mode gekommenen Kleidungsstücke thut.

Frank gehörte keineswegs zu diesen Leuten, allein er zählte sich noch weniger zu jenen, die ihr angeborenes Verdienst noch dadurch zu erhöhen glauben, daß sie die Petersilienblätter einer Herzogskrone, oder die sechs Reihen feiner Perlen von einem Freiherrnhute auf ihre Visitenkarten stechen lassen. Es lag kein thörichter oder kleinlicher Stolz in dem Selbstgefühl, womit er seinen Namen zu führen gewohnt war, denn Frank war ein Edelmann im wahren Sinne des Worts.

Sein älterer Bruder, der Graf von Fife, hatte dem englischen Gesetze gemäß fast das ganze väterliche Vermögen geerbt; trotz dieser ungleichen Theilung war der Graf doch nicht reich genug, um seinem enterbten Bruder eine Pension verabreichen zu können; allein dessen ungeachtet lebte er am Hofe und führte ganz die Lebensweise eines großen Herrns.

Frank war daher genöthigt, ein sehr bescheidenes Leben zu führen, besonders gegenüber von der fürstlichen Lebensweise, welche seine Verwandten früher zu führen

gewohnt gewesen waren. Er lebte von seinem geringen väterlichen Erbtheil, und theilweise auch von dem Vermögen seiner Mutter, die mit ihrer jüngsten Tochter, einem zwölfjährigen Mädchen, in Schottland lebte. Die verwittwete Gräfin von Fife liebte Frank mit wahrer Leidenschaft; er war ihr Lieblingskind einmal schon um seiner Persönlichkeit und seiner selbst willen, dann aber auch, weil sein Charakter, sein Alter und sein Gesicht sie lebhaft an ihre älteste Tochter erinnerten, die unglücklicherweise etliche Jahre früher gestorben und eine Zwillingsschwester von Frank gewesen war.

Wenn Frank zu London sich aufhielt, bewohnte er Dudley-House, das Eigenthum seiner Mutter, das in Castle-Street, in der Nähe von Cavendish-Square gelegen war; er hatte nur einen einzigen Diener ausser seiner Haushälterin, und weder Equipagen noch Diener.

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als Stephan Mac-Nab die Schwelle von Dudley-House überschritt und von Frank's altem Diener bewillkommt wurde.

„Guten Tag, alter Jack!“ redete ihn unser junger Arzt an; — „ist Dein Herr noch nicht aufgestanden?“

Jack war ein würdiger, rechtschaffener, treuer und ergebener Diener; er hätte sicherlich auch Caleb's Stelle an seinem Herrn vertreten, wenn Frank Perceval je in die verzweiflungsvolle Lage des Eigenthümers von Ravenswood gekommen wäre. Frank war jedoch, Gottlob! noch weit von jenem hochherzigen, großmüthigen Elende, das uns Walter Scott auf so rührende Weise geschildert hat, denn seine Armuth wäre verhältnißmäßig noch für manchen Andern eine gewisse Wohlhabenheit gewesen. Jack hatte daher auch ein ziemlich achtbares Aussehen; seine Livree von tadelloser Reinlichkeit, deutete nicht auf zu langen Dienst und in seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Zufriedenheit und Glück, der jeden Gedanken an Hungerleiden entfernte; er liebte seinen Herrn leidenschaftlich und fand keinen andern Fehler an ihm, als den, daß er sich nicht wenigstens Sir Francis Perceval

nannte, da er doch ein Right Honourable, der Sohn eines Grafen und einer Miß Dudley war, die in gerader Linie von den Stuarts abstammte, und in seinem geviertheilten Wappenschilde die Wappen von Schottland und Courtenay führte! Jack hätte eine dreijährige Löhnung dafür hingegeben, daß er seinem Herrn hätte bestimmen können, irgend einen Titel anzunehmen, der ihn, Jack, des Verdrusses enthoben hätte, seinen Herrn nur schlechtweg Ew. Gnaden zu nennen.

Ew. Gnaden schlechtweg war doch eine wahre Schmach für den Abkömmling eines solchen Hauses, um so mehr, als auf der andern Seite der Straße ein gewisser Sir Marmaduke Twopenny wohnte, ein ehemaliger Theerhändler, der sich die Würde eines Knight (Ritter, in England eine lebenslängliche Würde) erschlichen hatte, so daß dessen Kammerdiener befugt war, den guten alten Jack beinahe todt zu ärgern, wenn er zwanzigmal in der Stunde seinen Herrn, „Se. Gnaden Sir Marmaduke" nannte.

Jack war schon oft versucht gewesen, diesem Burschen den Hals zu brechen, allein er zögerte stets, sich mit dieser Noblesse du Comptoir zu compromittiren. Seine ganze Rache bestand darin, daß er den Namen Twopenny (wörtlich zwei für einen Pfennig) auf eine Weise aussprach, welche eine unmaßgebliche Verachtung an den Tag legte, und daß er stets bei den neun Quartieren von Percevals großem Wappenschild schwur.

Er kannte Stephan schon von Kindheit auf und wußte genau um die Freundschaft, welche er für Frank empfand, aus welchem Grunde er es auch dem jungen Arzte verzieh, daß er nicht von Adel war.

„Es wird den gnädigen Herrn sehr freuen, daß Ew. Gnaden ihn besucht haben," sagte er zu Stephan mit respektvoller Treuherzigkeit und ließ sich in seinem Geschäfte nicht stören; — „der gnädige Herr pflegte auf unsern Reisen häufig von Ew. Gnaden zu reden; — der gnädigste Herr ist heute in aller Früh ausgegangen, allein,

wenn Ew. Gnaden ihn erwarten wollen, so will ich Ew. Gnaden das Studierzimmer des gnädigsten Herrn aufschließen!"

Jack hatte, wie man sieht, Recht, wenn er seinem Herrn einen Titel wünschte, weil dieß ihm in der That endlose Wiederholungen erspart haben würde.

Die dritte Person verlangt gebieterisch so viele Distinctionen. Vor der dritten Person ist keinerlei Gleichheit möglich.

Stephan ließ sich in Frank's Studierzimmer führen; dieß war ein Zimmer, dessen Beschreibung für den Leser keinerlei Interesse bieten würde; — es enthielt viele Bücher, einige Kunstgegenstände, etliche Familien-Portraits und einen großen Wappenschild mit vielen Feldern, über welchen das Hauswappen der Dudley's prangte; dieß war auch der einzige Zierrath im ganzen Gemach.

Stephan setzte sich zum Feuer.

„Nichts hat hier eine Veränderung oder einen Wechsel erlitten; — hier sind noch die Schriftsteller, die wir einst zusammengelesen haben — hier das Portrait der armen Miß Hariet, seiner verstorbenen Zwillingsschwester . . ." flüsterte er.

Jack fuhr wehmüthig über seine Stirne.

„Hier," fuhr Stephan fort, — „ist die kleine Statue der Herzogin von Berry! — Frank ist also noch immer ein irrender Ritter."

„Wollte Gott! er würde sich wenigstens einen Ritter nennen!" erwiderte der alte Jack.

„Da ist auch noch Perceval's großer Wappenschild," fuhr Stephan fort.

„Wollen Ew. Gnaden geruhen, daß ich Ihnen das Wappen erkläre?" fragte der alte Diener mit geschäftiger Hast und begann, ohne Stephan's Antwort abzuwarten, mit rascher, eintöniger Stimme nachstehende technische Erklärung, die er schon so oft angehört hatte, daß ihre Worte in seinem Gedächtnisse gleichsam eingegraben waren:

Das Wappen ist, wie Ew. Gnaden sehen, von drei

Felderreihen durchlaufen, die je wieder durch zwei Balken getrennt werden; im Ersten ist das Wappen vom Fairfax: Queerstreifen von Gold und Schwarz über das ganze Feld hin, mit einem silbernen Löwen in der Mitte. — Im Zweiten erblicken Sie das Wappen von Argyle: ein azurblaues Schiff in silbernem Felde, Taue, Segel und Ruder ebenfalls blau. — Im Dritten das Wappen von Errol: Silber mit drei rothen Schilden. — Im Vierten das von Dudley Stuart: vierfach gevierter Schild, im ersten und vierten Feldchen silberne Binden, mit silbernen und azurnen Würfeln in drei Zügen, als der Bezeichnung der Stuarts; im zweiten und dritten aber Gold mit drei rothen Kränzen, als dem Zeichen von Courtenay; über dem Ganzen aber ein gewürfeltes Feld von zwölf Vierecken in Azur und Silber, mit einer Hermelin-Einfassung: dem Wappen der Dudley's. — Im Fünften das Wappen von Douglas: Silber mit einem rothen, blutenden Herzen, der Obertheil des Schildes azurblau mit drei silbernen Sternen. — Im Sechsten ......"

Stephan gähnte und stieß einen anhaltenden Seufzer aus.

„Ich mache Ew. Gnaden Langeweile, wie es scheint?" fragte der alte Jack schüchtern; — „es sind nur noch vier Felder und das untere Wappen übrig!"

„Die magst Du mir ein andermal beschreiben, mein guter, alter Jack!" versetzte Stephan.

„Wie Ew. Gnaden befehlen," sagte der Diener laut, dachte aber wohl leise: „man sieht doch gleich, daß Du kein Edelmann bist."

„Dein Herr hat wohl seine Waffen mit sich genommen," hub Stephan von Neuem an, weil er die Unterhaltung fortsetzen wollte, um den guten alten Diener nicht zu beleidigen.

„Allerdings, Ew. Gnaden!" erwiderte Jack, „der gnädige Herr hat Pistolen mit auf die Reise genommen."

„Ich sehe auch seinen Degen nicht mehr!" fuhr der junge Arzt fort.

„Ew. Gnaden täuschen sich, wenn ich so sagen darf!“ erwiderte der alte Diener.

„Auch das Kästchen mit den Duellpistolen fehlt … oder ist nicht mehr an seinem Orte!“ fuhr Stephan fort.

Jack erbleichte und seine Kniee wankten.

„Ja wahrlich!“ stammelte er; — „Ew. Gnaden haben Recht! ..... daß Gott sich erbarme! ....“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Stephan und sprang rasch vom Lehnstuhl empor.

„Der gnädigste Herr,“ entgegnete der Diener mit versagender Stimme; — „ist heute in aller Frühe ausgegangen ..... so frühe, daß ich noch im Bette lag, und ihn gar nicht zu Gesicht bekam...... Er hat seinen Degen mitgenommen und .... das Pistolenkästchen ebenfalls ......“

„Das deutet auf ein Duell!“ sagte Stephan.

„Und der gnädigste Herr ist noch nicht zurück!“ jammerte der alte Diener und sank kraftlos und halb unmächtig in einen Stuhl, während Stephan mit hastigen, großen Schritten rathlos im Zimmer auf- und abging.“

„Ein Duell?“ .... widerholte er aufgeregt; — gestern Abend langte er erst hier an ..... heute früh schon ein Duell! — Das ist doch seltsam! ...... Vielleicht handelt es sich nur um einen unbedeutenden Wortwechsel, der keinerlei Folgen hat .....“

Der alte Jack schüttelte verneinend seinen grauen Kopf.

„Was sich auf Sir Francis Perceval's Ehre bezieht, hat für ihn Bedeutung!“ sprach er in schmerzlichem Tone; — „ich kenne meinen Herrn ..... er gehört nicht zu Denen, die ihre Waffen mitnehmen, um sich ihrer nicht zu bedienen ...... Die Uhr deutet auf zwölf Uhr und schon seit sieben Uhr ist der gnädige Herr fort ....“

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, um seinen Angstschweiß und die Thränen der Verzweiflung zu verhehlen.

„Großer Gott! Guter Gott!“ murmelte er nach einer Weile, — „Du wirst doch Erbarmen haben, wirst nicht zugeben, daß der alte Jack etwas derartiges erleben muß?! . . . . .

„Gib Dich zufrieden, alter, armer Jack! wir beunruhigen uns gewiß vergebens!“ sprach Stephan zu ihm und versuchte sich damit beinahe zugleich selbst zu beruhigen; — „Frank kann unmöglich seit gestern Abend einen Streit von Bedeutung gehabt haben . . . .“

„Nein, das kann er nicht!“ bestätigte Jack; — „der gnädige Herr hat von Niemand Besuch gehabt, und verließ das Haus nur, um dem Ball in Trevor-House anzuwohnen!“

„Er war bei Lord Trevor?“ fragte Stephan und plötzlich ging ihm ein Licht auf; dann setzte er leiser hinzu: „Ja, ja, er wird mit dem Marquis von Rio Santo zusammengetroffen seyn!“

Jack stierte ihm ins Gesicht, ohne ihn zu verstehen.

„Der Marquis, de Rio Santo?“ sagte er verächtlich; — „ein Marquis? . . . . Alle diese Ausländer nennen sich mindestens Marquis! — sie würden sich für entehrt halten, wenn sie nur Baronnets wären! Ich kann jedoch Euer Gnaden versichern, daß der gnädigste Herr mit diesem Marquis nicht bekannt ist! . . .“

„Rio Santo!“ murmelte Stephan vor sich hin; — „sie sind miteinander zusammengetroffen! . . . . . Wo soll man sich erkundigen? . . . Mein Gott! wo soll man etwas erfahren!? . . . .“

„Wohin soll ich gehen?“ fragte Jack hastig, — „ach, gnädigster Herr! erbarmen Sie sich über einen armen Greis. Ich habe zwar Eurer Gnaden Worte nicht verstanden, allein ich habe sie zu errathen geglaubt! — Ach, wenn Sie wissen sollten, wo mein Herr jetzt ist, so sagen Sie mir's doch! — Ich werde hineilen und sollte ich auch unterwegs zusammenbrechen . . . . ich werde ihm Hülfe zu bringen suchen! — Mein guter Herr!“ fuhr er mit Thränen in den Augen fort und rang die Hände,

— „meinen guten, kleinen Francis, den ich schon in den Armen getragen, den ich auf meinem Schooße eingewiegt habe, den ich so sehr liebe! . . . .“

Stephans eigene Unruhe und Besorgniß mehrte sich noch beim Anblick der Verzweiflung des armen Jack und er näherte sich jetzt dem Fenster und hob mechanisch den Vorhang in die Höhe.

Ein Wagen lenkte in diesem Augenblick um die Ecke von Regents-Street.

Ach!“ fuhr Jack fort, — „es ist nicht anders, als ob eine Art Verhängniß über diesem edlen Hause walte!“ Fast alle Percevals sind seit Menschenaltern im Zweikampf geblieben, und schon der Sinnspruch, der um ihr Wappen herläuft, scheint eine ewige blutige Drohung zu seyn! . . .“

Stephan drehte sich hastig um, die besprochene Devise zu lesen.

„Mors ferro nostra mors! (der Tod durch's Schwert ist unser Tod!)“ murmelte er vor sich hin.

Es gibt Augenblicke, wo die kranke Seele ohne Widerstand und Gegenrede den abergläubischesten Ahnungen sich hingibt; — Voll Entsetzen wandte Stephan den Blick von der Devise ab, denn die glänzenden Email-Felder des großen Wappenschildes schienen ihm plötzlich mit Blut überlaufen, und er wähnte, Thränen in den Augen der gemalten Lords zu sehen, deren Bilder das Gemach schmückten.

„Mors ferro nostra mors!“ widerholte der alte Jack langsam; — „als ich zum Erstenmal diese Worte hörte, kamen sie aus dem Munde Sr. Herrlichkeit des hochseligen Grafen von Fife! Gott schenk' Sr. Herrlichkeit 'ne fröhliche Urständ und habe seine Seele in Frieden! Er sprach sie am Sarge seines ältesten Sohnes, der ebenfalls in einem seltsamen Zweikampfe geblieben war!“

Stephan hörte ihn nicht.

Der Wagen, welchen er zuvor schon bemerkt hatte, hielt gerade vor der Treppe von Dudley-House; zwei

fremde Männer stiegen aus und hoben mit Hülfe des Kutschers einen regungslosen Gegenstand heraus, der auf einem der Sitze der Miethkutsche gelegen hatte.

Stephan stieß einen schmerzlichen Schrei aus.

„Frank! mein armer Frank!" rief er und stürzte hinaus.

Der alte Jack eilte zum Fenster und blickte bestürzt hinunter.

„Es ist der gnädigste Herr!" murmelte er und stürzte plötzlich zu Boden; — Mors ferro nostra mors!"

Er war in Ohnmacht gesunken.

Als er wieder zur Besinnung kam, lag er noch auf derselben Stelle, wo er zusammengebrochen war. Niemanden war es eingefallen, ihn aufzuheben.

Mit stierem, blödsinnigem Auge blickte er sich im Zimmer um — es war leer und öde.

Die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit, umschwebte ihn nur undeutlich und wollte nicht wieder in sein Gedächtniß zurückkehren. Eine unbestimmte Ahnung von einem entsetzlichen, kaum erst vorgefallenen Unglück umdämmerte seine Sinne, allein er konnte — er wollte sich vielleicht die willkommene Dämmerung nicht aufklären, welche seine Vernunft umgab, weil ihm ahnte, daß das Licht allzulebhafte und schlummernde Schmerzen in ihm hervorrufen würde.

Während er so jede nähere Aufklärung oder Erläuterung gleichsam selber von sich stieß, fiel sein Blick auf den Wappenschild mit den neun Feldern, um welche sich der lateinische Wahlspruch der Percevals hinzog, — wie ein Blitzstrahl schlug es in sein Herz.

„Gnädigster Herr!" rief er in den schmerzlichsten Tönen, — „ein Duell! . . . . . Blut, Blut! . . . . . „Ich habe Sir Francis Perceval's Leichnam gesehen!..."

„Stille!" flüsterte eine fremde Stimme zur angelehnten Thüre herein; — „um Eurer Seele willen, schweigt!"

Die Thür schloß sich wieder.

Betroffen und voll Verzweiflung sank Jack wieder in die Kniee und kroch bis zur Schwelle hin; seine Beine trugen ihn nicht mehr.

„Man hört nichts mehr!“ murmelte er und hielt sein Ohr an die Thürspalte, — „gar nichts mehr!.... Was mag da drinnen vorgehen? — Mein Gott! lebt er noch oder . . . . ist er vielleicht . . . .“

Er hatte nicht die Kraft, diesen Gedanken vollends auszusprechen.

Im anstoßenden Gemach ließ sich nun ein leichtes Geräusch vernehmen, — dem Knirschen oder Kreischen zweier Stahlstäbe ähnlich, die man leicht an einander reibt.

Jack richtete sich auf und hielt gespannt lauschend sein Ohr an das Thürschloß; dann blickte er durch das Schlüsselloch hinein.

Drinnen sah er mitten im Gemach das Bett seines Herrn, welches man aus dem Alkoven herausgerückt hatte, um es mehr in die Helle zu bringen. Auf dem Bett aber lag Frank Perceval regungslos ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, bleichem Angesicht, und schlaffen Gliedmassen, denen eines Leichnams ähnlich.

Auf dem Tische, auf dem Boden lagen da und dort blutgefleckte Leinenfetzen umher.

Hart am Fenster aber saß Stephan Mac Nab bleich und gesenkten Hauptes, und verhüllte das Antlitz in beide Hände.

Zu beiden Seiten des Bettes standen zwei Unbekannte; der eine in schwarzer Kleidung, mit marmorstarren Gesichtszügen, auf denen ein trüber Gleichmuth sich aussprach, hielt Frank's Handgelenk zwischen seinen Fingern, — der andere hatte die Aermel aufgestreift. Seine blutigen Hände hielten ein langes, stählernes Instrument, dessen eines Ende unter Frank's blutbeflecktem Hemde verschwand. Der Letztere geberdete sich ebenso kaltblütig und fühllos als der Erstgenannte, und er war

es gewesen, der zuerst die Thüre geöffnet hatte, um dem alten, treuen Jack Schweigen zu gebieten.

Jack wagte nicht zu athmen, und sein ganzes Leben war gleichsam auf seinen Gesichtssinn concentrirt.

Der Herr in der schwarzen Kleidung — ohne Zweifel ein Arzt — fuhr fort, den Puls des Kranken zu befühlen. Der andere Fremde — zweifelsohne der Gehülfe des Ersteren — steckte die Sonde von Neuem in die Wunde, betastete, behorchte, befühlte und schüttelte unschlüssig und zweifelnd den Kopf.

Jetzt flüsterte dieser dem Schwarzgekleideten ein paar Worte zu, welche Jack nicht hören konnte, welche aber der Schwarze nur durch ein Achselzucken und ein sehr bezeichnendes Kopfnicken, sowie durch ein seltsames, unheimliches Lächeln begleitete.

„Was mögen sie wohl haben?" dachte der arme Jack, und konnte eine gewisse Angst nicht unterdrücken; — „was bedeutet dieses Lächeln? . . . . Sollte es eine Hoffnung auf Rettung bedeuten? . . . ."

Der Gehülfe zog in diesem Augenblick die blutige Sonde ganz aus der Wunde zurück, und maß kaltblütig die Tiefe der Wunde.

Jack konnte sich nicht länger mehr halten, drückte leise auf die Klinke und öffnete die Thüre etwa einen Zoll weit, allein die Fremden merkten es nicht. Jack konnte nun zwar hören, allein er verlor darüber die Gelegenheit, etwas sehen zu können.

12.

Die Phiole.

Der Gehülfe gab zuerst seine Meinung zu erkennen.

„Eine halbe Linie tiefer und die Luftröhren-Arterie wäre verletzt worden!" flüsterte er dem Schwarzgekleideten zu.

„Eine halbe Linie nur?" wiederholte Dieser in dem-

selben Ton; — „wissen Sie es auch ganz gewiß, Rowley, daß die Arterie nicht verletzt worden ist?“

„Allerdings, Sir!“ es fehlt eine volle halbe Linie!“ versetzte der Gehülfe.

Ein kurzes Stillschweigen folgte auf diese Worte. Jack hörte nun nichts mehr, darum wollte er wieder sehen, lehnte die Thüre zu, und hielt von Neuem das Auge an's Schlüsselloch.

Der Gehülfe hatte seinem Patron die blutige Sonde hingereicht; seine rechte Hand fuhr auf einen Augenblick in die Tasche seines Fracks, während er mit der andern ein Päckchen Charpie anfaßte.

„Charpie!“ dachte der arme Jack, und ein tiefer, anhaltender Seufzer erhob seine gepreßte Brust; — „sie hoffen ihn also noch zu retten?“

Er hatte zwar nichts von der technischen Unterredung der beiden Aerzte verstanden, allein sein gesunder Menschenverstand sagte ihm schon, daß die Anwendung eines Heilmittels bereits ein Pfand der Hoffnung sey; nur bei Lebenden wendet man noch einen Verband an.

Unermüdlich blickte er hinein.

Der Gehülfe des Wundarztes warf, ehe er seine Phiole aus der Tasche des Fracks hervorzog, einen scheuen, mißtrauischen Blick nach Stephan Mac-Nab hin, der noch immer regungslos da saß. Mit einem bedeutsamen Kopfnicken bezeichnete er ihn dem Arzt in der schwarzen Kleidung, welcher die Hand über die Augen legte, um Stephan recht aufmerksam ins Auge zu fassen.

Diese doppelte Bewegung machte den alten Jack verblüfft. Was bedeutete dieses Mißtrauen? Was veranlaßte diese Vorsichts-Maßregeln? . . . .

Der Doctor zog die Hand von den Augen weg und verzog den Mund zum Sprechen; alsbald drückte Jack wieder leise auf die Klinke und hielt sein Ohr an die Thürspalte.

„Der junge Mensch sieht nichts!“ flüsterte der Arzt

dem Gehülfen zu; — „thun Sie, wie ich Ihnen befohlen, Rowley!"

Eine abermalige Pause folgte.

Als Jack, dessen Neugier und Angst auf's Neue rege gemacht worden waren, abermals durch's Schlüsselloch zu blicken versuchte, sah er den Gehülfen eine kleine Phiole aus der Tasche seines Frackes ziehen, deren Krystall-Stöpsel er hastig und verstohlen abnahm; er brachte hierauf das Fläschchen an die Charpie, warf aber, bevor er diese mit der im Fläschchen enthaltenen Flüssigkeit tränkte, einen raschen lauernden Blick auf Stephan.

Es war ein Blick, vor welchem Jack's Herz im Busen erbebte.

Stephan rührte sich nicht vom Platze; der Arzt machte eine gebieterische Geberde gegen seinen Gehülfen, und Rowley goß einen Tropfen aus der kleinen Phiole auf die Charpie.

In diesem Augenblick regte sich Stephan; — Rowley erbleichte plötzlich und bebte zusammen; — anstatt die Charpie auf die Wunde zu legen, ließ er sie zu Boden fallen und trat mit dem Fuße darauf.

Der entsetzliche peinigende Argwohn, welcher seit einigen Sekunden schon in Jack aufgestiegen war, und seine Brust beengt hatte, erhielt nun auf einmal volle Gewißheit, und heischte gebieterischen Ausbruch. Sein Blick suchte nach einer Waffe umher; glücklicher Weise fiel sein Auge auf einen schottischen Dirk (eine Art großen Dolchs), der über ihm an der Mauer hing; rasch riß er diesen herab, stieß die Thüre auf und sprang in das Gemach hinein, wo sein Herr lag.

„Mr. Stephan! Gnädigster Herr!" rief er angstvoll; — „sehen Sie denn gar nicht, was hier neben Ihnen vorgeht?"

„Stille! Schweigt!" sagte Rowley mit bedeutsamen Geberden, und winkte nach dem Verwundeten hin.

„Schweige Du selber, verworfener Meuchelmörder!" versetzte Jack; — „ich war hier im Nebenzimmer!"

setzte er, auf die Thüre deutend, hinzu, — „ich habe Alles beobachtet!....“

Rowley trat unwillkührlich einen Schritt zurück und wollte der Thüre zu.

„Ist dieser Mensch hier von Sinnen?“ fragte der schwarzgekleidete Arzt Mr. Stephan Mac-Nab; — „heißen Sie ihn gefälligst sich entfernen, Sir, sonst kann ich Ihnen nicht für das Leben des Right Honourable Mr. Frank Perceval stehen!“

Stephan war rasch aufgestanden und blickte nun wechselsweise Jack und Rowley an, welcher unterdessen seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte.

„Schweige, Jack! beruhige Dich!“ sagte er endlich zu dem alten Diener; — „und Sie, Herr Doktor! vergeben ihm wohl, nicht wahr? — Ich bitte Sie um Gotteswillen, beendigen Sie doch den Verband meines Freundes, der, fürchte ich, bereits zu lange hinausgeschoben worden ist.“

Jack trat jedoch rasch zwischen den Wundarzt und das Bett seines Herrn.

„Gnädiger Herr!“ wandte er sich mit ehrerbietigem aber entschlossenem Tone an Stephan, — „ich achte Ihren Befehl, weil Sie ein Freund meines guten Sir Francis sind, allein dieser Bursch hier soll keine Hand mehr an meinen Gebieter legen. — Das schwöre ich bei unserm großen Wappenschild!“....

„Dieser Diener ist toll!“ wiederholte der Arzt kaltblütig; — „er tödtet den sehr ehrenwerthen Herrn dadurch, daß er den Verband verzögert, eben so gewiß, als wenn er ihm einen Stoß mit dem Dolch, den er in der Hand hält, in's Herz gäbe.“

Jack zitterte an allen Gliedern und unter den spärlichen Locken seiner grauen Haare drang aus allen Poren kalter Schweiß hervor, allein er rührte sich nicht vom Platze.

„Ich habe es selbst mit angesehen,“ sprach er mit dumpfer, leiser Stimme; — „glauben Sie meinen

Worten, bester Mr. Mac-Nab, denn ich schwöre Ihnen bei dem Andenken von meinem Vater — und ich habe noch niemals gelogen — daß man hier, in diesem Augenblick — in Ihrer Gegenwart — in diesem Zimmer so eben einen Meuchelmord versucht hat, und zwar einen Meuchelmord an einem Manne, der schon halb todt war. — Glauben Sie mir, gnädigster Herr! ich habe es gesehen und ich täusche mich nicht! Diese beiden Männer wollten Sir Francis Perceval tödten!"

Stephan heftete auf den Doktor Moore einen ernsten, forschenden Blick.

„Dieser Diener hier ist der würdigste Mann, den ich kenne," sagte er zu ihm; — „auf der andern Seite weiß ich zwar auch, daß Doktor Moore eines der berühmtesten Mitglieder von Royal-College ist, und ich habe alle Achtung vor seiner tiefen Gelehrsamkeit und kostbaren Erfahrung; — allein dieser Herr hier ist mein bester Freund . . . . vergeben Sie mir also meine seltsamen Bedenklichkeiten und erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen zum Gehülfen bei dem Verbande anbiete, den Sie gefälligst fortsetzen werden; — ich habe meine medicinischen Studien in Oxford absolvirt, Sir!"

Stephan streifte rasch seine Aermel hinauf.

„Nehmen Sie sich in Acht, gnädigster Herr! . . ." flüsterte Jack, trat schnell auf den jungen Mann zu und sprach ihm leise etliche Worte in's Ohr.

Während er auf diese Weise den jungen Mann verwarnen zu müssen meinte, beugte sich Rowley rasch und hob die Charpie auf, welche unter seinen Füßen lag, dann blickte er dem Doktor fragend in's Gesicht und dieser beantwortete die stumme Frage mit einem verstohlenen Winke, welcher wohl bejahend seyn mußte, da Rowley einen Augenblick später aus der Thüre verschwunden war.

„Es ist unmöglich," sagte Stephan als Erwiderung auf die vertrauliche Mittheilung des alten Dieners.

„Unmöglich, gnädigster Herr?" entgegnete Jack; —

„ich könnte Sie gleich widerlegen, Sir! dürfte ich nur diesen Schurken bis auf's Hemd ausvisitiren, so wollte ich gleich jenes Fläschchen auffinden . . ."

Er sah sich rasch nach Rowley um, und Stephan folgte seinem Beispiel, allein nun erst wurden sie seine Entweichung inne.

„Nun, gnädigster Herr!" rief Jack; — „schenken Sie jetzt meinen Worten Glauben?"

Stephan heftete abermals einen strengen, durchdringenden Blick auf den Doktor.

Doktor Moore hatte die Arme über der Brust gekreuzt, blieb unbeweglich und beobachtete den ganzen Auftritt mit ruhigem, verächtlichem Blicke. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hoch gewachsen und schön zu nennen; auf seiner hohen, kahlen Stirn lag Stolz und Verstand. Sein durchdringendes, tiefes Auge wußte gelegentlich einen festen, würdevollen Blick anzunehmen, allein es glitt auch zuweilen arglistig und mit unheimlichem Lauern unstät unter den halbgesenkten Augenliedern umher. Das Oval seines Gesichts, das an den Schläfen allzuschmal, am Unterkiefer aber zu weit ausgedehnt war, näherte sich jener birnförmigen Gestaltung, welche der Meinung der großen Physiognomiker Lavater und Gall gemäß auf Falschheit und Arglist schließen lassen soll. Seine gerade Nase, deren Wurzel sich ganz senkrecht über die Oberlippe erhob, war vom Munde nur durch einen schmalen, bleichen Zwischenraum getrennt. Der Mund selbst trat soweit zurück, daß das Kinn, welches übermäßig groß und von jener Form war, welche der Franzose mit einem Schlappschuh (Menton en galoche) vergleicht, desto auffallender hervortrat. Mit Einem Wort, der Untertheil seines Gesichts verunstaltete den oberen und das ganze Ensemble seiner Physiognomie war keineswegs von der Art, daß es das Herz gewinnen oder Zutrauen einflößen könnte.

Doktor Moore war eines der einflußreichsten und empfehlungswerthesten Mitglieder von Royal-College;

sein Ruf war immens und erhob ihn natürlich über jeden Argwohn. In dem ersten Augenblick, nachdem man Frank hereingeschafft hatte, hatte Stephan sich ganz seinem tiefen Schmerze überlassen; im innersten Wesen erschüttert, würde er wahrscheinlich seiner Niedergeschlagenheit schnell Meister und zur Verabreichung ärztlicher Hülfe wieder fähig geworden seyn, wenn die Anwesenheit des Doktor Moore ihm nicht eine hinreichende Bürgschaft dafür gewesen wäre, daß jede ärztliche Hülfe, welche noch möglich war, auf ebenso zweckdienliche als geschickte Weise versucht werden würde; in dieser Voraussetzung hatte er sich seiner stillen Wehmuth hingegeben und die Handlungsweise jener Spieler nachgeahmt, welche in entscheidenden Augenblicken die Augen schließen, um sie erst wieder zu eröffnen, wenn das Glück entschieden haben sollte; dießmal war er, wie wir gesehen haben, auf eine harte Weise aus seinem Hinbrüten aufgeschreckt worden.

Der ganze Auftritt, den wir so eben mit so vielem Zeitaufwande erzählt haben, hatte sich binnen weniger Minuten zugetragen, denn zwischen dem Augenblick, wo Rowley, schmachvoll entlassen, aus Dudley-House sich entfernte, und jenem, wo er es betreten hatte, war kaum der sechste Theil einer Stunde vergangen. So waren denn Alles in Allem höchstens etwa zehn Minuten für Frank Perceval's Verband verloren gegangen.

„Herr Doktor!“ hub Stephan von Neuem wieder an, nachdem seine natürliche Kaltblütigkeit den Sieg über seine Entrüstung davon getragen hatte, — „dieser würdige Diener ist nicht von Sinnen — er hat mit seinen eigenen Augen gesehen; — die Flucht jenes Elenden spricht hinreichend für das Uebrige.“

„Wie? Sie wagen es also, eine Beschuldigung gegen mich zu erheben, mein Herr?“ fragte Doktor Moore.

„Lassen Sie uns gefälligst nicht die kostbare Zeit mit eitlen Worten verlieren!“ versetzte Stephan Mac-Nab; — „ich wage nichts als den Vorschlag, Sie möchten augenblicklich Hand an den Verband Sir Frank

Perceval's legen . . . aber augenblicklich, wohlverstanden . . ."

„Augenblicklich?" widerholte Doktor Moore; — „das gleicht ja fast einem Befehle, Sir?"

„Das soll es auch seyn!" versetzte Stephan kaltblütig und mit unbeugsamer Festigkeit.

Der Doktor runzelte die Stirn und trat um einen Schritt zurück, seine Hände fuhren rasch und instinktmäßig in die großen Taschen seines schwarzen Fracks und seine ganze Person nahm einen drohenden Anblick an.

Plötzlich aber heiterte sich seine Stirn wieder auf und ein bitteres Lächeln verzerrte seine Lippen. „Nun denn, mein Herr Licentiat von Oxford!" sprach er mit erzwungen spaßhaftem Tone, — „rüsten Sie die Bandagen und die Charpie zu! ich bin bereit, diesen Herrn zu verbinden."

Alsbald begann die Operation — wahrlich, der seltsamste Verband, der je angelegt worden war. Mr. Moore, dessen ganze Handlungsweise unaufhörlich von dem geübten Blick seines jungen Collegen überwacht wurde, entfaltete hier den ganzen Vortheil seiner chirurgischen Praxis und aller jener Hülfsmittel, welche sosehr dazu beigetragen hatten, seinen Ruf sogar noch über seine geschicktesten Rivalen zu erheben. Er ging rasch und mit unbedingter Sicherheit zu Werke und schien eine Art Ostentation darein legen zu wollen, auch nicht eine der Kleinigkeiten ausser Acht zu lassen, welche die Klinik in solchen Fällen vorschreibt.

Stephan führte zwar jeden der Befehle des Doktors mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit aus, verfolgte aber auch jede seiner Bewegungen mit besorgtem Blick, wofür der Doktor sich nur durch ein kaltes, höhnisch bitteres Lächeln rächen zu wollen schien.

Hinter dem Doktor stand Jack; der alte Diener hatte sich noch nicht aller seiner Besorgnisse entschlagen, sondern hielt noch immer seinen Dirk in der Hand, und sein Auge haftete unaufhörlich fragend auf Stephan's

Zügen; bereit jeden Augenblick unerbittlich den Streich zu führen, wartete er nur auf den unbedeutendsten Wink des jungen Arztes. Von ihm war kein Mitleid zu erwarten, denn man konnte sogar versichern, ohne eben zu weit zu gehen, daß es ihm Freude gemacht haben würde, den Doktor schuldig zu finden, um nur Gelegenheit zu haben, den feigen Meuchelmordsversuch an dem sterbenden Perceval zu rächen. Seine sonst so wohlwollende, heitere Stirn war nun bis zu den Wurzeln der letzten Haare gerunzelt, die noch den hinteren Theil seines Schädels bedeckten. Seine blauen Augen voll Herzensgüte, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit trugen nun einen Ausdruck unerbittlichen Entschlusses und funkelten hart unter seinen gerunzelten Augenliedern hervor; kein gefälliges, heiteres Lächeln spielte mehr um seine Lippen und sogar sein von der Last der Jahre und der Gewohnheit gebückter Oberkörper hatte sich straff empor gerichtet. Er war mit Einem Worte stark, entschlossen und jugendlich geworden.

Der Doktor kehrte ihm den Rücken zu, konnte aber die drohende Gestalt des Alten in dem gegenüberhängenden Spiegel genau beobachten; sollte diese lebendige Drohung dazu beigetragen haben, seinen Handreichungen und Bewegungen diese mathematische Genauigkeit und Pünktlichkeit zu geben?

Je weiter indeß der Verband vorschritt, desto fühlbarere Erleichterung empfand das Herz des alten Jack; noch immer behielt er sein entsetzliches Aussehen bei, allein im Grund der Seele wurde er wieder der Alte.

Als Frank Perceval zum Erstenmal die Augen aufschlug, heiterte sich Jack's Stirne plötzlich auf, eine Thräne trübte den Blick seines Auges, der auf immer erloschen schien.

Seine Hand umfaßte nun den Griff des Dolches ohne Groll und Ingrimm, denn er sah nun in dem Doktor Moore nicht mehr den Mörder, sondern den Retter.

Er war ja seinem gnädigsten Herrn, Sir Frank Perceval so von ganzem Herzen zugethan.

Als der Verband beendet war, überzog eine flüchtige Röthe wieder die blassen Lippen des Verwundeten; Jack mußte unwillkührlich unter Thränen lächeln und der hochländische Dolch entfiel seinen Händen.

„Mög' es Gott Ihnen vergelten, was Sie an meinem Herrn gethan haben!" flüsterte er hinter Doktor Moore; — „Gott verzeih' mir, wenn ich Sie vorhin unrecht anklagte!"

Der Doktor drehte sich weder nach ihm um, noch würdigte er ihn einer Antwort.

„Dieser Gentleman ist nun gerettet!" sagte er zu Stephan; — „in unerfahrenen Händen hätte seine Wunde tödlich werden können, nun aber sind alle möglichen menschlichen Vorkehrungsmaßregeln getroffen, und ich verbürge mich für seine Rettung."

Stephan verneigte sich, holte aus seinem Taschenbuche eine Banknote von fünf Pfund und überreichte sie dem Doktor.

Doktor Moore wies dieses Honorar mit ungeheuchelter Verachtung zurück.

„Ich habe hier nichts mehr zu schaffen!" sagte er und nahm Hut und Handschuh; — „hoffentlich wird es Ihnen nicht einfallen, mich noch länger hier zurückzuhalten!"

„Sicherlich nicht, Sir, Sie sind nun frei!" gab ihm Stephan zur Antwort.

„Um so besser!" versetzte Herr Moore und näherte sich der Thüre; in dem Augenblick aber, wo er die Schwelle unter sich fühlte, fuhr er von Neuem mit beiden Händen in die weiten Taschen seines breiten Fracks und drehte sich rasch um. — „Sie erklären mir jetzt, daß ich frei sey, Sir!" sagte er und legte einen besondern Nachdruck auf dieses Prädikat; — „ich will Ihnen nun zeigen, mein junger Mann, daß ich es auch schon zuvor war und unter allen Umständen gewesen wäre.

In unserem Berufe ist man, wie Sie später selbst noch erfahren werden, zuweilen gefährlichen Hinterhalten ausgesetzt; es gehört daher zu den Grundbedingungen der Vorsicht, sich nie ungerüstet überraschen zu lassen!..."

Der Doktor zog bei diesen Worten beide Hände wieder aus der Tasche und hielt in jeder eine gezogene Doppelpistole.

„Sehen Sie nun, junger Herr!" sagte er, — „dieß sind Beweismittel, welche man Einen in Oxford nicht lehrt, welche jedoch in London die Erfahrung Jedem an die Hand gibt; — ich, mein junger Herr, gestehe wenigstens, daß ich keine schlagenderen Argumente kenne, als diese ... wie Sie nun sehen, war ich in jeder Beziehung im Stande, mir freien Abzug von Ihnen zu ertrotzen, und brauchte den verrosteten Haudegen Ihres alten Hochländers hier nicht eben zu fürchten, allein ich wollte wenigstens nicht von hier weggehen, ohne einem wahnsinnigen, thörichten Argwohn durch einen materiellen Beweis meiner rechtlichen Denkart zu begegnen, ... ich habe diesem Gentleman das Leben nur gerettet, weil es mir Spaß machte."

Er steckte seine beiden Pistolen wieder an ihren vorigen Platz und fuhr fort:

„Leben Sie nun wohl, Herr College! Erfahren Sie aber auch zu gleicher Zeit, daß Sie sich vom heutigen Tage an in mir einen tödlichen Feind erworben haben! — In meinem ganzen Leben habe ich noch keine Beleidigung vergessen, geschweige denn verziehen .... stets habe ich mich auf irgend eine Weise zu rächen gewußt."

Mit diesen Worten trat Doktor Moore aus der Thüre und schlug diese wieder hinter sich zu. Stephan hatte kaltblütig den ersten Theil der Rede seines Collegen angehört, die Drohung aber, welche die letzten Worte enthalten hatten, nur durch eine ruhige stumme Verbeugung erwidert.

Jack hatte sich gar nicht Mühe gegeben, diesem Zwischenfalle einige Aufmerksamkeit zu schenken, sondern

war vielmehr am Bett seines Herrn niedergekniet und hatte weinend dessen kalte, schlaffe Hände geküßt.

Stephan trat nun ebenfalls an Frank Perceval's Bett. — „Was soll ich glauben?“ murmelte er; — „die Vermuthung eines Mordversuchs dürfte vielleicht begründet seyn, allein zu welchem Zweck sollte sie dienen? ... Wozu sollte es überhaupt führen, daß Doktor Moore den Mordversuch auf sich nahm? ... In wessen Interesse konnte er handeln? — Jack, bist Du auch ganz gewiß, das gesehen zu haben, was Du vorhin behauptetest? . . . .“

„So gewiß als ich Ew. Gnaden hier sehe!“ rief Jack und stand rasch auf; — „der Mörder hielt in der einen Hand ein kleines Fläschchen, in der andern Charpie, ... auf einen Wink dieses Doktors, der vielleicht bei alledem ein wackerer Mann ist, hat der Schuft von Gehülfe die Charpie mit dem Inhalt des Fläschchens befeuchtet. Gerade im selben Augenblick rührten Sie sich, der Gehülfe verbarg rasch das Fläschchen, der Teufel weiß wo, — warf die Charpie auf den Boden und trat mit dem Fuß darauf . . . sehen Sie, der Charpiepfropf muß noch hier liegen . . . .“ Jack beugte sich rasch zu Boden und suchte rund um das Bett her, während Stephan ihn gespannten Blickes verfolgte.

„Verdammt!“ rief der alte Diener; — „die Charpie ist verschwunden, allein die Spur davon sieht man noch immer am Boden.“

„Die Spur? . . .“ unterbrach ihn Stephan; — „wo denn? . . . Laß sehen.“

Jack zeigte ihm einen feuchten Fleck von der Größe eines Schillings, welchen der Druck von Rowley's Fuß auf die feuchte Charpie hervorgebracht hatte.

Stephan kniete rasch nieder, um diese Spur zu untersuchen; wie er sich jedoch bückte, gewahrte er unter dem Bette ein winziges Fläschchen und hob es hastig auf.

„Da ist's ja, das ist das Fläschchen!“ rief der alte Jack.

Stephan nahm den Kork davon und roch daran — der specifische Geruch der Flüssigkeit überzeugte ihn, daß es Blausäure enthielt.

13.

Der Morgengruß.

Lady Ophelia Barnwood, Gräfin von Derby, erwachte am Tage nach dem Balle in Trevor-House erst lange nach Mittag. Ihre zarten Züge trugen noch die Spur der Strapazen und Aufregungen des vorigen Tages; ihre müden und trüben Augen wollten sich nicht öffnen, und die Erinnerungen an das Fest schwebten noch unbestimmt ihren vom Schlafe verwöhnten Verstandeskräften vor.

Ihr Schlafgemach war noch kalt, trotz des großen Feuers, das mit seinem glühenden Schein das Halbdunkel des geräumigen Gemachs durchstrahlte, und Lady Ophelia wickelte sich, anstatt aufzustehen, schaudernd nur noch tiefer in die weichen warmen Kissen ihres Bettes und gab sich Mühe wieder einzuschlummern.

Zu gewissen Zeiten und Stunden des Tages ermüdet jedoch der Schlummer nur noch mehr, und die Berührung der Betttücher scheint gewissermaßen auf die Nerven einzuwirken; ja es gibt sogar gewisse Stunden, wo man nothgedrungen aufstehen, handeln und leben muß. Diese Stunde hatte längst geschlagen, und anstatt des ersehnten Schlummers bemächtigten sich der Seele der Gräfin nur jene unerwünschten Gedanken, die man so gerne verdrängen möchte, peinliche Erinnerungen, Aerger, Gewissensbisse...

Sie sah gleich lebenden Bildern in voller Jugendfrische ihr junges Mädchenleben an sich vorüberziehen. Sie sah im Geiste, wie damals ihre Schönheit — so jugendlich wie ihre Seele — alle ihre Nebenbuhlerinnen ver-

dunkelte; sie erbebte vor Entzücken bei der Erinnerung an jene süßen Triumphe kindischer Koketterie, welche den Boden unter den Füßen des schönen jungen Mädchens, welches nun zum erstenmale in die große Welt eintritt, mit Blumen bestreuen; sie lächelte beim Andenken an jene Liebeleien ihrer Jugend, die so zärtlich, so träumerisch, so schüchtern und ach so bald wieder entschwunden gewesen waren! Sie sah sich alsdann wieder, wie sie sich im Ehestand zum erstenmal auf den seidenen Kissen ihrer prächtigen Equipage ausstreckte; — sie war nun eine Lady, sie war Gräfin; die berüchtigte Devise: „Honny soi qui mal y pense“ lief nun um ihr Wappen her; sie hatte zwar ihres Gleichen, aber Niemand mehr über sich...

Dann sah sie sich wieder in den ersten Wochen des Wittwenstandes, jenes Verhältnisses, das eine Perle mehr in die Krone jeder schönen jungen Frau flicht. Wie war sie nun beneidet und doch wieder verachtet, wie wurde ihr geschmeichelt... und wie glücklich war sie darin.

Und abermals zogen Bilder in ihrer Erinnerung auf: sie sah sich nun schwach, zitternd, besiegt, und dennoch tausendmal schwächer, als im gegenwärtigen Augenblicke, denn sie liebte. Sie liebte zum erstenmale, liebte mit fünfundzwanzig Jahren, also in einem Alter, wo die Liebe Kraft, Energie und Zärtlichkeit zugleich vereinigt, in einem Alter, wo man zwar noch seufzt, wo die Seufzer aber glühend sind — in jenem starken, heißblütigen Alter, wo Leib und Seele wetteifern in der Fülle der Kraft... sie sah sich nun mit Eifersucht und Leidenschaft erfüllt, sah sich überwunden und doch mischte sich eine unbestimmte Empfindung, ein Widerstrahlen des einstigen Genusses in ihr Gefühl, das jetzt ihren Busen wogen und ihr Herz klopfen machte. Wie rasch waren sie doch entschwunden, jene Stunden stiller, verborgener Liebe! Wie voll, wie anmuthig war diese Einsamkeit, welche sie mit dem Geliebten getheilt hatte! Wie war dieß Schweigen und die Oede, womit sie sich umgab, so süß und anmuthig und har=

monisch, weil nur Eine befreundete geliebte Stimme sie unterbrach!

Ach, die Stunden zogen ihr nun so trübe und schwerfällig vorüber, ihre Einsamkeit war nun leer und das Schweigen, das sie umgab, war das des Todes.

Schweigen und Einsamkeit drückten jene bleierne Last auf ihre Seele; das Glück war entflohen und Alles um sie her war nun trübe und langweilig — prunkhaft, aber Verdruß und Eckel erregend. Die Langweile, dieses entsetzliche Alpdrücken, schien in der ganzen Atmosphäre zu liegen...

Lady Ophelia warf hastig die Bettdecken zurück, sprang aus dem Bett heraus und schlüpfte mit den kleinen Füßen in ihre Atlaspantoffeln.

Sie hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nie so viel ohne die Beihülfe ihrer Kammerfrauen gethan. Von Kälte durchschauert, schlug sie hastig ihren Schlafrock (morning gown) um die Schultern und flüchtete sich in einen großen, bequemen Lehnstuhl, der ihr vor dem Kamin seine ausgestopften Arme entgegenstreckte.

Eine andere Erinnerung überkam sie in diesem Augenblick!

Sonst hatte in diesem Augenblick ein bescheidenes, diskretes Pochen die äußere Thüre von Barnwood-House erschallen lassen und die eintretende Kammerfrau ihr anzukündigen gepflegt, „daß Mylord bereits im Salon warte." — Mylord aber war der Mann ihrer Liebe, der Mann, nach welchem sie sich jetzt mit so bitterem Gefühle und mit solcher Niedergeschlagenheit zurücksehnte — mit Einem Wort, es war der Marquis de Rio Santo gewesen.

Ach! leider nimmt ja Alles ein Ende! Mit seiner Liebe war es ebenfalls vorbei.

Ophelia streckte eben die Hand aus, um die Klingel zu rühren; — im selben Moment aber, wo ihre Hand die Schnur berührte, ertönte das Pochen des Klopfers an der äußeren Thüre; Ophelia richtete sich plötzlich

empor, ein Blitz der Freude leuchtete aus ihren Augen, ein Strahl fröhlicher Hoffnung verklärte ihre Stirne...

„Wenn er es wäre!“ dachte sie.

Diese Hoffnung war jedoch nur von kurzer Dauer. Ophelia erinnerte sich auf einmal der Begebenheiten des vorigen Tages; ihre Züge verdüsterten sich schon wieder auf's Neue.

„Es ist der junge Sir Francis Perceval,“ murmelte sie vor sich hin; — „er folgt dem Stelldichein, das ich ihm gegeben habe, um ihm das Geheimniß anzuvertrauen ... doch nein! nein! mein Gott! ich darf den Schleier nicht von dieser fürchterlichen Begebenheit ziehen — nein, ich will es nicht thun!“

Eine Kammerfrau öffnete sachte und verstohlen die Thüre des Schlafzimmers ein wenig.

„Wie? Mylady ist schon aufgestanden?“ rief sie überrascht; — „ein Herr bittet um die Ehre, Mylady seine Aufwartung machen zu dürfen! — Hier sendet er seine Karte.“

„Es ist nicht Frank Perceval,“ murmelte Ophelia getäuscht vor sich hin, als sie einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen, welche Stephan Mac-Nab's Namen trug; — „ich kann keinen Besuch annehmen, Jane! — Doch halt... ziehe doch die Vorhänge etwas zurück ... es steht mit Bleistift Etwas auf dieser Karte geschrieben...“

Jane schob die Vorhänge bei Seite und ein helleres Tageslicht strömte in's Zimmer herein.

„Im Auftrag des Right Honourable *) Mr. Frank Perceval!“ stand auf der Karte unten beigefügt. — „Was soll das heißen?“ murmelte Ophelia; — „laß' den Herrn in den Salon führen, Jane, und komme

*) Right Honourable (sehr ehrenwerth) werden die ältesten Söhne noch lebender Lords betitelt, sowie — eigentlich mehr aus Artigkeit — auch die jüngern Brüder von Lords und Grafen. Die nachgebornen Söhne von Lords und Grafen haben nur auf die Bezeichnung Honourable Anspruch.

dann wieder hieher, um mir bei der Toilette behülflich zu seyn... komm rasch wieder zurück!"

„Was soll das heißen?" wiederholte sich Lady Ophelia nochmals, als ihre Kammerfrau draußen war; — „im Auftrag von Frank Perceval? Großer Gott, mir ahnt, daß der arme junge Mann irgend einen verzweiflungsvollen Schritt gethan haben wird!" — Jane trat wieder herein und Ophelia hieß ihr, nur ihr Morgenkleid zu schließen und ihre Haare glatt zu legen, ja sie ließ ihr sogar zur Ausführung dieses Befehls kaum die genügende Zeit.

„Schon gut!" sagte sie; — „laß das, Jane!" — und raschen Schrittes trat sie jetzt aus der Thüre ihres Schlafgemaches.

Stephan wartete im Salon. Der junge Arzt war zwar noch nicht daran gewöhnt, tagtäglich unter vier Augen mit der Wittwe eines Ritters vom Hosenband-Orden zu plaudern, allein er kam ja eben vom Schmerzenlager seines besten Freundes, und die Aufregung, die Rührung ließen jene kleine Prüfung wach gewordener Eigenliebe nicht in's Leben treten, die man gewöhnlich Verlegenheit nennt. Er begrüßte die Gräfin mit eben so viel Unbefangenheit und Sicherheit, als es ein Stammgast von Almacks zu thun vermocht hätte.

„Madame!" hub er an, — „geruhen Sie, meinen Besuch zu entschuldigen! ich habe zwar noch nicht die Ehre gehabt, Ihnen vorgestellt worden zu seyn, allein ich erfülle meine Pflicht und entledige mich eines Auftrags von Mr. Frank Perceval."

Die Gräfin verneigte sich und bot ihm einen Stuhl an.

„Mr. Frank Perceval vermochte also nicht selbst zu kommen?" fragte sie.

„Mit nichten, Mylady, er konnte nicht," erwiderte Stephan wehmüthig; — „es bedurfte der allerwirklichsten Unmöglichkeit, um ihn von der Erfüllung des Wunsches von Mylady abzuhalten..."

„Was ist ihm denn zugestoßen, Sir?" fragte die Gräfin.

„Frank ist heute früh im Zweikampf verwundet worden," war Stephans Antwort.

„Im Zweikampf?" fragte die Gräfin bestürzt.

„Seine Wunde ist sehr bedenklich," sagte Stephan.

„Und mit wem hat er sich denn geschlagen?" fragte Lady Ophelia.

„Er hat sogar mir bis jetzt noch den Namen seines Gegners verschwiegen!" versetzte der junge Arzt.

„Und Sie hegen auf Niemanden Verdacht?"

„Doch, doch! Madame!" versetzte Stephan; — „der Verdacht, den ich hege, ist so gut wie eine Gewißheit; — ich muß mich indeß meiner Pflicht gegen Sie, Madame, wie gegen meinen Freund entledigen und dieses Duell bei Seite setzen, um auf einen weit wichtigeren Umstand zu kommen."

„Auf einen wichtigern Umstand, Sir?" fragte die Gräfin, die hierüber ein gewisses Unbehagen nicht unterdrücken konnte.

„Es sind kaum zwei Stunden her," fuhr Stephan Mac-Nab fort, — „daß man meinen Freund Perceval ohnmächtig und halb todt nach Dudley-House zurückbrachte. — Eine entsetzliche Begebenheit, über welche ich Ihnen nicht Rechenschaft abzulegen im Stande bin, hat die erste Hülfeleistung verzögert, und es hätte wahrlich wenig gefehlt, so wäre mein armer Freund das Opfer eines niederträchtigen Meuchelmords geworden..."

„Sie machen mich schaudern, Sir!" rief die Gräfin, — „wäre es möglich, sollte man noch an einem Schwerverwundeten einen Mord versuchen?..."

„Sogar eine Vergiftung, Mylady," versetzte Frank.

„Und wie?... vermuthen Sie... könnten Sie glauben, daß der Gegner von Sir Francis Perceval — es wäre entsetzlich, Sir! — irgendwie bei der Urheberschaft dieses feigen Anschlags betheiligt gewesen sey?..."

Stephan bejahte nicht alsbald und schwieg überhaupt einige Minuten. Die Frage, welche die Gräfin nun so plötzlich an ihn richtete, hatte er sich selbst zu

stellen nicht gewagt; ein unbestimmter Argwohn fuhr ihm jetzt durch den Kopf, weil aber noch gar kein bestimmterer Beweis diesen Argwohn unterstützte, erwiderte er:

„Ich kann es unmöglich glauben, Madame!"

Lady Ophelia athmete wieder leichter auf.

„Auf jeden Fall," fuhr Stephan fort, — „ist für jetzt wenigstens die Gefahr beseitigt. — Als mein Freund Frank wieder zu reden im Stande war — was beiläufig vor einer halben Stunde geschah — war das erste Wort, das er aussprach, der Name einer ihm sehr theuern Person."

„Miß Trevor, nicht wahr?" fiel ihm Lady Ophelia in's Wort.

Stephan verneigte sich bejahend und fuhr fort: „Sein zweites Wort war Ihr Name, Madame."

Die Verlegenheit der Gräfin mehrte sich. —

„Mein Name?" wiederholte sie; — „nun ja, ich glaube den Schlüssel zu diesem Geheimnisse zu besitzen! — Ich habe gestern auf dem Ball in Trevor-House Mr. Frank Perceval gebeten... es thut mir in der That sehr leid, daß seine schwere Wunde ihn jetzt verhindert..."

„Er hat mich an seiner Stelle gesandt, Madame, damit ich Ihren Wunsch entgegen nehme!" erwiderte Stephan.

„Sie, mein Herr!?" fragte Lady Ophelia überrascht; — „Mr. Frank Perceval kann doch unmöglich glauben... das, was ich ihm zu sagen hatte, war eine rein confidenzielle Mittheilung..."

„Ich bin sein bester Freund!" versicherte Stephan.

„Daran zweifle ich gar nicht, Sir!" versetzte die Dame, „allein ich kann es unmöglich über mich gewinnen..."

„Frank ist sehr leidend, Madame, und sieht mit Sehnsucht meiner Rückkehr entgegen," fiel ihr Stephan in's Wort.

„Es thut mir wahrlich leid um Sie, Sir," erwiderte die Gräfin Derby ausweichend; — „Horch! horch! mur-

melte sie auf einmal vor sich hin und lehnte lauschend den Kopf vorwärts. Der Thürklopfer am Hauptportale ihres Hotels hatte einen schwachen Laut von sich gegeben. — „Er ist's, er ist's!" murmelte sie und ihre Unbehaglichkeit steigerte sich jetzt zu fieberischer Aufregung.

„Mein Herr!" fuhr sie fort, — „unsere Unterredung muß augenblicklich zu Ende gehen; ich kann es nicht über mich gewinnen, Sie zur Mittelsperson zwischen mir und Mr. Frank Perceval anzunehmen. — Ich bitte Sie, Sir, urtheilen Sie nicht leichtsinnig über mich, denn meine Beweggründe sind von der höchsten Bedeutung! Erachten Sie sich hiedurch nicht für beleidigt, denn meine Beweggründe zur Weigerung betreffen Sie nicht persönlich..."

Frank erhob sich rasch.

„Ich hoffte, meinem Freunde einen Trost bringen zu können!" hub er an; — „der arme Frank erwartet mit Sehnsucht..."

„Sagen Sie ihm einstweilen!" fiel ihm die Gräfin in's Wort; — „sagen Sie ihm im Voraus, daß er noch Alles erfahren soll! — sagen Sie ihm..."

„Mylord läßt fragen, ob Mylady ihn annehmen wolle!" meldete die Kammerfrau unter der halb geöffneten Thüre des Salons.

„Sagen Sie Mr. Frank nichts, mein Herr!" rief Lady Ophelia jetzt plötzlich in unbegreiflicher Aufregung; — „ich habe mich eines Bessern besonnen!... Laß Mylord in mein Boudoir treten, Jane!" flüsterte sie der Kammerfrau zu; — „Bitten Sie Sir Francis Perceval in meinem Namen um Entschuldigung!.... Melden Sie ihm, Sir, daß ich den unbedingtesten Antheil an dem Unfall nehme, der ihn betroffen... Und Sie, Sir, entschuldigen Sie mich gefälligst für die Eile, womit ich unsere Unterredung so jählings abbrechen muß!..."

Stephan machte eine frostige Verbeugung und verließ den Salon.

Die Gräfin aber sank erschöpft und athemlos in ihren Lehnstuhl zurück.

„Nein!" murmelte sie; — „nein, nimmermehr!... Ich kann dieses Geheimniß nicht enthüllen... es hieße ihn in's Verderben stürzen! — O schenke Du mir Rath, großer Gott! Erleuchte Du mich durch eine Eingebung!"

Als Stephan die Treppe hinab ging, stieß er an einen Mann, dessen tief in den Kopf gedrückter Hut sein Gesicht fast ganz unsichtbar machte; der Fremde sah ihn verstohlen von der Seite an und erbebte plötzlich.

Dieser Mann war es, den Jane unmittelbar darauf in den Salon führte und mit den Worten anmeldete:

„Mylady! Mylord der Marquis!"

Rio Santo zog Lady Ophelia's Hand ehrerbietig an seine Lippen und blieb dann aufrecht vor ihr stehen. In seinen schönen Zügen lag Etwas, das Zärtlichkeit, Hingebung, Aufopferung, ja sogar Leidenschaft seyn sollte, allein dieses Etwas war nur eine Maske, deren Fugen ein geübter Beobachter leicht durchschaut hätte, so geschickt sie auch vielleicht verborgen waren. Die Gräfin war zwar sonst eine feine Beobachterin, allein Rio Santo gegenüber verließ sie diese Kunst.

Schweigend betrachtete sie einen Augenblick den Besucher; ihr Blick, erst so traurig, düster und umschleiert, klärte sich allmälig auf, bis eine Art Ruhe sich über ihre Züge breitete.

Der Marquis lächelte anmuthig und beugte sich über die Lehne ihres Fauteuils hernieder.

„Sie waren gestern wunderschön, Ophelia!" flüsterte er der Gräfin in's Ohr.

Diese wandte sich rasch um und ihre Stirne kam Rio Santo's Munde so nahe, daß sie seinen warmen Athem darauf fühlte; verschämt senkte sie ihr Haupt wieder.

„Sie zürnen mir?" sprach er weiter; — „Sie haben Recht, Madame! denn ich trage schwere Schuld an Ihrem Kummer, wenn ich ihn gleich nur unwillkührlich bereitet habe!... Und zudem kennen Sie ja mein Geheimniß — mein ganzes Geheimniß?... Wollen Sie es nicht für

Liebe gelten lassen, wenn man sich so ohne Rückhalt Jemanden anvertraut?"

„Sie sind vierzehn Tage lang ausgeblieben und schenkten mir auch nicht Einen Besuch!" flüsterte die Gräfin vorwurfsvoll, und Thränen glänzten in ihren schönen Augen.

„Dafür komme ich heute, Ophelia!" erwiderte er; — „ich komme, uneingedenk der Gefahr, welcher ich mich dadurch aussetzte — nur weil ich die Trennung von Ihnen nicht mehr länger ertragen kann!... Glauben Sie mir, auch ich sehne mich so sehr wie Sie — ja vielleicht noch inniger — nach jenen Tagen zurück, wo wir so glücklich und zufrieden waren, und kein lauschender Argwohn uns störte! — Noch schmerzlicher als Sie verwünsche ich diese Schicksalsfügung, welche mich unaufhaltsam vorwärts treibt! Niemand vermag seiner Bestimmung zu entgehen, Madame! Und ich — ich muß entweder mein ersehntes Ziel erreichen oder — sterben!..."

Rio Santo hatte sich rasch vom Stuhle erhoben, — auf seinem edlen Antlitz lagerte ein Ausdruck von unbeugsamem, unbezähmbarem, gränzenlosem Stolz.

Lady Ophelia betrachtete ihn ein paar Sekunden lang, und faltete dann schmerzvoll ihre Hände über dem Herzen.

„O, ich liebe Sie!" flüsterte sie; — „Gott hat mich ausgeschlossen von seinem Erbarmen!... Ich liebe Sie nun mehr als jemals, — weil ich auf Sie verzichten muß! — Ach, ich werde niemals aufhören, Sie zu lieben!..."

„Erbarmen, Madame, Erbarmen!" flehte Rio Santo und sank vor ihr in die Knie; — „wenn Sie wüßten, wie viel ein einziges Wort von Ihnen in meinem Herzen Muth, in meinem Haupte Besonnenheit und Kraft zu erwecken vermöchte!... Sie sind mein Genius und meine Hoffnung! auch ich liebe Sie ewig, auch ich werde nie aufhören können, Sie zu lieben!"

Er setzte sich zu den Füßen der Gräfin auf ein

Kissen und legte sein Haupt auf ihren Schooß, und sie fuhr mit beiden Händen in die glänzenden Locken seiner schönen schwarzen Haare.

„Sie reden dießmal wahr," flüsterte sie, — „Sie täuschen mich nicht mehr?... Mein Gott! Diese Liebe, welche Sie mir geschenkt, diese stille, verschämte und verbotene Liebe, der einzige Theil von Ihnen, welchen mir meine glücklichere Nebenbuhlerin nicht zu entreißen vermag, sind meine einzige Hoffnung und Stütze, Don Jose Maria ... Sie sind mir kostbarer als mein Leben und meine Ehre,... o! auf meiner Seite liegt ja das Unrecht, daß ich nur eine arme Frau bin, die nicht im Stande ist, Ihnen die Macht zu geben, die Ihnen zukommt; ich weiß, daß ich Unrecht thun würde, zu hoffen und zu glauben, daß Sie, Rio Santo, sich je zu mir erniedrigen würden."

„Thörichtes, unbesonnenes Kind!" unterbrach sie der Marquis und bedeckte die weiße, bleiche Hand Opheliens mit heißen Küssen. Sie konnte nicht weiter reden, ihre feuchten Augen trockneten sich und wurden glühend, und das beschwerliche, keuchende Athmen schwellte in abwechselnden Zügen die lieblichen Umrisse ihrer Kehle.

In Rio Santo's glühendem Auge lag nun wirklich Liebe, wahre, heiße Liebe; der Eindruck des Augenblickes riß den leicht erregbaren, empfänglichen Mann mit sich fort; er war gekommen, eine Comödie zu spielen, allein gleich den Schauspielern, die unwillkührlich eine eingelernte Rolle für eine wahre nehmen, ward er jetzt im Ernste von seiner erdichteten Leidenschaft hingerissen und liebte.

Lady Ophelia verkostete dieses Glück des Augenblicks; sie schlürfte in vollen Zügen aus dem selten gereichten Becher und klammerte sich an ihn an, als fürchte sie, die Illusion möchte entfliehen.

„O nein — nein!" rief sie endlich, ohne zu wissen, daß ihre innersten Gedanken jetzt Worte gewannen, — „ich will, ich kann ihn nicht verrathen!... Was liegt

mir auch an diesen Leiden und ihrem seltsamen, vielleicht nur eingebildeten Kummer? ... Er liebt mich jetzt — nein, ich werde Nichts sagen, gar Nichts!"

Ihre halbgeschlossenen Augen sahen ihn nicht mehr, und ihre Phantasie hatte sich unbewußt in einen angenehmen Traum versenkt.

Rio Santo aber hatte jedes Wort erfaßt; seine Augen grollten finster und auf der gerunzelten Stirne trat die lange weiße Linie jener senkrechten Narbe hervor. Seine Lippen sprachen, ohne einen Ton hervorzubringen, und ein zorniges Beben durchzuckte alle seine Glieder.

Er ergriff die Hand der Gräfin und mochte sie wohl recht empfindlich drücken, denn die arme Frau schlug ihre Augen plötzlich auf und stieß einen leichten Schrei des Schmerzes aus.

Sie erbleichte, als sie die drohende Geberde und die verzerrten Züge des Marquis sah.

„Was ist Ihnen, Don Jose?" fragte sie ihn.

„Madame," versetzte er in strengem, mühsam bewältigtem Tone, — „Sie müssen mir antworten, verstehen Sie? Sie müssen mir Rede stehen. Geben Sie mir auf der Stelle offen Auskunft! ... Was redeten Sie da von Verrath und wer war der junge Mann, der mir vorhin auf der Treppe begegnete?"

14.

Unter vier Augen.

Lady Ophelia war jählings aus ihrem Traume aufgeschreckt worden und blickte jetzt den Marquis entsetzt an.

„Ich warte auf Ihre Antwort, Madame?" fragte er nach einer Weile in frostigem Tone weiter.

„Was wollen Sie von mir, Mylord?" erwiderte sie ihm schüchtern.

„Sie haben vorhin von Verrath gesprochen!“ entgegnete er; — „Sie müssen also daran gedacht haben, Sie haben vielleicht Pläne darauf gebaut, denn als ich kam, begegnete mir ein Mann, der bei Ihnen gewesen seyn muß; ich weiß, dieser Mann ist ein Freund von Frank Perceval.“

„Allerdings!“ versetzte die Gräfin zögernd, — „ich läugne nicht, daß er in seinem Auftrage bei mir gewesen war.“

„In seinem Auftrage?“ wiederholte Rio Santo im Tone des Vorwurfs; — „ich sah, wie Sie gestern mit Perceval plauderten, sah, wie Sie ihm bedeutsame Blicke des Einverständnisses zuwarfen!... Wissen Sie noch nicht, daß mir nichts entgeht, und daß, wenn auch meine Augen schlummern oder nichts sehen, hundert Augen vorhanden sind, um statt meiner zu wachen?“

„Ich weiß, daß Sie mächtig sind, Mylord!“ erwiderte die Gräfin und erhob ihr hübsches Haupt mit ruhigem Stolze; — „ich weiß, daß Sie gleich mächtig sind zum Bösen wie zum Guten — zum Bösen so mächtig wie ein gefallener Engel... allein ich fürchte Sie nicht.“

„Sie fürchten mich nicht?“ wiederholte Rio Santo, und seine Stimme erklang dumpf und fast drohend

„Ich liebe Sie ja leider! Ich muß Sie lieben, Jose!“ erwiderte die Gräfin nach einer Pause in einem Tone, der auf plötzlich erwachende Verzweiflung deutete.

Ein triumphirendes Lächeln umspielte eine Minute Rio Santo's Lippen, und mit einem Tone, worin auch keine Spur von Zorn mehr zu bemerken war, sagte er:

„Ophelia! Sie müssen mir diese Regungen plötzlichen Zorns vergeben, in welchem sich mein geheimer Kummer gewaltsam Ausbruch verschafft... Sie wissen, ich bin unglücklich, zwei Leidenschaften theilen sich in meine Seele und bekämpfen sich hier auf eine Weise, die mich in's Verderben stürzt; — meine Liebe für Sie...“

Die Gräfin schlug ihre blauen Augen zum Himmel auf.

„Meine Liebe für Sie,“ fuhr Rio Santo entschlossen

fort, „und mein unersättlicher, grenzenloser Ehrgeiz. — Dieser Mensch — dieser Frank Perceval! lag mir im Wege, ich suchte gewaltsam einen Umweg, auf Ehre, Mylady! ich fühlte Mitleid mit diesem Knaben, der ja bei Alledem gestern noch ein unschuldiges Hinderniß für mich war; — allein dieser Knabe hat mich beleidigt wie ein Mann, und ich war gezwungen, ihn zu bestrafen …"

„Also waren es doch Sie?" fiel ihm die Gräfin in's Wort.

„Hat man Sie schon davon in Kenntniß gesetzt?" fragte Rio Santo. „Ja, ja Mylady, was Sie zuweilen Liebe nennen, nimmt oft alle Erscheinungen des Hasses an, nun ja — ich war es; — allein indem ich ihn bestrafte, fühlte ich noch einigermaßen Mitleid, und diesem hat er es zu verdanken, wenn ich, anstatt ihn unbarmherzig zu tödten, wie es in meiner Befugniß und in meinem Interesse gelegen wäre, ihn nur kampfunfähig machte."

„Das war eine schöne, edle Handlung, Mylord!" sprach die Gräfin mit warmer Bewunderung; — „ach, Sie hegen noch edle Empfindungen, und Das ist's eben, was mich in's Verderben stürzt …"

„Wozu hat nun meine Milde gedient?" fuhr Rio Santo fort; — „Sie gaben ihm gestern ein Stelldichein auf heute … er glaubte hier Mittel zu finden, mir schaden zu können … läugnen Sie das nicht, Madame! — Sein erster Gedanke, als er wieder zu dem Leben erwachte, das er mir verdankt, war, einen Vertrauten an Sie abzusenden; allein wer veranlaßt ihn dazu, mir zu schaden? Wer treibt ihn, mich in's Verderben zu stürzen, Ophelia? Sie, die Sie sich rächen wollen … ach! ich bin weit unglücklicher, als Sie."

„Nicht doch, Mylord!" versetzte die Gräfin; — „ich will mich nicht rächen! — Nichts veranlaßt mich, Ihnen zu schaden; der Zufall, oder vielmehr Ihr unerbittlicher Groll hat mich in den Besitz jenes furchtbaren Geheimnisses gesetzt. — Niemals kann ich ohne Schaudern mich

an jenen fürchterlichen Auftritt erinnern, und zuweilen — ich muß es eingestehen — drückt dieses blutige Geheimniß sogar auf mein Gewissen..."

„Sie sind also noch nie eifersüchtig gewesen, Mylady?" fragte Rio Santo und gab seiner Stimme plötzlich einen einschmeichelnden, zärtlichen Ausdruck.

„Ich bin es jetzt, Mylord!" versetzte sie.

„Nun denn," fuhr er fort, — „so werden Sie auch im Stande seyn, eine Aufwallung der Eifersucht begreifen zu können," sagte er; — „auch ich bin eifersüchtig auf diesen Frank Perceval..."

„Kein Wort weiter!" fiel ihm die Gräfin in's Wort; — „Pfui, Mylord, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!"

Rio Santo beugte das Haupt unter diesem Vorwurf; er hatte zu lügen versucht, aber die Lüge erregte in ihm Schamgefühl und Eckel, wiewohl er vielleicht vor einem Verbrechen nicht zurückgebebt wäre.

Zwischen ihm und der Gräfin bestanden zwar mancherlei Geheimnisse der Liebe, allein neben diesen noch ein anderes bedeutungsvolles Geheimniß. Wäre dieses Geheimniß enthüllt worden, so wäre Rio Santo nicht nur in seinen theuersten Plänen aufgehalten, sondern sogar auch sein Leben gefährdet worden; er hatte jetzt eben Gewißheit erlangt, daß Lady Ophelia, sey es nun aus Rachegefühl, aus Eifersucht oder irgend einem andern Beweggrunde, den Entschluß gefaßt hatte, dieses Geheimniß zu veröffentlichen.

Schon seit dem vergangenen Abende war in dieser Beziehung sein Argwohn rege gemacht worden, und dieser Argwohn war im jetzigen Augenblicke auch der Beweggrund zu seinem Besuch.

Nun er die Gefahr kannte, welche er lief, hatte er nichts Wichtigeres zu thun, als ihr zu begegnen. Auf seiner Seite war doppeltes Unrecht, und dieß machte seine Lage noch gefährlicher: er hatte die Gräfin plötzlich verlassen, wenn er gleich vor der Welt noch alle jene Be-

ziehungen ritterlicher Artigkeit und Galanterie beobachtete, die ein Gentleman Damen gegenüber nie unterlassen darf. Seine Bewerbung um Miß Trevor's Gunst und Hand war aber seitdem offenkundig und stadtbekannt.

Durch ihn hatte die Gräfin ihren guten Ruf, ihre Ruhe und ihr Lebensglück eingebüßt; allein die Gräfin liebte ihn und dieß war ihr reichlich Ersatz für Alles.

Der Marquis wußte sich seines Vortheils zu bedienen und war seiner Sache um so mehr gewiß, als er gerade in diesem Augenblicke erst den Zorn der Gräfin zu bewältigen verstanden hatte; darum setzte er jetzt alle Hülfsmittel in's Werk, die ihm zu Gebote standen, und gewann die Parthie, oder mußte wenigstens glauben, daß er sie gewonnen habe.

Indem er allmählig eine ganze Reihe geschickt angelegter Uebergänge durchlief, ging er von der Bitterkeit zur Traurigkeit, von der Traurigkeit zur Wehmuth, von der Wehmuth zur Zärtlichkeit und von der Zärtlichkeit zu den glühendsten Aeußerungen und Aufwallungen der Leidenschaft über. Da er noch überdieß mit jener unschätzbaren Fähigkeit begabt war, seine Gefühle stets seinen Worten anzupassen und so gewissermaßen eine künstliche Wahrheit in sich selbst zu schaffen, die trügerisch und wirklich zu gleicher Zeit ward, so gewannen jede dieser verschiedenen Abstufungen, denen gewissermaßen der Stempel der Wahrheit aufgedrückt war, und jedes seiner Worte, das die anmuthigste Freimüthigkeit athmete, eine ungewöhnliche Ueberredungskraft.

Es gehört indeß ein starker Glaube dazu, anzunehmen, daß Rio Santo selbst an das glaubte, was er erzwecken wollte.

Während dieses Gespräches unter vier Augen durchlief er in der That und freiwillig alle die verschiedenen Nuancen von Affecten, die zwischen Zorn und Liebe in der Mitte liegen.

Die Gräfin horchte ganz entzückt und versenkte sich mit einigem Behagen in jenes Meer von Glück, das sie

bereits schon für versiegen gegangen gewähnt hatte; — die Gräfin lebte wieder auf, fand ihren Jugendmuth, ihre Hoffnung und ihre Liebe wieder.

Hei! wie wäre sie nun Jedem begegnet, der von ihr verlangt hätte, in Rio Santo's Geheimniß eingeweiht zu werden!

Aber auch die Beredsamkeit hat ihre Gefahren, da man leicht verführt wird, das ihr gesteckte Ziel zu überschreiten. — Rio Santo war beredt und eben darum überschritt er auch das Ziel.

Da er überzeugen und sich in ihrer Liebe befestigen, auf diese pochen wollte, hatte er sich verleiten lassen, einzugestehen, daß sich in ihm zuweilen der Ehrgeiz und die Liebe für Lady Ophelia mit gleichen Waffen bekämpften; — sein Ehrgeiz, dem er ein so hohes Ziel vorsteckte, sein Ehrgeiz, den er mit diesem erhabenen Namen belegte, der aber in der That nur einer andern starken, flüchtigen und unversöhnlichen Empfindung fröhnte, welche seinen Hoffnungen, seinen Planen und Anstrengungen eine wahrhaft gigantische Ausdehnung verlieh.

„In solchen Augenblicken," fuhr er fort, — „bin ich unschlüssig und darum desto unglücklicher. — Ich weiß, daß es mein Tod seyn würde, wenn ich meinen Plänen Einhalt thun müßte, und doch frage ich mich zugleich wieder, ob es nicht besser wäre, mit Ihnen zu sterben, Ophelia, als ohne Sie zu leben!"

„Sie lieben sie also nicht, meine Nebenbuhlerin?" fragte die Gräfin.

„Mary?... das arme Kind! — Wer sollte sie nicht lieben!" rief Rio Santo mit erheucheltem Mitleiden; — „ich wünschte, daß ich sie lieben könnte, wie sie es verdient, Madame! Allein zwischen sie und mich drängt sich Ihr Bildniß ein, Lady Ophelia!..."

„Wenn ich glauben dürfte, daß Sie mich lieben, Don Jose?..." flüsterte die Gräfin, und ihr Auge nahm plötzlich einen seltsamen Ausdruck an.

„Glauben Sie es, glauben Sie es, Ophelia!" rief

der Marquis und ließ sich von einer plötzlichen, dießmal wirklichen Leidenschaft hinreißen; — „wenn mir mein Ziel, das mich unerbittlich anzieht und in's Verderben reißt, eines Tags aus den Augen verschwinden sollte..."

„Dann würden Sie wohl wieder werden, was Sie mir zuvor waren?" fragte die Gräfin.

„Habe ich mich denn verändert, Madame?" fragte Rio Santo; — „wo nehme ich Worte her, um Sie zu überzeugen?... Freilich würde ich alsdann wieder zu Ihren Füßen zurückkehren und — wer weiß — von jenem schlimmen, krankhaften Ehrgeize geheilt seyn, der mich noch aufreibt!"

„Vielleicht?" wiederholte die Gräfin, die hierüber gedankenvoll zu werden schien; — „Sie würden alsdann also mir ganz angehören?..."

„Ganz und ausschließlich, Madame!" war seine Antwort.

Die angenehme zärtliche Unterredung dauerte noch lange an und zwei ganze Stunden gingen darüber hin.

Wer hätte an Rio Santo's Stelle anders vermuthen sollen, als daß sein Sieg vollständig sey?

Gleichwohl war die Gräfin von dem oben bezeichneten Augenblick an zerstreut und gedankenvoll; ein geheimer Gedanke, sey es nun Hoffnung oder Furcht gewesen, schien ihre Aufmerksamkeit für Rio Santo's Gespräch zu beeinträchtigen.

„Ich werde diesen Abend der Vorstellung im Covent-Garden-Theater beiwohnen, Mylord!" sagte sie endlich, — „wollen Sie mich dorthin begleiten?"

„Ich werde Sie hinführen, Ophelia!" versetzte der Marquis; — „leider aber habe ich Lady Campbell bereits zugesagt, daß ich meinen Platz in ihrer Loge nehmen werde."

„So bedingt auch Ihr Anerbieten ist, Mylord, so nehme ich es doch mit Dank an!" versetzte die Gräfin mit freundlichem Lächeln. „Belieben Sie nur einen Augenblick auf mich zu warten."

Sie klingelte und Jane erschien; Mylady ertheilte ihr den Befehl, die Toilette hinzurüsten.

Rio Santo blieb nun allein im Salon; er warf sich auf ein Sopha und versenkte sich unvermerkt in eine jener anmuthigen Träumereien, welche sich bei ihm so häufig einstellten. Dießmal aber verlor sich seine Träumerei nicht zwecklos in's Weite, sondern wurde vielmehr durch ein herrlich gemaltes Bildniß der Lady Ophelia, welches den Salon zierte, bestimmt.

Dieses Bildniß von täuschender Aehnlichkeit stellte die Gräfin in ihrem zwanzigsten Jahre dar; sie hatte sich seither nur wenig geändert und man konnte höchstens von ihr sagen, daß ihre Schönheit nicht mehr so frisch sey. Ein schmaler, bläulicher Halbzirkel, der jetzt unter ihren schönen Augen herlief, war es allein, der einen Unterschied zwischen ihrem Jetzt und dem Damals ihres Portraits bedingte, auf welch' letzterem diese schönen Augen ohne Uebergang der Farbe sich an die frischen Mädchenwangen anschloßen.

Lady Ophelia oder vielmehr ihr Portrait hatte reizende, aschblonde Haare, in jenen sanften, feinen Wellenlinien, in jenem perlmutterartigen Widerschein, den man nur bei Töchtern der höchsten Aristokratie zuweilen trifft; diese herrlichen Flechten umfaßten eine marmorweiße Stirn, die zwar nur mittelmäßig hoch, aber in ihren Umrissen tadellos harmonisch und classisch zu nennen war; ihre Augen, von einer Farbe, die sich nur schwer ermitteln und noch schwerer beschreiben ließ, waren sanft und edel, und besaßen gleichsam im Hintergrunde unter dem wunderfein marmorirten Agat ihrer Pupillen im gegenwärtigen Augenblicke einen Anflug von Schwermuth; ihre übrigen Züge besaßen im höchsten Grad jene Schönheit, die nur den Engländerinnen eigen zu seyn pflegt; jene reine und würdige Schönheit, deren einziger Fehler nur Mangel an Ausdruck und Grazie ist. Dieser Mangel war jedoch bei Lady Ophelia nicht zu bemerken, denn ihr Auge hätte auch der nichtssagendsten Physiognomie Aus=

druck und Reiz verleihen müssen. Ihr Wuchs war nur von mittlerer Größe, allein die edle Anmuth, welche in ihrer ganzen Erscheinung vorwaltete, ließ ihn höher erscheinen, als er eigentlich war. Die winzigen Füßchen schien sie von einer Französin entlehnt zu haben und ihre Hände besaßen die höchste Vollkommenheit des aristokratischen Modells.

Dieses ganze Ensemble, worin das aristokratische Element, die Race, vorwaltete, war ein getreuer Abglanz von Lady Ophelia's Charakter. Nahm man ihr Naturell im Normalzustande, so fand man, daß sie mit dem Adel ihres ganzen Wesens eine Art ritterlicher Festigkeit und Entschlossenheit besaß, welche in England die ausschließliche Mitgift des schönen Geschlechts zu seyn scheint. Es bestanden zwischen ihr und Miß Mary Trevor allerdings einige entfernte Aehnlichkeiten in Sitten und Erziehung. Der Typus ihrer beiden Gesichter war gleichmäßig jene britische, anmuthige, verschwommene Schönheit, die einigermaßen an's Ideal anstreift; allein außer dem Unterschied des Alters lag noch zwischen Beiden eine weite Kluft; Mary vergegenwärtigte die Schwäche, Ophelia aber war die Verkörperung gezähmter Kraft; Miß Trevor, das schmachtende, arme Kind, beugte sich gleichsam nieder, bevor sie sich überwinden ließ; Lady Derby aber behielt auch noch im besiegten Zustande ihren angebornen Stolz und vermochte sich bei Gelegenheit wieder emporzurichten.

Weder die Eine noch die Andere gehörte übrigens zu den Charakteren, die sich genau bestimmen oder auf einmal schildern lassen. Beide vermochten sich umzugestalten oder im Hauche jener launischen Winde zu drehen, welche Ruhe oder Sturm in die duftgeschwängerte Atmosphäre der Salons bringen. Wenn auch schwach, konnte Mary sich doch eines Tages zufällig recht stark zeigen, und Lady Ophelia hatte bereits bewiesen, daß sie auch schwach seyn konnte.

Wenn wir uns nun haben verleiten lassen, diese Art von Parallele zwischen Beiden zu ziehen, so geschah es

nur, weil Rio Santo im Geiste das Gleiche that, als er Ophelia's Portrait betrachtete. Er stand noch unter dem verführerischen Einflusse des kaum gepflogenen Gespräches, allein der Einfluß war nicht stark genug, um ihn Miß Mary Trevor ganz vergessen zu lassen.

Der Leser würde sich täuschen, wenn er alle die Worte für buchstäbliche Wahrheit nähme, welche der Marquis in der Hitze und Aufregung seines Zwiegespräches ausgesprochen hatte. Rio Santo hatte sich selbst getäuscht, als er Lady Ophelia gestand, daß der Ehrgeiz allein ihn Miß Mary Trevor zu Füßen lege; er liebte Mary und liebte sie vielleicht um so mehr, als er Lady Ophelia nie geliebt hatte.

In Beziehung auf das, was er seinen Ehrgeiz nannte, haben wir ja bereits gesagt, daß dieser zwar ein kräftiges, geduldiges und unbezähmbares Gefühl war, allein daß es vielleicht einen andern Namen verdiente. Rio Santo hatte ein großes Ziel vor Augen; sein Blick strebte nach einem hohen Punkt, sein Arm besaß Kraft genug, sich zu jenem Ziele empor zu arbeiten, das sein Auge suchte, und sein Herz war noch kräftiger, als sein Arm. Niemand wußte, wie es im Grunde seines Herzens beschaffen war; festen, sicheren Schrittes zog er auf seinen geheimnißvollen Pfaden dahin. Die Mittel, die er anwandte, waren, zum mindesten gesagt, seltsam, über die Frage aber, ob sein Ziel von der Art war, daß es die angewandten Mittel entschuldigte, möge der Leser später selbst richten.

Nach dem, was wir bereits vorangeschickt haben, brauchen wir kaum noch hinzuzufügen, daß der Marquis viel zu weit gegangen war, als er die Gräfin versichert hatte, sie wisse nun alle seine Geheimnisse; die arme Frau hatte zufällig einen der Ringe von der langen Kette von Mysterien erfaßt, welche das ganze Wesen dieses Mannes umgab; dieß war aber auch Alles. Das isolirte Geheimniß hatte zwar an und für sich schon eine entsetzliche Bedeutung, lieferte aber keinen Faden, der auf die Entdeckung der übrigen geleitet hätte.

Die Gräfin war über seine Pläne eben so sehr in Unwissenheit, als irgend eine andere Person; er verhüllte seine ganze Handlungsweise mit dem Worte Ehrgeiz, das zwar nicht entschuldigt, aber Allem eine gewisse Deutung verleiht. Ophelia wähnte ihn zu begreifen, fühlte sich von Kummer ergriffen und duldete schweigend.

Während Rio Santo so zwischen zwei reizenden Bildern hingaukelte, welche beide abwechslungsweise seine Denkkraft in Anspruch nahmen, machte Lady Ophelia eilends ihre Toilette und schmähte unaufhörlich über die Langsamkeit ihrer Kammerfrau, welche sich höchlich verwunderte, daß ein Werk von solcher Bedeutung plötzlich so sehr übereilt werden sollte.

„Ich danke Dir, Jane!" sprach endlich Ophelia in jenem Tone, der eigentlich wörtlich heißen soll: genug! Du bist nun fertig.

„Mylady wollen sich also nicht frisiren lassen?" frägte die Kammerfrau.

„Nein, Jane!" war die Antwort.

„Mylady wollen Ihre schönen Haare heute Abend nicht einmal mit einigen Blumen schmücken?"

„Nicht doch, Jane, laß mich gehen!" versetzte die Gräfin. — „Doch halt, warte, ich bitte Dich, gib mir mein Schreibzeug hieher!"

„Mylady scheinen ja ganz zu vergessen," wandte Jane ein, — „daß Mylord im Salon drüben . . . ."

Ophelia schnitt ihr durch eine Gebärde voll zürnender Ungeduld das Wort vor dem Munde ab und Jane beeilte sich zu gehorchen.

„Geh'!" sagte Ophelia zu ihr.

Jane entfernte sich, warf aber zuvor einen mürrischen Blick der Ueberraschung auf ihre Gebieterin.

„Ich muß! . . . . Ich muß! . . . ." flüsterte die Gräfin vor sich hin, als sie die Feder in's Tintenfaß tauchte. — „Hat er mir nicht selbst gestanden, daß er nur in dem Fall, wenn seine Pläne scheitern würden..."

Sie hielt inne und kaute an der Feder. —

„Mein Gott! mein Gott!“ hub sie nach einer Pause von Neuem an; — „ich weiß nicht . . . .“

Sie stützte den Kopf in die Hände und dachte eine Minute lang nach, worauf sie von Neuem die Feder ergriff und rasch einige Zeilen auf das Papier warf.

„Ich werde ihm sein Wort abnehmen,“ murmelte sie; — „sein Wort als Edelmann und Cavalier. Frank hat ein edles, ritterliches Herz . . . ich werde ihm mein Versprechen abnehmen! — Ach, ich muß, ich kann nicht länger so leben, und diese Hoffnung macht mich wahnsinnig.“

Sie faltete den Brief zusammen und adressirte ihn: An den Right Honourable Mr. Frank Perceval ꝛc.

Diesen Brief ließ sie in ihrer Toilette liegen und kehrte nun in den Salon zurück.

„Den Brief, den Du auf meiner Toilette finden wirst, Jane, laß augenblicklich auf die Post besorgen!“ sprach sie, ehe sie wegging.

Einen Augenblick später eilte Rio Santo's schönes Gespann mit Funken-sprühendem Huf in der Richtung von Covent-Garden über's Pflaster hin.

In demselben Augenblick, wo Rio Santo in der Säulenhalle vor dem Theater aus dem Wagen stieg und der Gräfin die Hand bot, legte sich eine Hand leise auf seinen Arm, ein Mann drückte ihm ein Papier in die Hand und verschwand alsbald wieder unter der Menge.

Als Rio Santo die Treppe empor stieg, entfaltete er das Papier und las verstohlen seinen Inhalt, der in Kürze nur folgender war;

„Auf der linken Seite des ersten Rangs, Loge Nro. 3, sitzt die Prinzessin von Longueville.“

„Alles geht nach Wunsch!“ murmelte Rio Santo vor sich hin und schielte lauernd nach der Gräfin herüber; — „die Prinzessin erscheint unter den willkommensten Auspizien in der großen Welt.“

(Ende des ersten bis dritten Bändchens.)

